This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

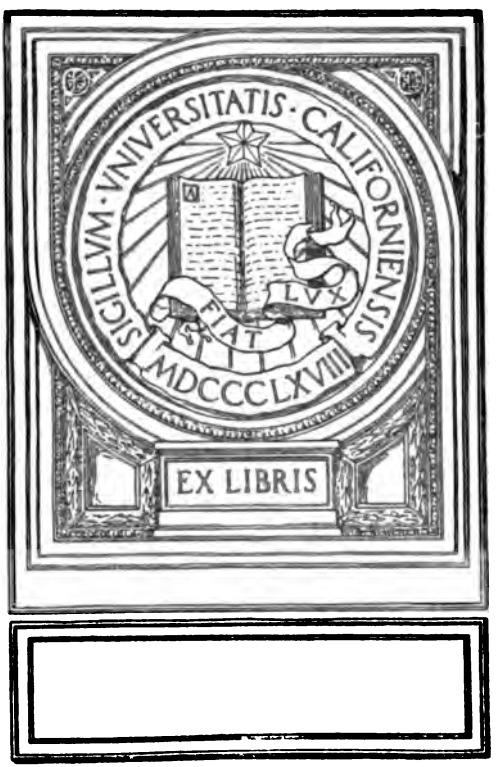
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

· FROM · THE · LIBRARY · OF ·
· KONRAD · BURDACH ·



Erlebnisse
mit
Richard Wagner, Franz Liszt
und vielen anderen Zeitgenossen
von
W. Weissheimer.

Stuttgart
und Leipzig
Deutsche
Verlags-Anstalt

Erlebnisse mit Richard Wagner, Franz Liszt

und vielen anderen Zeitgenossen.

W. Weißheimer.

Erlebnisse

mit

Richard Wagner, Franz Liszt

und vielen anderen Zeitgenossen

nebst deren Briefen.

Von

W. Weißheimer.

Mit dem Bildnis des Verfassers und Faksimiles von Briefen Wagners, Liszts und Bülows.

Zweite Auflage.

Stuttgart und Leipzig.
Deutsche Verlags-Anstalt.
1898.

Alle Rechte,
insbesondere das Recht der Ueberſetzung in andere Sprachen, vorbehalten.
Nachdruck wird gerichtlich verfolgt.

BURDACH

Papier und Druck der Deutſchen Verlags-Anſtalt in Stuttgart.

ML410
W45A3
1895

Inhalt.

Seite

Vorwort IX

Vor meinem persönlichen Bekanntwerden mit Wagner 1

Jugendeindrücke und Studienjahre in Darmstadt (1851—56) 1

Tannhäuser und Lohengrin im Hoftheater. Schindelmeisser. Der Fliegende Holländer in Frankfurt a. M.

Studienzeit in Leipzig (1856—58) 9

Moritz Hauptmann. Moscheles. Rietz. Livia Frege. Liszt im Gewandhaus und Tannhäuser im Stadttheater. Beethovens „neunte". Liszts Vortrag der Hammerklaviersonate. Konservatorist und Hofkapellmeister.

Besuch bei Richard Wagner 24

Frau Minna Wagner. Tichatscheck. Tausig.

Musikdirektor in Mainz 31

Theaterverhältnisse. Haus Schott. Peter Cornelius.

Die erste Tonkünstlerversammlung in Leipzig (1859) 35

Dr. Brendel. Franz Liszt. Hans v. Bronsart. Louis Köhler. Dr. Ambros. Felix Dräseke. Carl Riedel.

Studienzeit bei Franz Liszt (1859—61) 39

Fürstin v. Sayn-Wittgenstein. Graf Laurencin. Liszts Vortrag der Faustsymphonie. Liszt als Lehrer. Carl Tausig. Franz Bendel. Smetana. Eduard Lassen. Edmund Singer. Grün. Emilie Genast. Ingeborg Starck. Peter Cornelius. Rheingoldpartitur. Tristanfragment. v. Dingelstedt. Gutzkow. Genelli. Hoffmann v. Fallersleben. „Auf der Bierbank". Heimbegleitung Liszts unter erschwerenden Umständen. Der „errlose Brendel". Ritter

Seite

Toggenburg bei Hof. Großherzog und Großherzogin. Cosima v. Bülow. Analyse von Tristan und Isolde. Konzertdirigent in Leipzig. Liszt in Leipzig.

Liszts Prometheus. Besuch in Weimar. Lohengrin in Mannheim 61

Euterpekonzerte in Leipzig. Angebliche Katzenmusik mit Rindskaldaunen.

Die Tonkünstlerversammlung in Weimar 1861 . 68

Emil und Blandine Ollivier. Prinzessin Marie und Fürst Hohenlohe. Beethovenflügel und Mozartklavier. Orchesterprobe und Richard Wagner. Oskar Becker und Felix Dräseke. Dreizehn und kein Ende. Liszts Faustsymphonie und Konzert der „Jungen". Souper bei Serenissimus. Rütlischwur im Schießhaus.

Nochmals Musikdirektor in Mainz 78

Ewald Grobecker aus Wiesbaden. Wagner kommt von Wien. Die Meistersinger von Nürnberg. Betty Schott, Franz Schott und Richard Wagner. Franz Liszt im Hotel Barth. Gustav Schmidt. Peter Cornelius. Wagner liest den Meistersingertext. Mathilde Maier.

Wagner in Biebrich (1862) 93

Die ersten Meistersingertakte auf der Mainzer Rheinbrücke. Möbeltransport und Auspackung bei echtem Johannisberger. Wagner bei der Arbeit. Besuch seiner Frau in Biebrich. Der rauchende Offizier. Wagner errät vier Glücksnummern beim Roulette. Sein Besuch in Darmstadt und in Osthofen. Beginn seiner Briefe an mich. Schnorr v. Carolsfeld und Frau. Hans v. Bülow und Frau. Das Hundemalheur. Der Maler in tausend Nöten. Fünf Wesendonckgedichte. Emilie Genast. August Röckel. Fröhliche Rheinfahrt. Bettelplage und Apollinariskirche. „Ich danke Ihnen!" Der Hundertthalerschein und die Landnymphe. Ferdinand David. Joachim Raff. Sturmwind und (Meistersinger-)Blätterfall. Tasso in Frankfurt. Wagner mit Hans und Frau v. Bülow in Osthofen. Bülows Abreise von Biebrich. Die großherzgl. bad. Herrschaften und die Meistersinger. Wagners pekuniäre Verlegenheiten. „Wehwalt". Lohengrin in Frankfurt unter Leitung Wagners.

Vorbereitung zum Konzert in Leipzig 163

Seite

Zusage Hans v. Bülows und Schnorrs v. Carolsfeld. Besuch bei Konrad Schleinitz. Orchesterstimmen für Wagner aus dessen Originalpartituren. Dresdener Generaldirektion verweigert Schnorr den erbetenen Urlaub. Auch auf Wagners Eingabe. Heinrich v. Treitschke. Briefe Hans v. Bülows.

Konzert mit Richard Wagner und Hans v. Bülow . 194
Berichte der Illustrierten Zeitung, Mitteldeutschen Volkszeitung und der Signale für die musikalische Welt. Wagner vor seinem Geburtshaus und im Leipziger Theater. Breitkopf & Härtel.

Wagner in Wien (1863) 209
Briefe Wagners und Schnorrs. Wagner-Konzerte in Wien und Prag. Proben zu Tristan und Isolde in Wien. Doktor Standhartner. Cornelius. Taufig. Goldmark. Johannes Brahms. Die Tenoristen Ander und Walter. Abreise Wagners nach Petersburg über Biebrich. Verspätete Rückkehr. Tristan vom Repertoire abgesetzt. Wagner in Penzing bei Wien. Briefe nach Osthofen. Konzertprojekte. Kapellmeister Hermann Levi.

Wagner in Stuttgart (1864) 259
Telegramm nach Osthofen. Kapellmeister Eckert und Abert. Dr. Grunert. Don Juan im Hoftheater. Wagners Ergriffenheit. Wagners Verzweiflung. Projektierte Fahrt nach der Rauhen Alb. Wagners Errettung durch Ludwig II. Abreise nach München.

Wagner in München 269
Wagners Brief über sein Glück.

Wie Richard Wagner nach München kam 272
Polemik in der Allgemeinen Zeitung und Didaskalia. Mein Schlußwort.

Ferdinand Lassalle 289
Zusammentreffen in Mainz. Lassalles Rede in Frankfurt. Gräfin Hatzfeld und Lassalle besuchen mich in Osthofen. Gemeinschaftliche Reise in die Pfalz. Lassalle über Bülow. Einladung, mit ihm in die Schweiz zu reisen. Trennung. Lassalles Tod.

Kapellmeister in Augsburg 1864—65 311
Besuch bei Wagner in Starnberg. Wagner über Lassalle. Wagners Judenbroschüre und Halévys „Jüdin“. Auf-

Seite

führung des Tannhäuser in Augsburg. Besuche bei Wagner in München. Briefe Wagners und Bülows. Als Kapellmeister in

Berlin 340

Düsseldorf 342

Erstaufführung des Fliegenden Holländers und Konzert mit Hans v. Bülow. Gräfin v. Hatzfeld.

Würzburg (1866) 355

Anwesenheit Ludwigs II. Braut von Messina mit Wagner-ouvertüren. Der Hofmarschall wider Willen — Zuhörer. Brief von Cosima v. Bülow. Erstaufführung des Rienzi.

Die Tonkünstlerversammlung und das Wartburg-fest 1867 364

Meister Liszt. Brendel. Riedel. Luise Otto. Dr. Damrosch. Müller-Hartung. Ernst Keil. Eduard Reményi. Friedrich Bodenstedt. Graf v. Redern.

Letzte Saison in Würzburg (1868) 375

Titus und Idomeneus. Briefe von Wagner, Hermann Levi und Reményi.

Erlebnisse in München 381

Erzählt durch Abdruck der damals geschriebenen Briefe an meine Frau. Erste Aufführung der Meistersinger. Wagner und Ludwig II.

Nachwort. Briefe von Liszt 405

Anhang. Verzeichnis meiner im Druck erschienenen Werke. XI

Vorwort.

Zweck dieſes Buches iſt, die darin auftretenden Perſonen ſo zu ſchildern, wie ſie mir im Umgang erſchienen ſind, damit ſie jeder, der ſie nicht kannte, womöglich lebend vor ſich ſehe. Es durfte daher an ihrem Bilde nichts „glorifiziert", nichts im günſtigen Sinne hinzugefügt oder im gegenteiligen hinweggelaſſen werden. Wie ſie waren und ſich in meinem Erinnern abſpiegelten — beſonders die beiden Hauptperſonen —, ſo mußten ſie bleiben. Bei dieſer getreulichen Schilderung wurde ich, außer von einem ſehr guten Gedächtnis, durch viele noch erhaltene Schriften und Aufzeichnungen unterſtützt, welche mir es ermöglichten, die Betreffenden öfters in ihren wörtlichen Aeußerungen reden zu laſſen. Was ſich hierbei nicht ganz feſt in meinem Gedächtnis eingegraben hatte oder nicht in gleich darauf Niedergeſchriebenem feſtgeſtellt war, ließ ich lieber beiſeite, um ja nicht in die Gefahr zu kommen, jemand etwas in den Mund zu legen, was er nicht wirklich geſagt habe. Ich war in dieſem Punkte äußerſt ſkrupulös; denn genaue und wahrheitsgetreue Schilderung iſt bei kunſthiſtoriſchen Schriften vor allem geboten, wollen ſie über-

haupt Anſpruch auf Wert erheben. Ich leugne nicht, daß ich ſo kühn bin, dieſen zu beanſpruchen, und hoffe, daß der freundliche Leſer meiner Schilderung mit Intereſſe folgen möge, deren Hauptperſonen ihm vielleicht in einem teilweiſe ganz neuen, deshalb aber nicht weniger intereſſanten Lichte erſcheinen werden.

Freiburg i. B., im Januar 1898.

Wendelin Weißheimer.

P. S. Bei Durchſicht der Reindruckbogen finde ich, daß der Relativſatz auf Seite 10, Zeile 3 von unten, mißverſtändlich ſo gedeutet werden könnte, als habe Mendelsſohn zu der Zeit, aus der ich an jener Stelle erzähle (Mitte der fünfziger Jahre), noch gelebt. Ich erſuche deshalb den geneigten Leſer, die Worte „welcher damals“ zu ſtreichen und dafür „als er noch“ zu ſetzen.

D. O.

Vor meinem persönlichen Bekanntwerden mit Wagner.

Jugendeindrücke und Studienjahre in Darmstadt.

Als ich in früher Jugendzeit in meinem Heimatsorte zuweilen von einem dort wohnenden Barbier Bach reden hörte, schlug dieser Name mit ganz anderm Klange an mein Ohr, als wenn etwa von Michel, Breth oder Kunz die Rede war. Jedesmal bemächtigte sich beim Hören des Namens „Bach" meiner Jugendphantasie eine Ahnung von etwas Großem, unendlich Erhabnem, ohne daß ich mir des Grundes bewußt wurde. Unmöglich konnte ich damals schon von dem fabelhaften Leipziger Kantor gehört haben, denn es stammt diese mir heute noch unerklärliche Erinnerung aus meiner allerfrühesten Jugendzeit, in der man von alledem nichts weiß oder sicherlich sich nichts davon merkt. Ganz ähnlich erging es mir, als ich in den schon etwas vorgeschrittenen Knabenjahren zum ersten Male den Namen Richard Wagner aussprechen hörte. Einer meiner Brüder, der damals in der Nähe von Wiesbaden lebte, kehrte in die Heimat zurück und erzählte unter anderm von der dortigen Aufführung des Tannhäuser und von seinem kühnen Autor, der alle Kunstregeln umstürzen wolle. „Tannhäuser",

„Richard Wagner", mit zauberischem Klange schlugen wiederum diese Worte an mein Ohr und ließen mich eine neue Welt ahnen! Was das lebhafte Interesse für Wagner in mir noch steigerte, war die Wahrnehmung, daß die damalige Tagespresse einmütig über ihn herfiel und ihn unbarmherzig verdammte. „Der muß etwas Großes sein," dachte ich unwillkürlich — und bald schon sollte sich dieser naive Glaube in sein besseres Teil, in Ueberzeugung verwandeln.

Mit meinem dreizehnten Jahre war ich nämlich aus meinem Geburtsorte Osthofen in Rheinhessen nach der Residenz Darmstadt übergesiedelt, um in der dortigen Realschule meine Studien fortzusetzen. An einem schönen Sommerabend des Jahres 1852 enthielt das Programm eines Militärkapellenkonzertes, das an einem benachbarten Vergnügungsorte statthatte, unter anderm auch den „Einzug der Gäste auf Wartburg" von R. Wagner. Natürlich eilte ich hinaus und vernahm mit unendlicher Spannung die ersten Tannhäuserklänge, die originelle Trompetenfanfare, die aufwirbelnden Triolenfiguren, die mich gleich mit in die Höhe nahmen, um, dann sanft wieder hinabgleitend, in das prachtvolle, feierlich-edle Hauptthema einzuleiten. Sofort erkannte ich, das sei kein Marsch wie andre Märsche, keine Musik wie andre Musik, und wenngleich mir auch das vollmelodiöse zweite Thema etwas „weberisch" erschien, so brachte der nun folgende kräftige und scharfrhythmische dritte Hauptgedanke, im besonderen dessen wundervoll graziöse Fortführung, sodann der imposante Abschluß mit den wieder aufwirbelnden Triolen und dazwischen schmetternden Trom-

petenfanfaren einen überwältigenden Eindruck in mir hervor, den ich mit nichts anderm vergleichen konnte. Und doch hatte ich nur das Arrangement einer, wenn auch vorzüglichen Militärkapelle gehört; ich kannte noch nicht den Originalklang dieser Musik, noch nicht jene intensive, entzückende Färbung, wie sie nur das wirkliche Orchester bieten kann. Bald sollte mir auch diese Gunst des Himmels zu teil werden.

An Stelle des verdienstvollen, bejahrten Hoftheaterkapellmeisters Mangold wurde der thatkräftige, jüngere Louis Schindelmeisser von Wiesbaden nach Darmstadt berufen, derselbe, der schon in der nassauischen Residenz, gleich nach Franz Liszt in Weimar, den Tannhäuser zur Aufführung gebracht und damit diesen Zündstoff auch in die rheinischen Gemüter geworfen hatte. In Darmstadt zögerte er gleichfalls nicht, damit vorzugehen, und mit Entzücken vernahm ich von meinem Klavierlehrer Wiese, der im Orchester das zweite Fagott blies, daß die Aufführung schon bald herrannahe. Ich bestürmte ihn, zu bewirken, daß ich die Hauptprobe hören könne, was ihm auch gelang. Klopfenden Herzens suchte ich in dem fast ganz dunklen Theater den Eingang zum Parterre. Als ich denselben umhertastend endlich gefunden und die Thür öffnete, kam mir aus dem vollbesetzten Orchester, bei herabgelassenem Vorhang, ein wahrer Tonschwall entgegen; ein jeder probierte emsig an irgend einer schwierigen Stelle, die ihm noch nicht recht geläufig sein mochte; die Geigen schwirrten, die Bässe donnerten, Hörner, Trompeten und Posaunen schmetterten und dröhnten, die Klarinetten und Hoboen krähten und ächzten — ein wahrer Höllenlärm, der jedoch plötzlich

verſtummte, als Kapellmeiſter Schindelmeiſſer mit ſeinem des Schädels Blöße deckenden Sammetkäppchen am Pult erſchien und den Taktſtock ergriff, den er handhabte wie ſelten einer! Er ſagte trocken in ſeinem Königsberger Dialekte: „Na, die Ouvertüre haben Sie bereits eigenmächtig ohne meine Leitung geſpüllt, die ſchenke ich Ihnen jetzt; wir fangen jleich mit der erſten Scene ann.“ Nun kam der große Augenblick: im Schwirren der Töne ſtieg der Vorhang in die Höhe, eine prachtvolle Dekoration zeigte in roſigem Lichte die Venusgrotte, die Bacchantinnen begannen ihren wilden Reigen, und aus dem Orcheſter quoll eine Muſik — ſo feenhaft ſchön, wie ich es nicht für möglich gehalten, daß ein Menſch im ſtande ſei, ſie zu erfinden. Staunend folgte ich dieſen Zauberklängen, die mich in eine ſolche Ekſtaſe verſetzten, daß ich gewaltſam an mich halten mußte, um nicht laut zu ſchreien oder gar von meinem Sitze in die Höhe zu ſchnellen. Wer könnte auch ruhig bleiben bei dieſen beſtrickenden Violinen, die in langgezogenen Tönen glühende Liebe ſingen, während die chromatiſch aufſteigenden Violoncelle ſie ſtürmiſch zu umfangen trachten, bei den zuckenden Accorden der Flöten, Hoboen und Klarinetten, die im feurigen Glutofen des hochwirbelnden Tremolo gleichſam ſchmelzend in einzelnen ſchweren Tropfen herabfallen, bei dem ſüß-innigen Sirenenrufe: „Naht euch dem Strande,“ oder bei dem darauf erfolgenden wahnſinnig tollen und gellenden Wiederausbruche der ſtürmiſchen Leidenſchaft bis zu ihrem Kulminationspunkte, von dem ſie dann langſam ermattend herabſinkt und in wohligen Harfenklängen leiſe und ſehnſüchtig verhallt — —! Nun wußte ich es:

Das ist eine völlig neue Kunst, eine Klangmischung, wie sie noch niemand gefunden, eine Färbung, die uroriginal „Wagner" ist, die man weder mit der Mozart-Beethovenschen noch der Weberschen verwechseln konnte, und die, wie ich dann später fand, über alle Wagnerschen Werke ausgebreitet ist, aber speziell im Tannhäuser am intentivsten hervorleuchtet, der auch als Bühnenstück wohl das flotteste von allen sein dürfte.

Die eigentümlich ineinander geschobenen Accordwindungen, die Tannhäuser zu Anfang der zweiten Scene aus dem Schlummer ziehen, ließen auch mich aus der Extase erwachen, in die mich die erste Scene versetzt hatte. Nüchterner, wenn auch mit stillem Entzücken, folgte ich dem interessanten Dialog zwischen Tannhäuser und der Venus, hörte das leise, von ihm so schmerzlich ersehnte Glockengeläute auf der wunderbaren Accordfolge, die Nachtigall, sein stolzes Minnelied, erbebte mit der aufschnellenden Venus und wußte sehr schnell den besonderen Wert des: „Hin zu zu den kalten Menschen flieh", mit dem schönen Violoncelleinsatz, zu würdigen. Was ich sonst noch alles empfand in dieser mir unvergeßlichen Probe, wollte ich es detailliert hier wiedergeben, so würde der Zweck und wohl auch der Raum dieses Buches bedeutend überschritten; — auch bedarf es jetzt keiner näheren Erörterung mehr, da, was ich damals mit nur wenigen erkannte, jetzt längst von Tausenden und Abertausenden gefühlt wird, ich also schwerlich damit etwas Neues sagen könnte. Es möge daher nur noch bemerkt sein, daß diese Tannhäuserprobe nebst der tags darauf folgenden ersten Aufführung, die sehr glücklich von

ſtatten ging, eine große Umwandlung in mir hervorrief: die geahnte neue Welt war mir in der That aufgegangen! Zunächſt ſtudierte ich nun das große Werk genau. Mein Klavierlehrer Wieſe wußte ſich aus dem Theater den Klavierauszug zu verſchaffen. Ich machte mich emſig darüber her und notierte mir gleich diejenigen Stellen, die mich zunächſt ergriffen. Immer aber entdeckte ich wieder andres, Neues, das mich noch mehr entzückte, auch das mußte ich haben, und ſo ſchrieb ich denn und ſchrieb — bis ich richtig den ganzen Tannhäuſer beiſammen hatte! Dieſes wunderliche Exemplar, das ich heute noch beſitze, zeigte ich ſpäter einmal Meiſter Liszt, der voll Verwunderung darob die Hände über dem Kopfe zuſammenſchlug. Es war ganz von ſelber entſtanden; das Schreiben war keine Arbeit, ſondern gewährte mir den größten Genuß.

Kaum war mir der Tannhäuſer ganz inne, da führte auch ſchon Schindelmeiſſer das zweite Hauptwerk Wagners, den Lohengrin, auf. Der brachte mich nun ganz aus Rand und Band! Mein Wachen und Träumen war Lohengrin — und mochten meine Mathematik- und Chemieſtudien noch ſo ſehr darunter leiden, ich konnte nicht anders, ich mußte dieſen Weihetrank bis zur Neige lehren, eh' ich im ſtande war, wieder an was andres zu denken. Da ich in meiner Schulklaſſe noch zwei bis drei Geſinnungsgenoſſen vorfand, die nebenbei auch ganz paſſabel Geige ſpielten, und unſer genialer Profeſſor der Mathematik, Dr. Zehfuß, zugleich ein heimlicher Violoncelliſt war, ſo gelang es mir bald, dieſes Quartett mit meinem Klavier zu verbinden. Ich arrangierte zu dieſem Zwecke, den vorhan-

denen Kräften und Fähigkeiten entsprechend, die Hauptstücke aus Tannhäuser und Lohengrin, und jeden Sonn- und Feiertag kamen wir zusammen, um uns daran zu ergötzen. Das waren genußreiche Stunden.

Eines Tages las ich in einer Frankfurter Zeitung von der bevorstehenden Aufführung des „Fliegenden Holländer" unter Leitung des Kapellmeisters Gustav Schmidt, der ebenfalls zu Wagners persönlichen Freunden zählte. Selbstverständlich fuhr ich zur Aufführung nach Frankfurt hinüber und hatte nun auch das dritte große Werk auf meinem „Repertoire". Ich war in einem völligen Wagnerdelirium — — noch vermehrt durch die Lektüre des Wagnerschen Buches: „Oper und Drama" und der Schrift: „Die Kunst und die Revolution".

Mittlerweile waren die Jahre 1853—55 vergangen; im folgenden sollte ich meine Studien beenden und in das praktische Leben treten. Vorher wollte ich mich aber noch ein wenig in der Theorie der Musik umsehen und wandte mich zu diesem Behufe an Kapellmeister Schindelmeisser. Derselbe war so gütig, mich in den sogenannten Generalbaß und Kontrapunkt einzuführen. Es ging das so schnell von statten, daß er sich öfters wunderte, und als ich gar anfing, lustig drauf los zu komponieren, sagte er eines Tages zu mir: „Junger Freund, Sie haben vüll, vüll Talent, Sie dürfen nichts andres als Musiker werden!" Ich bemerkte ihm, das ginge nicht an; mein Vater sei entschieden dagegen. Was that nun Schindelmeisser? Zu meiner Ueberraschung machte er sich sofort auf den damals noch recht unbequemen Weg nach Osthofen und bestürmte

meinen Vater so lange, bis dieser seine Einwilligung gab! Bei dieser Gelegenheit erzählte er auch viel von seinen Beziehungen zu Richard Wagner, den er schon seit seiner Jugendzeit kannte, und zu dem er sogar in einem weitläufigen verwandschaftlichen Verhältnis stand.

Vor seiner Rückkehr nach Darmstadt verehrte mir Schindelmeisser sein wohlgetroffenes Porträt und einen seiner vielen Originalbriefe Richard Wagners, womit er mir natürlich eine außerordentliche Freude bereitete. Wie einen Talisman bewahrte ich denselben und will nun auch mit ihm die Reihe meiner Wagnerbriefe eröffnen; sein wenn auch kurzer Wortlaut ist dennoch von hinreichendem Interesse und soll daher nicht verloren gehen. Er lautet:

Zürich, 5. Oktober 1854.

Liebster Freund!

Meine Frau ist gegenwärtig in Deutschland; sie reist über Frankfurt (wohin sie von Schmidt zur Aufführung einer meiner Opern eingeladen ist) zurück und wird ungefähr gegen den 20. d. M. dort sein. Nun würde aber sie und mich es außerordentlich freuen, wenn sie den Lohengrin in Darmstadt hören könnte. Ich bitte Dich daher, es doch ja möglich zu machen und deßhalb — wegen des Tages — Dich mit ihr in Rapport zu setzen. Sie soll Dir — von Weimar aus — genau melden, wann sie in Darmstadt sein kann; da erweise ihr dann die Freundlichkeit, nach Kräften dafür zu sorgen, daß ihr Wunsch erfüllt werde. —

Tausend Dank im Voraus!

Dein R. W.

Studienzeit in Leipzig.

Mit einem Empfehlungsschreiben Schindelmeissers an den berühmten Theoretiker Moritz Hauptmann zog ich Anfang Mai 1856 wohlgemut nach Leipzig und trat auf dessen Rat ins dortige Konservatorium der Musik ein, wo mir der Unterricht Hauptmanns und Richters im Kontrapunkt zu teil wurde. Tüchtig Klavier spielen lernte ich bei den Professoren J. Moscheles und L. Plaidy, und komponieren sollte ich lernen bei Julius Rietz, dem damals allgewaltigen Leiter der berühmten „Gewandhauskonzerte", dem Nachfolger Mendelssohn-Bartholdys. Rietz war bekanntlich entschiedener Gegner der Wagnerrichtung und führte den Krieg selbst in den Unterrichtsstunden. Natürlich hatte er bald heraus, daß ich auch „einer von denen" war. Ich brachte ihm eines schönen Tags eine Ballade von Schiller für Baryton und Orchester — da brach's los. Mit einem stechenden Blick sah er mich an: „Ich muß Ihnen sagen, daß mir die Komposition total mißfällt. Gehen Sie damit nach Weimar; da wird man Ihnen schöne Worte sagen! Sie scheinen ein Anhänger Wagners zu sein, und das ist Ihr Verderben! Sehen Sie diese Wände an, in denen ich schon zehn Jahre unterrichte; diese haben noch nichts andres gehört als Warnungen über Warnungen — und von allen, die ich warnte, sind Sie der Schlimmste!" Man kann sich denken, wie verblüffend und geradezu niederschmetternd eine solche Anrede auf mich wirken mußte, — ich suchte meinen Kopf, und als ich den

wiedergefunden hatte, beschloß ich, keine Stunde mehr bei Rietz zu besuchen. Ich studierte des genauesten das große Kompositionslehrbuch von Adolf Bernhard Marx und — die Klassiker, hörte die Vorträge von Franz Brendel, dem Redakteur der „Neuen Zeitschrift für Musik", des damaligen Wagnerblattes, und verbrachte die Abende in dem heiteren Klub „Aufschwung" mit den Kollegen v. Bernuth, Riedel, Otto Singer, Felix Dräseke und Hermann Levi oder im Familienkreise des geistvollen Naturforschers Roßmäßler. Die meisten Mitglieder des „Aufschwung" waren „Schumannianer"; trotzdem wurde mir der Zutritt nicht verwehrt, und ich spielte als „Wagnerianer" häufig genug die Rolle des „Hechts im Karpfenteich", in den entbrannten Meinungskämpfen nur von Dräseke sekundiert, der, wie ich von Rietz wußte, auch „einer von denen" war, die er so oft vergeblich „gewarnt" hatte. Trotz seiner Gegnerschaft führte übrigens Rietz in den Gewandhauskonzerten als gewissenhafter Kapellmeister sehr gut das erste Lohengrinfinale und Wagners Faustouvertüre auf!

Wie groß damals die Abneigung gegen Wagner in den tonangebenden höhern Gesellschaftskreisen war, mag folgendes Beispiel zeigen. Ich hatte vom Stuttgarter Hoftheaterintendanten Baron v. Gall ein Empfehlungsschreiben an Frau Livia Frege in Leipzig erhalten, die bekannte Verehrerin Mendelssohn-Bartholdys, in deren hochangesehenem Hause viel musiziert wurde, häufig auch in Gegenwart von Mendelssohn, welcher damals in Leipzig Kapellmeister war. Frau Frege galt als Protektorin aller guten Musik und aller guten Musiker — was Wunder,

wenn ich mir vornahm, ſie auch mit Wagner bekannt zu machen, von dem ſie ſo gut wie nichts zu kennen ſchien! Die Gelegenheit bot ſich einmal nach Tiſch, als ſie mich aufforderte, ihr etwas vorzuſpielen. Zuerſt ſpielte ich eine Sonate von Beethoven, und dann, als ſie noch mehr hören wollte, platzte ich mit dem Vorſpiel aus „Lohengrin" heraus. Sie wußte erſt nicht, woran ſie war, wurde unruhig, rückte mit dem Stuhl, bis endlich die Frage kam: „Was ſpielen Sie denn da?" Als ich ihr antwortete, ſprang ſie auf, ging eilig in das nächſte Geſellſchaftszimmer und ſagte den dort Anweſenden ſo laut, daß ich's hören mußte: „Nein, wagt dieſer junge Mann mir meinen Salon mit Wagnerſcher Muſik zu entweihen!" — ich empfahl mich franzöſiſch. Als ſie mich ſpäter nach Eröffnung der Konzertſaiſon unter den Zuhörern im Gewandhausſaal erblickte, lorgnettierte ſie mich öfters und ziemlich auffällig aus ihrer Loge, in der ſie rechts über dem Orcheſter thronte, wo der ſchöne Spruch zu leſen war: Res severa est verum gaudium. Ueber dem Spruch war ein großes Relief Mendelsſohns, die Loge Freges dicht daneben. Ich ſah ein, wie übel angebracht meine Wagnerpropaganda im Hauſe Frege geweſen.

Das muſikaliſche Leipzig ſegelte damals durchweg in Mendelsſohns Fahrwaſſer. Von den Neueren war nur Robert Schumann geduldet, „Neuweimar" aber gehaßt und bekämpft. Welchen Effekt es machte, als plötzlich Franz Liszt im res severa-Saale auftauchte und am 26. Februar 1857 darin ein Konzert dirigierte, kann man ſich leicht vorſtellen. Das Duett aus dem „Fliegenden

Holländer", von Herrn und Frau v. Milde aus Weimar wundervoll vorgetragen, errang kaum mehr als einen Achtungserfolg, Les Préludes und Mazeppa unter Liszts Leitung wurden ausgeziſcht. Es war ein förmlicher Kampf zwiſchen den paar Applaudierenden und der pfeifenden und hohnlachenden Menge, welche, von dem unglücklichen Beckenſchlag Mazeppas aufgeſchreckt, in eine ſchmähliche und langanhaltende Heiterkeit ausbrach.

Einige Tage darauf, Anfang März, dirigierte Liszt im Leipziger Stadttheater den Tannhäuſer. Zu beſſerem Gelingen war wiederum das Ehepaar v. Milde berufen, das in den Partien des Wolfram und der Eliſabeth wahrhaft excellierte. Beſſer hätte man jedoch den Tenoriſten Caspari in Weimar gelaſſen, der dem Tannhäuſer abſolut nicht gewachſen war. Liszt wurde am Dirigentenpult jubelnd empfangen; mehrmals mußte er ſich nach verſchiedenen Richtungen hin verbeugen, wobei ihm die langen Haare, die ſchon faſt weiß waren, über das Geſicht fielen, es auf Augenblicke ganz verdeckend. An den etwas ſehr langſamen Tempi merkte man, daß er ſich heute in andächtiger, feierlicher Stimmung befand, während er tags vorher in der Hauptprobe ſehr aufgeräumt und zu Scherzen geneigt war, zum Beiſpiel, als er dem Paukenſchläger empfahl, gegen das Ende der Ouvertüre eine gewiſſe Note ſchärfer zu accentuieren, ſo eine rechte „Pfundnote" zu machen, wie er ja eigentlich gar nicht anders könne. Stürmiſche Heiterkeit darob im Orcheſter, denn die Pauke wurde von dem damals ſehr bekannten und originellen Pfund geſchlagen. Zur Aufführung hatte ich mir mit Felix Dräſeke,

welcher von Berlin herübergekommen war, einen Platz im zweiten Rang erobert. Vor Beginn der Vorstellung erzählte er mir, er sei bei Liszt im Hotel de Pologne gewesen und habe ihm seine Partitur zur Oper „Sigurd" gebracht, zu deren Niederschrift er extrahohes Notenpapier liniieren lassen mußte, weil kein vorhandenes die „rechte Höhe" hatte. Liszt sei beim äußeren Anblick dieser Partitur wahrhaft erstaunt gewesen, habe sie sogleich aufgeschlagen und, die Unmasse von engen Systemen erblickend, ausgerufen: „Die ist ja optisch unmöglich zu lesen," worüber sich Dräseke halb totlachen wollte. Unsre Unterhaltung verstummte natürlich beim Erscheinen Liszts und dem Beginn der Ouvertüre, welche auch in Leipzig ihre unwiderstehlich-zündende Macht bewährte. Jeder Versuch der Gegnerschaft wurde in brausendem Jubel erstickt; nicht so aber nach dem ersten Akt, wo sie durch Casparis ungenügende Leistung bedeutend Oberwasser erhalten hatte. Alle Beifallsversuche wurden energisch niedergezischt. Anfang des zweiten Aktes gelang es Frau v. Milde, in ihrer Begrüßung der „teuren Halle" die Stimmung zu beleben; im darauf folgenden Duett mit Tannhäuser sank sie wieder bedeutend. So ging es bis zum Schluß der Oper fort — unter Beifall und Zischen. Das Ende war kaum abzusehen; denn Liszt wurde im dritten Akt immer „entrückter", — langsam und langsamer. Von einem Sieg konnte keine Rede sein.

Der Aufenthalt in Leipzig war unter solchen Umständen für einen „Weimaraner" nichts weniger als angenehm, und oft gedachte man der Worte eines bekannten Dichters: „Leipzig, Leipzig — arger Boden — Schmach für Unbill

ſchufeſt du" — Worte, deren Bedeutung ſelbſtverſtändlich aus dem Politiſchen ins Muſikaliſche übertragen wurde. Jede ſich darbietende Gelegenheit, den düſteren Mauern zu entrinnen, wurde ergriffen. In Begleitung Otto Singers fuhr ich Anfang Februar 1857 zu einem Beſuch Felix Dräſekes auf acht Tage nach Berlin, um dort der Aufführung von Beethovens missa solemnis beizuwohnen, welche der Sternſche Geſangverein mit unglaublicher Ausdauer vorbereitet und ermöglicht hatte. An andern Orten war dergleichen gar nicht zu hören, auch in Leipzig nicht, wo der Riedelſche Verein erſt im Entſtehen begriffen. Im September desſelben Jahres (1857) lockten mich die Karl Auguſt-Feſte nach Weimar, wo Liszt ſeine Fauſtſymphonie, die Kantate „An die Künſtler" u. ſ. w. aufführte, und im November ging es wieder auf Einladung Dräſekes nach Dresden (wohin derſelbe inzwiſchen übergeſiedelt war), um dem großen Lisztkonzert im Königlichen Hoftheater beizuwohnen, in welchem die Prometheuschöre und die Danteſymphonie unter Liszts Leitung erklangen!

Nach ſolchen intereſſanten und erfriſchenden Ausflügen ſchmeckte dann natürlich der Leipziger Kontrapunkt wieder viel beſſer; ich arbeitete nach Hauptmanns Anweiſung Fugen über Fugen aus, einmal auf ſein Verlangen auch eine mit Text, die mir aber beinahe ſchlecht bekommen wäre. Hauptmann ſagte: „Wählen Sie ſich irgend eine Stelle aus den Pſalmen, aus der ſich zwanglos ein Fugenthema bilden läßt, und führen Sie es vierſtimmig durch." Eifrig lief ich nach Hauſe, ſchlug die Pſalmen auf und hatte gleich eine Stelle

gefunden, aus der mir ein Fugenthema entgegenblinkte. Sofort ging ich an die Ausführung. Es begann der Baß: „Ich bin gelehrter als alle meine Lehrer, denn meine Zeugniſſe ſind meine Rede"; dann ſetzte der Tenor mit demſelben Satz in der Quinte ein und ſo weiter in allen Stimmen, zuletzt in der Engführung. Immer fügte ſich zwanglos und ungeſucht dieſe zufällig gefundene Stelle aus den Pſalmen. Die Fuge war in wenig Stunden beendet, und den andern Morgen brachte ich ſie Hauptmann. Kaum hatte der außergewöhnlich ſanfte und liebenswürdige Mann hineingeſehen, als er ſich plötzlich verwandelte und in förmliche Wut geriet. Er, deſſen Stimme immer nur ſäuſelte, wurde plötzlich ſo laut, daß ich und meine Kollegen darob förmlich erſchraken. Was konnte er haben? Ich dachte nicht im entfernteſten an jene unglückliche Pſalterſtelle. An meiner wirklich unſchuldigen Miene mochte er plötzlich gemerkt haben, daß ihm ſozuſagen ein Lapſus paſſiert war. Sofort ſprach er wieder wie ſonſt: „Laſſen Sie ſehen; das iſt ja recht hübſch" — korrigierte emſig, was zu korrigieren war, und verabſchiedete mich in der liebenswürdigſten Weiſe.

Auch gelegentlich der Aufführung von Beethovens neunter Symphonie trug ſich auf der Gewandhaustreppe eine heitere Epiſode zu. Der Andrang war groß, der Saal noch geſchloſſen. Es mochte wohl noch eine halbe Stunde dauern, bis geöffnet wurde, da fing ich, ganz oben ſtehend, mit lauter Stimme das dem Publikum nicht bekannt gegebene und für das Verſtändnis der „Neunten" mir ſo wichtig dünkende Programm Wagners an vorzuleſen, dem die Verſammelten auf der großen Treppe, die bis

hinunter angefüllt war, mit gespannter Aufmerksamkeit bis zu Ende folgten. Es erscholl Beifall; da öffnete sich hinter mir die Flügelthüre, und heraus sah mit ironischem Blick — Julius Rietz. Nachdem er mich gemustert, sagte er: „Sie sind es, das dachte ich mir doch gleich," dann verschwand er, und die Thüre schloß sich wieder unter der Heiterkeit der Umstehenden.

Nach dem etwas verunglückten Tannhäuser war in dem damals sehr mittelmäßigen Leipziger Stadttheater von Wagner so gut wie keine Note zu hören. Als mir Kunde von einer Lohengrin-Aufführung in Weimar wurde, ging ich schnell entschlossen mit einigen Studiengenossen Anfang 1858 dorthin. Bei unsrer Ankunft fanden wir „Lohengrin" wegen Unpäßlichkeit des Herrn v. Milde abgesagt. Unser Leid war groß! Da kam aber ungeahnter Trost. Ein Herr mit langen Liszthaaren näherte sich uns, sicherlich angezogen von demselben Abzeichen, das er auch auf unsern Köpfen verschwenderisch prangen sah. Kein Zweifel, — auch wir mußten Anhänger der neuen Richtung sein, — drum sagte er: „Die Herren sind gewiß gekommen, um ‚Lohengrin' zu hören. Der ist leider abgesagt; ich will Sie dafür aber mitnehmen in die Sonntagsmatinee auf der Altenburg und Sie Herrn Doktor Liszt vorstellen." Dieser Vorschlag des freundlichen Herrn wurde natürlich jubelnd aufgenommen, und freudig folgten wir ihm, stiegen bei dem Tannengebüsch (um mit Schiller zu reden) „die dreimal dreißig Stufen" hinan und standen vor der sogenannten Altenburg, der Wohnung des Gewaltigen. Aus der oberen Etage dröhnten uns donnerähnlich rollende Klavierpassagen entgegen, — in höchster

Erwartung traten wir ein: Liszt ſaß am Flügel, inmitten einer Zahl entzückter Damen und Herren. Als er von unſrer mißglückten Lohengrinfahrt hörte, ging er ſogleich auf uns zu, in ſeiner ſcharmanten Weiſe fragend, was er uns vorſpielen könne, um uns einigermaßen zu entſchädigen. Ich entſann mich der begeiſterten Schilderung Wagners über Liszts Vortrag von Beethovens „Hammerklavierſonate" und ſchnell entſchloſſen gab ich zur Antwort: wenn uns der Herr Doktor mit Beethovens opus 106 erfreuen würde, wäre dies eine Gunſt, welche wir nicht hoch genug ſchätzen könnten. Schmunzelnd willigte er ſofort ein, ſetzte ſich an den Flügel, poſtierte uns um ſich und begann zu präludieren, zuerſt in buntem Hin und Her, dann mehr und mehr Beethoven anklingend, bis zuletzt das pompöſe Hauptthema des erſten Satzes erdröhnte und uns den Beginn des koloſſalen Werkes markierte. In ſolcher Glorie mochte etwa vierzig Jahre vorher dieſes hoheitsvolle, machtgebietende Thema dem Haupte des göttlichen Schöpfers ſelbſt entſprungen ſein, wie es jetzt die Wunderhände Franz Liszts vor uns Staunenden auftürmten. Wie ſäuſelte dann das Piano nach der Fermate, und wie beredt ging es poco a poco crescendo wieder in das Forte, bis ſich das gigantiſche Thema wie ein ragender Felſen zum zweiten Male erhob und den Flügel erbeben machte! Wie perlte die leichte und doch ſo vielſagende Achtelbewegung der beiden Hände, wie kam da alles heraus und verſagte nicht das Kleinſte! Wer wäre im ſtande, dies nur annähernd zu beſchreiben! Wir hatten Unglaubliches gehört und — geſehen, denn auch Liszts Mienen interpretierten! Die

Noten hatte er nur pro forma aufgeſchlagen; ich ſtand daneben und ſollte die Blätter umwenden, vergaß es aber in der Ergriffenheit manchmal, was ihn nicht im mindeſten inkommodierte: er wußte alles auswendig.

Das tiefſinnige Adagio, eins der längſten und ergreifendſten Beethovens, geſtaltete ſich in der Lisztſchen Wiedergabe zu einer wahren Offenbarung. Der Anfang klang ſo feierlich wie von Blasinſtrumenten vorgetragen. Beethoven entſchloß ſich bekanntlich, dieſem wunderbar feierlichen Thema zur Einführung einen neuen Takt vorangehen zu laſſen, als er bereits bei der Korrektur des Stiches angelangt war. Es ſchien ihm dieſer nachträglich gefundene Einleitungstakt ſo wichtig, daß auf ſeinen Wunſch eine neue Platte geſtochen werden mußte, da auf der alten dieſer Takt nicht unterzubringen war. Derſelbe bildet gleichſam einen Hinweis auf das folgende. Inſtrumentiert würde der neue Takt dem Streichquartett zufallen, während der zweite mit den Bläſern einſetzte. So mochte auch die Lisztſche Auffaſſung geweſen ſein, denn zu Anfang des zweiten Taktes berührte er ſchnell die untere Oktave des Beethovenſchen Grundtons, wie wenn hier erſt der eingeſchobene Einleitungstakt (in den Kontrabäſſen) zu Ende gelangt wäre. Ein ganzes Orcheſter war aus dem Lisztſchen Vortrag dieſes Adagios herauszuhören; z. B. beim Eintritt des 2. Themas in Dur die tiefſten Töne der Tuba und bei der Wiederkehr des erſten die ausdrucksvollen Violinpaſſagen in den Zwei- unddreißigſtelfiguren. Mit welchem Ausdruck er dieſe inhaltſchwere Figuration wiedergab, iſt ganz unſagbar — ebenſo der kecke Uebermut, mit welchem er das Scherzo

ſpielte. Im eminenteſten Sinne des Wortes „virtuos“ gelangen die ſpringenden Triolen der linken Hand, und beim „Preſtiſſimo“ ward die F-dur-Skala von unten bis oben in einem Augenblick über die ganze Klaviatur zurückgelegt — wie brauſender Sturm und leuchtender Blitz!

Das die große Fuge des letzten Satzes wie ein Präludium einleitende Largo wurde durch Liszt zu einem unendlich wehmütigen, ſüß träumeriſchen und jäh aufjauchzenden Gedicht. Es war, als hätten beide, Beethoven und Liszt, alle Kräfte mobil gemacht zur Vollbringung der gigantiſchen Fugenthat, jener im Schaffen, dieſer im Ueberwältigen der ungeheuren Schwierigkeiten. Hatte jener in ſeiner unaufhaltſamen Gedankenflucht faſt ganz vergeſſen, daß er das Stück ſozuſagen für Klavier ſchrieb, deſſen Rahmen damit zweifellos weit überſchritten wurde, ſo ſchien auch Liszt bald zu vergeſſen, daß er es mit einem beſchränkten Taſteninſtrument zu thun habe: er ſpielte darauf wieder ein Orcheſter mit allen nur möglichen und ganz unglaublichen Verdoppelungen. So war er noch im ſtande, kurz vor dem Ende der zwölf Seiten langen Fuge, wo ſonſt den Gewöhnlich-Sterblichen die Hände vor Müdigkeit von der Klaviatur zu fallen drohen, den erſtaunten Hörern ſtatt der einfachen Triller hintereinander ſechs Oktaventriller mit Nachſchlag in beiden Händen vorzuſetzen und noch mit ſo gewaltiger Kraft, als habe er ſoeben erſt begonnen und ſtehe im Begriff, dem in allen Fugen erbebenden Flügel zum Dank den Garaus zu machen. Unwillkürlich fiel mir das treffende Wort Heinrich Heines ein, nach welchem alle Erardſchen Flügel in Paris ſchon „zitterten“, wenn Liszt

nur dort ankam, um ein Konzert anzukündigen. Und doch that er ſelbſt bei dämoniſchſter Kraftentfaltung dem Inſtrument niemals weh; er wußte genau, wie weit er gehen konnte, und kam dann eine Pianoſtelle, ſo liſpelte es unter ſeinen Händen ſo zart und duftig, — wie es eben nur Liszt hervorzaubern konnte. Man mußte unwillkürlich den Atem anhalten, als er die wunderbare Kantabileſtelle in D-dur, welche das Figurenwerk der Fuge einen Augenblick unterbricht, wie ein ſtilles, unendlich inniges Gebet erklingen ließ — eine Stelle, die zum Sublimſten gehört, was Beethoven geſchaffen hat, und welche wohl in der ganzen Muſiklitteratur nur ein Seitenſtück haben dürfte im 10. bis 25. Takt des Es-dur-Präludiums in Bachs wohltemperiertem Klavier I.

Berauſcht von dem empfangenen Hochgenuß, empfahlen wir uns dankerfüllt von dem fürſtlich freigebigen Meiſter, und berauſcht langten wir wieder in Leipzig an, wo wir natürlich nicht verſäumten, unſern Kollegen von dem freudigen Ereignis Mitteilung zu machen, ob deſſen wir nicht wenig beneidet wurden. Auch meinem Lehrer Profeſſor Moſcheles erzählte ich davon, nachdem ich ihm die große Sonate op. 110 vorgeſpielt hatte. Er meinte, ich ſei in das Verſtändnis Beethovens tief eingedrungen; gegen Abend ſolle ich ihn in ſeiner Wohnung beſuchen, wo er mir den Originalbrief des großen Meiſters zeigen wolle, den er ihm dereinſt vor ſeinem Tod nach London geſchrieben habe. Natürlich folgte ich der Einladung. In der Dresdener Straße ſah ich einen kleinen beweglichen Mann gehen, der zugleich mit mir vor Moſcheles' Wohnung anlangte und auch dort mit mir eintrat. Es war Hofkapellmeiſter Karl Reiß aus

Kaſſel. Moſcheles ſtellte uns einander vor und holte den verſprochenen Brief Beethovens, den wir wie eine koſtbare Reliquie entgegennahmen und ſtudierten. Solang es ſich im Geſpräch um die Klaſſiker handelte, ging es mit Reiß ganz gut; ſobald aber Moſcheles ihm ſagte, ich ſei auch ein feuriger Anhänger der neueſten Richtung, da war es plötzlich mit dem guten Einvernehmen aus. Im Nu befand ich mich mit Reiß in heftigem Wortwechſel. Moſcheles ſuchte vergebens den Streit zu ſchlichten, den er wider Willen veranlaßt hatte. Was die neueſte Schule in den Augen des Gegners nicht alles verbrochen haben ſollte! Accorde mit drei und vier nebeneinanderliegenden Tönen und was noch mehr ſolcher Scheußlichkeiten! Da fuhr mir ein rettender Gedanke durch den Kopf; ich verwies auf die Klaſſiker, welche ſich auch nicht geſcheut hätten, ſolche „Scheußlichkeiten" zu ſchreiben. Beethoven habe ſogar einmal nicht bloß vier nebeneinanderliegende Töne angeſchlagen, ſondern zu gleicher Zeit die ganze Skala! Das ſchlug dem Faß den Boden aus. Reiß ſprang erregt auf, mit wegwerfender Miene auf mich, den „Konſervatoriſten" weiſend, der ihn „Beethoven kennen lehren wolle, den er längſt in- und auswendig kenne". Ruhig ſagte ich, mich an Moſcheles wendend: „Herr Profeſſor! Sie haben doch gewiß die Partitur der neunten Symphonie zur Hand, bitte, geben Sie mir dieſelbe gefälligſt einmal her, damit der Herr ſieht, was Beethoven geſchrieben hat." Moſcheles holte die Partitur herbei; ich ſchlug das Preſto vor Eintritt des Barytonſolo auf und ſagte: „Was ſteht denn da? In den Bratſchen cis-e, im erſten und zweiten Horn daneben d-f, in den zweiten Violinen e-g,

in den Trompeten a und in den Flöten, Oboen, Klarinetten und ersten Geigen b, — also cis, d, e, f, g, a, b — die ganze D-moll-Skala fortissimo und noch obendrein zu Anfang einer neuen Periode!" — Herr Reiß stierte die verblüffende Stelle an und brachte kein Wort heraus. Die vom „Konservatoristen" erhaltene Lektion hatte ihm den Mund gestopft, und schnell empfahl er sich. Ich bat Professor Moscheles wegen der unliebsamen Scene um Entschuldigung, die lediglich durch die hochfahrende Art und Weise des Kasseler Hofkapellmeisters herbeigeführt worden sei. Einstimmend nickte er mit dem Kopfe, und ich empfahl mich nun auch meinerseits.

Ostern 1858 hatte ich meine Studien am Konservatorium beendet. Zunächst besuchte ich Schindelmeisser in Darmstadt, welcher mir zum Herbst eine Musikdirektorstelle am Stadttheater in Mainz ausgewirkt hatte. Trocken meinte er, ich hätte jetzt genug Theorie im Kopfe, ich müsse nun in die Praxis, in der ich noch zehnmal mehr lernen würde. Natürlich war ich mit seinem Vorschlag einverstanden, machte ihn aber auch mit meinem Plan bekannt, vorher in die Schweiz zu reisen, um Richard Wagner kennen zu lernen. Zur Ausführung dieses Längsterssehnten böte sich gerade jetzt eine gute Gelegenheit, denn demnächst müsse ich mich als Militärpflichtiger in Worms stellen, hoffte aber vom Dienst frei zu werden wegen eines kleinen Defektes am rechten Handgelenk. Würde ich infolge dessen frei, so wäre auch dadurch die damals noch übliche Loskaufsumme im Betrag von mehreren hundert Gulden gespart, mit denen ich dann lustig in die Schweiz dampfen könnte. Für den

günſtigen Fall erbat ich mir ein Empfehlungsſchreiben Schindelmeiſſers an Wagner. Bei der Geſtellung präſentierte ich mein fragliches Handgelenk, welches wohl nicht ganz normal befunden wurde, zu einer Dienſtbefreiung jedoch als kein ausreichender Grund galt. Ich könne ja bekanntlich ſehr gut Klavier ſpielen, da hätte ich doch Kraft dazu — „nicht aber die Kraft, mit einer ſchweren Flinte zu exerzieren," warf ich ſchnell ein, „und im Finger nicht die Kraft, loszudrücken." Man gab mir eine geſpannte Piſtole in die Hand mit der Aufforderung, loszudrücken. Ich nahm ſie, ſetzte den Zeigefinger an, — der Hahn wollte aber nicht „ſchnappen" — ich war frei! Unten am Thor ſtand mein Vater mit der umgehängten Geldtaſche, das Reſultat erwartend. Ich rief ihm von der Treppe zu: „Vater, fahr heim, das Geld iſt geſpart; das können wir zu was Beſſerem verwenden."

Sogleich wurde Schindelmeiſſer von dem günſtigen Reſultat in Kenntnis geſetzt. Am 12. Juni kam er ganz unvermutet ſelbſt nach Oſthofen, mir einen dicken Brief an Wagner übergebend, der mir dort „alle Pforten öffnen würde". Ich war überglücklich. Sonntag den 13. Juni wurde früh muſiziert. Sobald Schindelmeiſſer die Partituren von Liszts „Les Préludes" und „Mazeppa" auf dem Klavier liegen ſah, mußte ich ſie ihm vorſpielen. Er wunderte ſich nicht wenig darob. „Da muß ich nach Oſthofen kommen, um Liszt kennen zu lernen! Ich will Ihnen was ſagen, lieber Wendelin, da Liszt ein Menſch iſt, und ihm daher wohlthun muß, von einer Anerkennung zu hören, wo er ſie nicht vermutet hätte, ſo will ich ihm die ganze Ge-

ſchichte ſchreiben und ihm ſagen, wie Sie ſeine Partituren ſpielten.“ „Les Préludes“ beſchloß er in Darmſtadt aufzuführen.

Beſuch bei Richard Wagner.

Am 13. Juli 1858 fuhr ich früh von Oſthofen ab über Mannheim, Heidelberg, Bruchſal, Stuttgart, Ulm und Friedrichshafen an den Bodenſee. Während der Ueberfahrt nach Romanshorn prächtige Ausſicht auf die Appenzeller Berge. Am 14. Juli mit dem Dampfſchiff über Konſtanz nach Schaffhauſen. Dann Rheinfall, Winterthur, Zürich, wo ich gegen Abend ankam und bei Albert Fäſy, einem Leipziger Studiengenoſſen, Wohnung nahm. Am 15. Juli, 9 Uhr morgens, durch die „Enge“ und die Straße hinaus, dann rechts einen ſchmalen Weg in die Höhe, bis auf der rechten Seite ein Garten kam, in deſſen offener Laube ein Herr beim Frühſtück ſaß: — Richard Wagner! Ich erkannte ihn ſogleich, ging weiter bis zum Garteneingang und dem linker Hand gelegenen Wohnhaus, da traten die erwarteten Hinderniſſe ein. Aus dem Hauſe rief es: „Herr Wagner iſt nicht zu ſprechen,“ und aus dem Kellerloch: „Er iſt verreiſt!“ Ich ließ mich von der gut oder ſchlecht abgerichteten Dienerſchaft nicht irremachen und beſtand darauf, daß ihm Schindelmeiſſers Brief in jene Laube gebracht werde, in welcher ich ihn „Thee trinken und frühſtücken“ geſehen. Das half. Sofort ließ er mir ſagen, er ſei eben im Begriff zu verreiſen, um ſeine Frau im Bad abzuholen. Ich ſtand verdutzt — ſicher hatte er den Brief noch nicht geleſen —,

wartete einen Augenblick, und richtig kam er mir entgegengelaufen, meine Hand ergreifend und ſeinem lebhaften Bedauern Ausdruck gebend, daß er gerade jetzt fort müſſe, wo er ſich ſo gern mit mir unterhalten hätte, ich möge ja morgen wiederkommen; morgen ſei er beſtimmt wieder hier. Ich verſprach es und ging den Weg hinter ſeinem Hauſe weiter. Gegenüber lag die großartige Villa Weſendonck, deren fürſtlich freigebigem Beſitzer Wagner ſo unendlich viel zu danken hatte: hat er ihm doch viele Jahre hindurch Heim, Haus, Garten und Ruhe gewährt, ihm alle Lebensnöte ferngehalten! Was das einem Mann wie Wagner gegenüber ſagen will, wurde erſt viel ſpäter und auch da nur annähernd bekannt.

Ich ging den Weg weiter, kam ſchließlich auf den Uetliberg, lief dann bei ſchönſter Ausſicht auf See und Hochalpen in drei Stunden über die Albiskette bis zu der von Zug nach Zürich führenden Straße und gelangte auf dieſer gegen Abend wieder in die ſchöne Stadt zurück.

Wollte ich Wagner allein treffen, ſo mußte ich beizeiten kommen; ich ging daher wieder am nächſten Vormittag hinaus. Schon in der „Enge" bemerkte ich vor mir eine feingekleidete Dame. Sie ging weiter und weiter und richtig zu Wagner. Das war mir nun ſehr fatal. Ich wartete lange; ſie kam nicht wieder heraus. Endlich ſchickte ich meine Karte hinein und ließ mich auf morgen anmelden. Es wurde mir eine der Nachmittagsſtunden bezeichnet, in welcher ich Wagner ungeſtört ſprechen könne. Als ich andern Tags (17. Juli) hinkam, war er noch nicht von ſeinem Nachmittagsſpaziergang zurückgekehrt: Frau Minna Wagner,

geborene Planer, empfing mich ſtatt ſeiner. Sie ſuchte mit angenehmer Plauderei mir die Zeit zu vertreiben, es beklagend, daß „Richard“ ſo ſchwer zu treffen ſei; wenn er nicht arbeite, ſo laufe er, ſich Bewegung zu machen, zumal heute, wo er den ganzen Vormittag mit Herrn Verleger Härtel aus Leipzig zu thun gehabt, welcher wegen „Triſtan und Iſolde“ mit ihm verhandelt und auch den erſten Akt dieſer Oper gleich mitgenommen habe. Da der Erſehnte immer noch nicht kam, ſo machte ich Frau Wagner den Vorſchlag, ich wolle ihm auf ſeinem gewohnten Spazierweg nach dem Sihlthal entgegengehen, wo ich ihn nicht verfehlen könnte. Richtig kam er mir ſchon bald in heller Sommerkleidung und mit aufgeſpanntem Sonnenſchirm entgegen, mich einladend, mit ihm zurückzukehren. Auf dem Weg erkundigte er ſich gleich nach Schindelmeiſſers Befinden, deſſen wankende Geſundheit ihm Beſorgnis einflößte. Ich gab ihm beruhigende Auskunft. Unterdeſſen waren wir im Garten angelangt.

An einem Punkt, der die herrlichſte Ausſicht über den See bot, ſtanden Stühle um einen Tiſch. Dort ſetzte er ſich und hieß mich ebenfalls Platz nehmen, indem er ſagte, er habe das Schreiben Schindelmeiſſers mit großem Intereſſe geleſen, und beſonders das, was er ihm über mich geſchrieben, habe ihm außerordentlich gefallen; auf die jüngere Generation baue er. Dann mußte ich ihm über die Aufführungen des „Tannhäuſer“ und „Lohengrin“ in Darmſtadt berichten, deren Premièren ich dort erlebt hatte, wobei er dem Direktionstalent Schindelmeiſſers das uneingeſchränkteſte Lob erteilte und ſagte, er ſei ihm großen Dank ſchuldig, ihm, der ſich

seiner Sache immer so warm angenommen habe. Er könne sich überhaupt bei den gegenwärtigen Umständen nicht genug wundern, daß seine Opern „noch so viel" Erfolg hätten! Als ich da auf den wunderbaren, geradezu fascinierenden Orchesterklang des „Lohengrin" zu sprechen kam, sah er mich wehmütig an — hatte er doch selbst sein Werk noch nie gehört und auch keine Hoffnung es zu hören; das Ende seiner Verbannung war noch gar nicht abzusehen! Mit ernster Miene sah er vor sich hin. Schnell machte ich eine Wendung im Gespräch, erzählte ihm von Liszt, wie er uns so großmütig entschädigt habe, als wir vergeblich nach Weimar gefahren, um den „Lohengrin" zu hören, und schilderte ihm die Leipziger Musikverhältnisse. Dabei kam auch die Rede auf die von Liszt geleitete Leipziger Tannhäuseraufführung. Alles wollte er wissen, sogar, ob Kürzungen an dem Werk vorgenommen waren. Als ich ihm sagte, daß offenbar aus lokalen Gründen das dreimalige Dazwischentreten der Elisabeth gegen die Verfolger Tannhäusers in ein einmaliges verwandelt war, und Liszt sicherlich seine guten Gründe dazu gehabt haben mochte, sagte er schnell: „Das hat er schlecht gemacht!"

Hier wurde unsre engere Unterhaltung abgebrochen. Aus dem Hause ertönte ein kurzer Gesang, und heraus traten Herr Tichatscheck und der junge Tausig, welche gerade zu Besuch waren und am Tische mit Platz nahmen. Frau Wagner brachte Erfrischungen. Das Gespräch bewegte sich in buntem Hin und Her. Tichatscheck sprach u. a. von einem „schrecklichen" Leipziger Theaterkapellmeister, sagend: „Wenn ich meine Sünden abbüßen will, so gehe ich nach Leipzig

und ſinge eine Oper unter Riccius.“ Ich erzählte darauf meine Begegniſſe mit Rietz im Konſervatorium und auf der Gewandhaustreppe, worüber ſich die Geſellſchaft ſehr amüſierte. Wagner bemerkte ſchmunzelnd: „Von Rietz habe ich noch wenig Gutes gehört.“ In dieſem Augenblick machte ſich vom Hauſe her ein Papagei äußerſt vernehmlich mit der bekannten Schweizerbubenmelodie und Leporellos „Keine Ruh' bei Tag und Nacht“, was er vollkommen deutlich herausbrachte. Frau Wagner ſah mich an und ſagte ſtolz: „Das iſt mein Werk; das alles habe ich den Vogel gelehrt,“ worauf Wagner witzig zu mir bemerkte: „Wie Sie ſehen, hat ſich meine Frau auch ein Konſervatorium angelegt.“

Jetzt nahm die Unterhaltung eine ernſte und ſehr intereſſante Wendung, als Tichatſcheck auf die Erſtaufführung des „Rienzi“ in Dresden zu ſprechen kam, die bis ſpät in die Nacht gedauert, ohne daß das Publikum eine Spur von Ermüdung gezeigt. Wagner: „Das war nur dir zu danken, beſonders da du an jenem Abend ſo brillant disponiert warſt. Im andern Falle konnte das Wagnis leicht mißglücken. Es wurden daher zur zweiten Aufführung bedeutende Kürzungen gemacht.“ Tichatſcheck: „Die ich aber vor Beginn der Vorſtellung wieder entfernte.“ Wagner: „Allerdings, und zu meinem großen Aerger. Ich war geradezu konſterniert, als ich von den Muſikern hörte, die eingefügten Papierſtreifen ſeien aus den Stimmen wieder herausgenommen. Es konnte die größte Verwirrung entſtehen!“ Tichatſcheck: „Bei unſrer famoſen Dresdener Kapelle war ſo was nicht zu befürchten. Ich hatte dir ja

ſchon vorher geſagt: ‚Ich laſſ' mir nichts ſtreichen, es iſt zu himmliſch' — und dennoch ließeſt du die grauſamſten Striche machen.“ Wagner: „Sie waren einmal verabredet und mußten unter allen Umſtänden bleiben. Entrüſtet kam ich im erſten Zwiſchenakt auf die Bühne, um dich zur Rede zu ſtellen. Du wicheſt mir aus. Als ich dich endlich hatte und dir die unwillige Frage zurief: ‚Willſt du denn, daß es auch heute nacht wieder bis halb zwei dauern ſoll,‘ kamſt du immer wieder zurück auf dein: ‚Ich laſſ' mir nichts ſtreichen, ich laſſ' mir nichts ſtreichen, es iſt zu himmliſch' — da ſtand ich entwaffnet, mein Zorn war verflogen, ich hätte dir um den Hals fallen mögen!“ Tichatſcheck: „Und haſt's wohl auch nach der Aufführung gethan, nachdem du geſehen, daß ich doch recht hatte.“ Dieſe Rückerinnerung ging zwiſchen beiden in liebenswürdigſter Weiſe und im ſchnellſten Tempo vor ſich, wobei Wagner nicht verſäumte, das Wort Orcheſter im damaligen Dresdener Dialekt auszuſprechen, denn lachend fügte er zu mir gewendet hinzu: „In Dresden ſagte man nicht Orkeſter, ſondern Orſcheſter!“

Dann gab er noch einige ſeiner vielen Anekdoten zum beſten, die er ſo reizend vorzubringen wußte, daß die beabſichtigte Wirkung nie auszubleiben pflegte.

So kam in der heiterſten Stimmung der Abend heran. Da ich am nächſten Morgen früh abreiſen wollte, ſo empfahl ich mich der Geſellſchaft. Wagner begleitete mich bis zur Gartenthür, ſagte mir Dank für meinen Beſuch und meine Mitteilungen, die ihn ſehr intereſſiert hätten, wogegen ich ihm innigſten, nicht in Worte faßbaren Dank ausſprach für den unendlichen Genuß, den er mir durch ſeine himm-

liſchen Werke bereitet habe. Etwas ausweichend machte er eine Wendung, als habe die „Zeit“ dieſe Werke durch ihn hervorgebracht — worauf ich mit entſchiedener Betonung erwiderte: „Sie haben ſie gegeben, und Ihnen danke ich auch!“ Lange drückte er mir die Hand — in ſolchen Augenblicken ſpricht man nicht —, dann ging ich. Das bleiche, ausdrucksvolle Geſicht des damals Fünfundvierzigjährigen begleitete mich in die Stadt und auf allen Wegen.

Am nächſten Tag reiſte ich von Zürich ab, um in Beckenried meinen Freund und Leipziger Studiengenoſſen Euſebius Käslin zu beſuchen, der an jenem denkwürdigen Sonntagmorgen mit mir nach Weimar gekommen war, als Liszt Beethovens Hammerklavierſonate ſpielte. An den Vierwaldſtätter See war es aber damals von Zürich noch eine rechte Reiſe — man mußte über Aarau und Olten! —, und als ich nachmittags gegen drei Uhr glücklich in Olten ankam, mußte ich bis abends ſieben Uhr warten, um nach Luzern weiterbefördert zu werden. Was nun in der langen Zeit anfangen? Nachdem ich mir die Gegend um Olten hinlänglich betrachtet hatte, ging ich zur Bahnhofsreſtauration zurück, ließ mir Papier und Feder geben und ſchrieb, inmitten von Bier und Biertrinkern, einen Bericht nach Hauſe über meinen Beſuch bei Richard Wagner tags zuvor. Hätte ich das nicht gethan, ſo würden mir wohl ſchwerlich alle intereſſanten Einzelheiten davon ſo viele Jahre im Gedächtnis geblieben ſein. Bei völligſter Dunkelheit kam ich endlich nach Luzern und am nächſten Vormittag mit dem Dampfſchiff zu meinem Freunde nach Beckenried.

Käslins Eltern hielten dort den bekannten Gasthof „zum Mond". Auf meines Freundes Bitten blieb ich vierzehn Tage dort. Er war ein vorzüglicher Geiger, und oft vergnügten wir die vielen Gäste im Hause durch gemeinsame Musikvorträge.

Nachdem ich noch mit Käslin das Buchserhorn und den Rigi bestiegen hatte, trennte ich mich von meinem Freunde, ergriff in Flüelen den Wanderstab und zog die Gotthardstraße hinauf über Göschenen, Andermatt, Realp, Furca an den Rhônegletscher und durch das Haslithal nach Meiringen, von da über Rosenlaui, Scheideck auf das Faulhorn, über die Wengernalp, Lauterbrunnen nach Interlaken u. s. w. über Basel nach

Mainz.

In der „Praxis" des Mainzer Stadttheaters wollte es mir zuerst gar nicht behagen. Es war mir, als sei ich aus allen meinen Himmeln gefallen. Mit „Idealen", wie ich sie in mir trug, war da absolut nichts anzufangen. Die Direktion mußte so viel als nur möglich „Geld machen"; es wurden Possen über Possen und Vaudevilles gegeben, deren Leitung natürlich mir, dem Anfänger, zufiel, während Kapellmeister Schramek die Opern dirigierte. Er war ein abgesagter Feind der „Zukunftsmusik"; von Wagner durfte keine Rede sein, trotzdem sich Direktor Philipp Walburg Kramer als Wagners Freund gerierte und sich rühmte, während seiner Direktionsführung des Züricher Stadttheaters (anfangs der fünfziger Jahre) Richard Wagner

als ersten Kapellmeister besessen zu haben, welcher die Opern „Weiße Dame", „Joseph und seine Brüder" u. s. w. mit großem Erfolg einstudiert und dirigiert habe. (Welch ein Douchebad mußte es für Wagner gewesen sein, nach der Dresdener Oper die Züricher dirigieren zu müssen! Glücklicherweise wurde er bald durch die Großmut der Familie Wesendonck daraus erlöst.)

Schmeckte mir also das, was ich dirigierte, nur sehr wenig (mit Ausnahme der Weberschen „Preziosa" und der Wagnerschen „Faustouvertüre"), so gewann ich mir doch mit ihm eine für meine jungen Jahre ganz artige Vertrautheit mit dem Taktstock. Bei der Schnelligkeit, mit der da alles „heraus" muß, gewinnt man täglich an Uebung, Ueberblick, — Routine. Ich war daher Schindelmeisser wohl dankbar, denn „es führt kein andrer Weg nach Küßnacht". Gestand mir doch einmal auch Hans v. Bülow, daß er auf Wagners Betreiben in Zürich Possen, wie: „Einen Jux will er sich machen" und ähnliche Meisterwerke, dirigiert hatte! Warum sollte ich also in Mainz verzweifeln, dem geselligen und so lustigen „goldenen" Mainz, wo ich einen reizenden Freundeskreis besaß, unter andern den jungen Wilhelm Heinefetter, Homberger, Dr. Lepenau, Wilhelm Harburger, die Familie Maier, v. Steinmetz und vor allem das gastfreundliche Haus Schott mit seinem würdigen Oberhaupte Franz und seiner liebenswürdigen, hochmusikalischen Gemahlin Betty Schott!

Gelegentlich der Aufführung der „Faustouvertüre" machte ich in Mainz ganz unverhofft die Bekanntschaft des

Dichterkomponiſten Peter Cornelius. Ich erzählte darüber ſpäter in der „Frankfurter Zeitung“ unter anderm folgendes:

... In jener Zeit machten durch einen großen Teil der deutſchen Preſſe abfällige Bemerkungen und Citate aus dem Textbuch des Corneliusſchen „Barbier von Bagdad“ die Runde, und der „arme Peter“ wurde weidlich mit Spott und Hohn übergoſſen, beſonders nach dem bekannten Weimarer Theaterſkandal gelegentlich der erſten, von Franz Liszt geleiteten Aufführung genannter Oper. Dieſelbe galt allgemein für „durchgefallen“ und auf ewige Zeiten „begraben“. Die Muſikzuſtände jener Zeit waren ſo betrübend, daß endlich auch der unermüdliche Liszt „müde“ wurde und infolge jener Niederlage den Taktſtock niederlegte, trotzdem das deutſche Volk ſeiner thatkräftigen Initiative nichts Geringeres als den „Lohengrin“ zu danken hatte! Wie faſt überall, ſo herrſchte auch im lieben Mainz noch gründliche Unkenntnis der neuen Muſikgroßthaten. Wagner, Schumann, ja ſelbſt ein großer Teil der Beethovenſchen Werke war noch „Zukunftsmuſik“. Vergeblich drang ich in den damaligen Mainzer Theaterdirektor Ph. Walburg Kramer, doch wenigſtens den „Tannhäuſer“ aufzuführen, — er riskierte dies jedoch nicht. In der That war eine Wagner-Aufführung in damaliger Zeit ein Riſiko, denn Sängerperſonal und Orcheſter wußten von dieſen Dingen ſo gut als nichts — und das Publikum war blind dagegen eingenommen. Trotzdem gelang es mir im Frühjahr 1859, zu Goethes „Fauſt“ die Wagnerſche Ouvertüre durchzuſetzen. Ich übergehe die mannigfachen Hinderniſſe, die zu bekämpfen waren, bis das damalige Theaterorcheſter einigermaßen im ſtande war, dieſes allerdings ſchwierige Werk öffentlich zu ſpielen, und wende mich gleich zur Aufführung und deren Erfolg. Als die letzten feierlich-verklärten Schlußaccorde verklungen waren, verharrte das Publikum in eiſigem

Schweigen, und als ich wie begoſſen aus dem Orcheſter trat, fing plötzlich im Parterre ein einziger (wie demonſtrativ) ſtark und beharrlich zu klatſchen an, worauf das ganze Publikum in ein wieherndes Gelächter ausbrach. Oben auf dem Theater empfing mich Direktor Kramer mit den Worten: „Nun werden Sie ſich doch wohl endlich überzeugt haben, daß in Mainz nichts mit Wagner zu machen iſt!“ Niedergeſchlagen ſaß ich am folgenden Morgen (es war ein Sonntag) in meinem Zimmer. Da klopfte es, und herein trat ein Herr, der ſich als Peter Cornelius vorſtellte und mir zu meiner geſtrigen mutigen That, welcher er im Theater beigewohnt habe, gratulierte. Blitzſchnell fuhr es mir durch den Kopf, und ich ſagte: „Da waren Sie gewiß auch jener einzige hartnäckige Beifallklatſcher von geſtern abend?“ Cornelius: „Allerdings, der war ich, und meine guten Mainzer haben mich dafür tüchtig ausgelacht!“

Cornelius blieb noch kurze Zeit in Mainz. Da wir Geſinnungsgenoſſen waren, war auch bald das Freundſchaftsbündnis geſchloſſen. Mit lebhaftem Intereſſe nahm er meine Kompoſitionen entgegen und meinte, ich ſei ganz der Mann für Weimar; er wolle ſogleich an Liszt und die Frau Fürſtin ſchreiben — einer vorzüglichen Aufnahme dürfe ich ſicher ſein. So geſchah es.

Da in Mainz keine Wagnerſche Oper zur Aufführung gelangte, ging ich mit meinem Freunde W. Heinefetter im Frühjahr 1859 nach Wiesbaden, um dort unter Hagens Leitung den „Lohengrin“ zu hören. Unter den Mainzer Muſikern iſt noch Heinrich Rupp zu nennen, mit dem ich ſchon auf dem Leipziger Konſervatorium Freundſchaft geſchloſſen, Kapellmeiſter Friedrich Lux und Nikolaus Soltans. Auch Kapellmeiſter Bernhard Scholz lernte

ich kennen; bei deſſen erklärter Gegnerſchaft zur „Zukunftsmuſik“ war jedoch ein gutes Einvernehmen nicht möglich. Es waren erregte Zeiten; zwiſchen dem Pro und Kontra lag nur Zank und Streit.

Die erſte Tonkünſtlerverſammlung in Leipzig.

Als die Mainzer Theaterſaiſon zu Ende war, bot mir der Direktor eines ſüddeutſchen Stadttheaters die Kapellmeiſterſtelle an, die ich jedoch ausſchlug: Es zog mich mächtig zu den Idealen hin — zu Franz Liszt. Zunächſt ging es im Mai nach Leipzig, wo die erſte „Tonkünſtlerverſammlung“ von Dr. Franz Brendel in Scene geſetzt wurde, zu welcher etwa 600 Teilnehmer angemeldet waren. Um den 20. Mai wurde auch Liszt erwartet und Sonntags abends von den bereits in Leipzig Anweſenden auf dem Thüringer Bahnhof freudig in Empfang genommen. Er erinnerte ſich meiner noch vom Jahr vorher in Weimar. Am Montag war Probe zur Graner Feſtmeſſe, ſeiner missa solemnis, und während derſelben kam er zu mir, mich einzuladen, ihm baldigſt einige meiner Kompoſitionen vorzuſpielen. Damit ausgerüſtet, ging ich am Vormittag des 24. Mai zu ihm ins Hotel de Pologne und traf ihn in heiterſter Laune in Geſellſchaft mit Hans v. Bronſart. Sogleich mußte ich mich an den Flügel ſetzen, ihm gerne die Wahl laſſend zwiſchen Neuerem oder dem noch auf deu Konſervatorium Komponierten — „dem ihm von Rietz Empfohlenen“. — Liszt, darob perplex, ſagte: „Was! mir von Rietz

empfohlen?!“ Ich, sehr gelassen und ruhig: „Ja, von Rietz. Er schickte mich damit zu Ihnen und meinte: Sie, Herr Doktor, würden mir darob schöne Worte sagen.“ Liszt gaudierte sich bei Anhörung dieser Mitteilung über die Maßen und sagte: „Sie machen mich wirklich neugierig auf das mir von Rietz Empfohlene. Lassen Sie das Entsetzliche nur gleich hören!“ Ich spielte ihm also jene Kantate von Schiller (die Geschlechter), Uhlands „drei Lieder“ [1]) und das empfindsame Geibelsche „Nachts“. Schon während des Vortrags merkte ich an seinen Ausrufen und den lebhaften Gestikulationen mit dem hinter mir stehenden Herrn v. Bronsart, daß ihm meine Kompositionen nicht übel gefallen mochten; dann sagte er: [2]) „Mein verehrter Gegner, Kapellmeister Rietz, hat recht: Ich muß Ihnen wirklich schöne Worte sagen. Sie können sehr schön und edel empfinden, und mit Ihren Kompositionen muß ich daher sympathisieren.“ Zu Herrn v. Bronsart gewendet, ließ er einen seiner beliebten Superlative, etwa wie „Mordskerl“, folgen und machte sich gleich daran, mit seinem erstaunlichen Ueberblick und Scharfsinn, an mehreren Stellen meiner Kompositionen Verbesserungen anzugeben und sie mir vorzuspielen. Schüchtern fragte ich, ob er mir gestatten wolle, mich einige Zeit in seiner Nähe in Weimar niederzulassen,

---

[1]) Später unter dem Titel „König Sifrid“ bei Kahnt in Leipzig erschienen.

[2]) Diese und die folgenden wörtlichen Anführungen sind meistens den noch vorliegenden Familienbriefen entnommen, welche gewöhnlich gleich nach den betreffenden Vorgängen niedergeschrieben und von mir abgesendet wurden. D. V.

worauf er ſchnell ſagte: „Mit Freuden! Es wird mir Vergnügen machen, Ihnen beiſtehen zu können.“ Am folgenden Tag mußte ich ihm auch meine Ballade: „Das Grab im Buſento“ von Platen bringen, welche ich für Baryton, Männerchor und Orcheſter bearbeitet hatte, die er ſehr genau durchſah, und die ihm ganz beſonders gefiel.

Unterdeſſen waren viele Tonkünſtler in Leipzig eingetroffen; es entſtand ein lebhaftes Treiben und, bei ſo vielen heterogenen Elementen, natürlich auch ein lebhafter Gedankenaustauſch: Man hörte den Flügelſchlag einer neuen Zeit. Alle waren von dem Geiſte des Zuſammenhaltens ergriffen. In dieſem Sinne wurde ein ſogenannter allgemeiner deutſcher Tonkünſtlerverein gegründet mit dem Zweck: hilfsbedürftige Muſiker nach Kräften zu unterſtützen, Werke von Vereinsmitgliedern, die vom Vereinsvorſtand für gut befunden worden, zu drucken und öffentlich aufführen zu laſſen und beſonders einen Ausgleich des ſo ſchädlichen Parteihaſſes unter den Künſtlern herbeizuführen. Dieſer Antrag war von dem ſcharfſinnigen Louis Köhler aus Königsberg eingebracht und von Dr. Franz Liszt auf das kräftigſte unterſtützt worden, ſo daß er einſtimmig angenommen wurde. Liszt ſprach wahrhaft begeiſternd in freier Improviſation, die ganze Verſammlung mit ſich fortreißend. Während des Feſteſſens im Schützenhauſe feierte Dr. Ambros aus Prag Liszt als den „Beſchützer und Erhalter der Kunſt“, Toaſt reihte ſich an Toaſt, und die nach Hunderten zählenden Tafelgenoſſen kamen in die heiterſte Laune, die ſich einmal auch in ſchallendes Gelächter verwandelte, als ein wohl ſchon etwas angeſäuſelter Tiſchredner

im Uebereifer die ſchönen Worte hervorſächſelte: „Eicha, verehrdeſte Dongünſtler, Laibzig is Sie bei Gott 'n ſcheenes — Land!“ Auch der mir gegenüberſitzende Felix Dräſeke brach in lautes Lachen aus. Im Uebermut rief ich ihm zu: „Der muſikaliſche Fortſchritt ſoll leben,“ worauf Dräſeke ernſt wurde und ein unvermutetes, faſt ſtörriſches „Nein“ hervorſtieß. Ich, betroffen: „Warum ſagſt du nein?“ Dräſeke, in ſeiner charakteriſtiſchen Redeweiſe: „Weil er lebt!“

Die künſtleriſchen Höhepunkte während dieſer erſten Tonkünſtlerverſammlung bildeten die Aufführung von Liszts Graner Feſtmeſſe durch den Riedelſchen Verein in der überfüllten Thomaskirche, die erſtmalige Bekanntgebung der Einleitung zu Wagners „Triſtan und Iſolde“ im Konzert auf der Bühne des alten Stadttheaters, die Rezitation der Bürgerſchen „Leonore“, Melodram von Liszt, und die erſtmalige Wiedergabe der herrlichen „Lorelei“, im Saale des Schützenhauſes. Allen Anweſenden wird wohl ſchwerlich die letztere Reproduktion jemals aus der Erinnerung geſchwunden ſein: Liszt am Flügel und vor ihm Fräulein Emilie Genaſt als Interpretin der Lorelei, eine der ausgezeichnetſten Liederſängerinnen damaliger Zeit!

Hiermit war das Programm der „erſten Tonkünſtlerverſammlung“ zu Ende, deren Erfolg ein vorzüglicher war und in der deutſchen Preſſe ein lautes Echo fand. Der Einberufer, „Papa“ Brendel, ſchloß die Verſammlung ſichtlich befriedigt mit der ihm ſtets eignen behäbigen Würde, dabei mit der linken Hand die wohlgepflegte blonde Haar-

locke graziös ſtreichend. Die „Tonkünſtler“ ſtoben nach allen vier Winden auseinander, und am erſten Juniſonntag fuhr ich im Coupé Liszts mit nach Weimar, da er mir noch abends vorher geſagt hatte, ich möge bald kommen, ſchmunzelnd hinzufügend: „Sie wiſſen ja, Sie haben ſchon Ihren Paß.“ Natürlich zog ich gleich mit hinüber.

Studienzeit bei Franz Liszt.

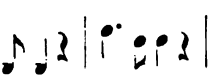
Bereits am folgenden Tag mußte ich zum Diner auf die Altenburg kommen, zu welchem auch Hans v. Bronſart und der bekannte Muſikſchriftſteller Graf Laurencin aus Wien geladen waren. Ihre Durchlaucht Frau Fürſtin v. Sayn-Wittgenſtein machte während der Tafel in liebenswürdigſter Weiſe die Honneurs, und ihr Abgott Franz Liszt war in ſprudelnder Laune. Nachdem endlich der Kammerdiener Otto den Champagner ſerviert hatte, wurde die Tafel aufgehoben, und man begab ſich in die oberen Räume, — ins Rauchzimmer und den Muſikſalon, welche beide einen einzigen Raum bildeten; denn Rauchen und Muſizieren waren bei ſolchen Gelegenheiten für Liszt untrennbare Begriffe. Er hatte ſtets vorzügliche Havannazigarren von ungewöhnlicher Länge in Bereitſchaft, die gleich von „Otto“ mit dem Mokka zuſammen präſentiert wurden. Auch die Frau Fürſtin war mit in die oberen Räume gefolgt. Als ſich Liszt an einen der beiden Flügel ſetzte, ſchob ſie einen Fauteuil dicht heran und ließ ſich erwartungsvoll darauf nieder, ebenfalls eine der langen Havannas im Munde, die ſie behaglich ſchmauchte. Wir

andern rückten in Liszts Nähe, welcher wieder, wie im vorigen Jahre, an seinem „Bösendorfer" saß und das Manuskript seiner „Faustsymphonie" vor sich aufgeschlagen hatte. Ich hatte dies (wohl sein bedeutendstes) Werk schon zwei Jahre vorher unter seiner Leitung mit Orchester bewundert und war entzückt, es diesmal von seinen Zauberhänden auf dem Klavier zu hören. Natürlich spielte er wieder das ganze Orchester, natürlich war abermals, wie er das machte, über allen Begriffen, und — natürlich gerieten wir Zuhörer in die äußerste Exaltation — Frau Fürstin sprang nach dem herrlichen „Gretchen" vom Fauteuil auf, ergriff Liszt und küßte ihn so innig, daß allgemeine Rührung eintrat. (Die Havanna war ihr vorher ausgegangen.) Nun ging es an den ebenso geistreichen als tollkühnen Mephistosatz, dessen vollendetster Wiedergabe wir staunend folgten. Beim Eintritt des Chorus mysticus markierte Liszt den Gesang erst allein, sah sich aber bald nach Unterstützung um, die Herr v. Bronsart und ich sofort eintreten ließen. So konnte er sich ganz dem Tenorsolo widmen, das er mit voller Stimme sang, während wir den Chor markierten, und als das Forte kam: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis; das Unzugängliche, hier ward's Ereignis; das Unbeschreibliche, hier ist's gethan —", gaben wir die Rolle des Markierens völlig auf und sangen im Verein mit Liszt die hinreißende Stelle aus voller Kehle. Der Vortrag der Faustsymphonie war hier zu Ende, und — das Unbeschreibliche, hier war es gethan! —

In liberalster Weise widmete mir nun Liszt wöchentlich dreimal seine kostbaren Stunden. Was ich an Kompositionen

bereit hatte, wurde des genaueſten durchgeprüft und ſorgfältigſt ausgefeilt. Gewöhnlich war noch einer der Klavierſpieler, Bendel oder Pflughaupt, mit anweſend oder auch der blonde, rotbäckige Jungmann, welcher, gleich mir, hauptſächlich Kompoſitionszwecken oblag. Waren die betreffenden Kompoſitionen durchgeprüft, ſo kamen die Klavierſpieler an die Reihe. Liszt hatte jetzt an dem zweiten Flügel Platz genommen, und jede Stelle oder Paſſage, welche auf dem erſten nicht nach ſeinem Geſchmack herauskam, wurde ſofort auf dem zweiten mit höchſter Vollendung beantwortet. Der Schüler verſuchte dann, es nachzumachen. Gelang es, ſo ſchwieg der zweite Flügel, gelang es nicht, ſo brauſte es wieder von drüben herüber. So ging es öfters zwanzig- bis dreißigmal hin und her. Aergerte ſich Liszt manchmal über Pflughaupt, ſo ließ er ihn gar nicht mehr zu Wort kommen, ſondern ſpielte dann ſelbſt das betreffende Stück bis zu Ende. Das war uns dann natürlich das liebſte — ſelbſt mit Einſchluß Pflughaupts. Auf dieſe Weiſe hörten wir einen großen Teil der hervorragendſten Klavierſtücke von Liszt ſelber geſpielt, ſo das Weberſche F-moll Konzert, die Beethovenſchen Konzerte und Sonaten u. ſ. w. Aus einer Stunde waren dann gewöhnlich drei oder vier geworden, auf dem Tiſch ſtand eine brennende Kerze, herum lagen Zigarren in flotteſter Auswahl, denen tüchtig zugeſprochen werden mußte. Von „Stundenhonorar“ durfte ſelbſtredend kein Wort geſprochen werden; Liszt hätte das als Beleidigung aufgefaßt.

In der Sommerzeit hielten ſich auch Karl Tauſig und der Böhme Smetana auf kurze Zeit bei Liszt auf.

Beide brachten Kompoſitionen mit, Tauſig u. a. das ſpäter gedruckte „Geſpenſterſchiff", in welchem eine tolle Paſſage vorkam, an der ſelbſt Liszt vergeblich herumprobierte. Es war ein chromatiſches Gliſſando von unten bis oben, welches mit einem ſchrillen Ton auf einer Obertaſte endigte! Nach vergeblichen Verſuchen ſagte endlich Liszt zu Tauſig: „Junge, wie machſt du das?" Tauſig ſetzte ſich, ſtrich mit dem Mittelfinger der rechten Hand über die weißen Taſten und wußte zugleich die fünf Finger der linken ſo geſchickt über die Obertaſten laufen zu laſſen, daß genau eine chromatiſche Skala zu hören war, die blitzſchnell über die ganze Taſtatur flog und oben mit einem ſchrillen „Bipp" endigte. Nun machte ſich Liszt wieder dran, und nach ſechs- bis achtmaligem Probieren gelang es endlich auch ihm, ohne Unfall das erſehnte hohe „Bipp" zu erreichen. Im Gegenſatz zu dem etwas zurückhaltenden und ſarkaſtiſch angelegten Tauſig war Smetana mitteilſam und aufgeräumt. Nur konnte er es nicht leiden, wenn ſein Name falſch prononziert wurde. Einmal paſſierte auch mir das Unglück, den damals noch faſt gänzlich Unbekannten mit Smetàna zu traktieren. Sofort ſang er mir das Thema der Fidelio-Ouvertüre mit den Worten: „Smètana, Smètana, Smètana ſprich aus!" Lächelnd dankte ich ihm für dieſe allerdings unvergeßliche Lektion und regalierte ihn dafür mit jenem Kontrabaſſiſten, der dieſes Thema zwar ohne Worte, nie aber anders als ſo geſungen habe:  was nun ſeinerſeits wieder die entſprechende Heiterkeit im Gefolge hatte.

Einen Hauptanziehungspunkt bildete die an jedem Sonntag auf der Altenburg stattfindende Matinee, bei welcher der neu engagierte junge Hofmusikdirektor Eduard Lassen, der Violinvirtuose und Hofkonzertmeister Edmund Singer und der hervorragende Geiger J. M. Grün selten zu fehlen pflegte. Die Fräulein Emilie Genast und Elvira Berghaus sangen gewöhnlich Lieder von Liszt und Lassen, während Liszt und Fräulein Ingeborg Starck aus Petersburg, eine damals bildhübsche Blondine, die gleichfalls bei ihm studierte, die Pianofortevorträge ausführten. Manchmal holte Liszt zum Vierhändigspielen auch mich herbei. Durchlaucht Frau Fürstin nebst Prinzessin Tochter wohnten der Matinee stets bei, in welcher u. a. Liszt auch seine Bearbeitungen der neu-italienischen Opern zum besten zu geben pflegte.[1]) Als einmal Karl Tausig die Berceuse von Chopin spielte, war die ganze Gesellschaft geradezu hingerissen, und Liszt rief ihm zu: „Junge, das spielt dir so in Europa niemand nach!" (Er war erst 18 Jahre alt und von kleiner Statur; deshalb hieß er fast immer nur der „kleine Tausig".)

Zu intimem Umgang hatte ich mir den brillanten Klavierspieler und phantastischen Menschen Franz Bendel gewonnen, dem sich oft der junge Maler Marschall, der famose Geiger Grün und der Schauspieler Wünzer zu-

[1]) Anfänglich konnte ich nicht recht begreifen, weshalb Liszt solche Sachen schrieb. Erst später wurde es mir bei einem sehr flotten Diner klar, als er in die Worte ausbrach: „Ja, wenn ich immer nur Faust- und Dantesymphonien geschrieben hätte, so könnte ich meinen Freunden keine Forellen mit Champagner in Eis vorsetzen."

gesellten. Es wurde viel zusammen musiziert und während mancher Abend-, sogar Nachtstunde miteinander durch den Park gestreift. Als Liszt plötzlich auf einige Wochen verreisen wollte, lud ich Bendel ein, mit mir unterdessen nach Osthofen zu gehen. Gern kam er mit mir, und da der Zufall es fügte, daß bei einem unsrer Verwandten in der sogenannten Eulenburg in Worms gerade eine glänzende Hochzeit gefeiert wurde, war für Bendel das denkbar günstigste Terrain vorhanden, sein brillantes Klavierspiel, sein glänzendes Erzählertalent und seinen blonden Lockenkopf, besonders bei dem weiblich-jüngeren Teil der Eingeladenen, im vollsten Glanze leuchten zu lassen.[1]) Was in der inmitten der Weingärten der Liebfrauenkirche gelegenen alten Eulenburg während dieser drei Hochzeitstage an Musik, an Liebfrauenmilch und an allem sonstigen Köstlichen konsumiert worden ist, kann ich nicht einmal annähernd schildern. Und das sollte nun am nächsten Sonntag in Osthofen fortgesetzt werden, da auf diesen letzten Sonntag im August der Osthofer Markt zu fallen pflegt. Hier durfte Grün mit seiner herrlichen Geige nicht fehlen! Wir beriefen ihn telegraphisch — und Grün kam. Die noch andauernden Theaterferien hatten ihm das erlaubt.

Nachdem endlich der Markttrubel verrauscht war, und die Wormser und auch Mainzer Gäste wieder heimgefahren waren, begann das eigentliche Musikleben in Osthofen. Fast

---

[1]) Der drollige Umstand, daß der Wormser Festgeber Bandel hieß, dem nun zur Ausschmückung noch ein Bendel angeheftet worden, spielte natürlich in den launigen Toasten seine gebührende Rolle.

allabendlich verſammelten ſich im Saale unſrer Steinmühle viele Zuhörer, welche das Dargebotene begierig aufnahmen. Zu Gehör kamen da ſämtliche Beethovenſche Klavier- und Violinſonaten, vor allem die unvergängliche Kreutzerſonate, das Beethoven- und Mendelsſohnſche Violinkonzert, die Weber-, Mendelsſohn- und Wagnerſchen Ouvertüren vierhändig, ebenſo die Beethovenſchen Symphonien und Liszts Goethemarſch. Bendel entzückte mit der bekannteſten Ungariſchen Rhapſodie Nro. 2 von Liszt und ſeinem eignen neueſten Klavierſtück „In Sentas Spinnſtube“. Für die guten Oſthofer, denen ſo was noch nie geboten worden, war das ein wahres Muſikfeſt, das den ganzen Monat September hindurch währte. Feſt reihte ſich an Feſt in der Steinmühle und in andern befreundeten Häuſern: überall gute Muſik und — guter Wein. Oft währte das Gelage über Mitternacht, und wenn dann Grün, ſelbſt in allerſpäteſter Stunde, noch einmal zur Geige griff und die göttliche Chaconne von Bach auswendig vor ſich hin ſpielte, da ruhten alle Gläſer, und es herrſchte die tiefſte Andacht. Auch der ſchwerſte Wein konnte Grün nichts anhaben; immer blieb ihm ſeine enorme Technik und ſein rieſiges Gedächtnis treu. Seine Ruhe war groß, ſogar ſo groß, daß er beinah' einmal ein Leipziger Gewandhauskonzert, in dem er zu ſpielen hatte, — verſchlafen hätte. Er ſollte ein Konzert von Vieuxtemps ſpielen, und als dieſe Programmnummer in Sicht war, war Grün nirgends zu finden. Ein Wagen raſte nach dem Hotel de Pologne, man ſtürzte hinauf in ſein Zimmer, — da lag in ſeiner Konzerttoilette Grün, feſt eingeſchlafen, auf dem Sofa! Ich wohnte jenem

Konzert bei und konnte gar nicht begreifen, warum die Reihenfolge der Programmnummern so aus Rand und Band geraten war. Später teilte mir Grün den Grund lachend mit.

Wie schon gesagt, war Bendel neben seinen hervorragenden musikalischen Eigenschaften auch ein interessanter Erzähler und — Erfinder. Er konnte stundenlang seiner weitschweifenden Phantasie die Zügel schießen lassen, die abenteuerlichsten und gewagtesten Dinge aus seiner Jugendzeit in Böhmen vorbringen — stets behielt er die Herrschaft über seine Zuhörer und verstand es, ihnen auch das Unwahrscheinlichste glaubbar zu machen. Seine sprühenden Augen und die langen blonden Haare kamen ihm dabei trefflich zu statten. Sah er nur ein halbweg schönes Mädchen, so war er sofort entzündet, eine Eigenschaft, die auf der Wormser Hochzeit zu den drolligsten Scenen Veranlassung gab. Am ersten Tag hatte er sich bereits mit einer brünetten Wormserin verlobt und am zweiten mit ihrer allerdings noch schöneren Schwester. Armer Bendel! Da war Grün ein andrer! Außer Musik liebte der vor allem einen guten Trunk und eine reiche Mahlzeit. Ueber den bleichen, lethargischen Gesichtszügen hing die schwarze kurzwollige Haardecke und auf der großen Nase ein Pincenez. Unter einem Dutzend Weinproben fand er „den besten" sofort heraus. Diese Kunst bewährte er auch in einem Weinkeller in Oppenheim, der einem unsrer Osthofer Bewunderer gehörte, welcher uns dorthin eingeladen hatte. Unter den vielen Fässern hatte Grün im Nu den „feinsten" gefunden, leider aber auch den stärksten. Wir tranken uns fest, und als wir

endlich heraus ans Tageslicht kamen, da war „Holland in Not". Der Felſenkeller Hermann Leiſts lag leider ganz oben in der Nähe der Katharinenkirche — und hinunter nach dem Bahnhof führte nur eine Menge ſteiler Treppen und holperiger Gäßchen! Man hörte ſchon unſern Zug von Nierſtein kommen; es mußte alſo in dem Zuſtand heruntergaloppiert werden! Daß keiner mit zerſchellten Gliedern unten ankam, iſt mir heute noch ein wahres Rätſel.

Nun war der ſchöne September zu Ende. Grün mußte ſeinen „Dienſt" in Weimar wieder antreten; drum reiſte er uns voraus, während Bendel und ich den Weg über Darmſtadt nahmen, um Schindelmeiſſer einen Beſuch abzuſtatten. Dieſer väterliche Freund war nämlich anfänglich nicht ſehr erbaut von meinem Weimaraufenthalt, da er fürchtete, er könne mir meine Laufbahn erſchweren. Bendel und ich ſchilderten ihm nun Liszt als Lehrer, ſpielten ihm auch einiges vor, und bald war er der Sache freundlicher geſinnt und begriff, was uns zu dem „Liebling der Welt", wie er ſich ausdrückte, hinzöge. Ich möge einſtweilen noch bei Liszt weiterſtudieren, im nächſten Jahre aber wieder zurückkehren, denn es würde am Hoftheater eine Stelle frei, die er mir zugedacht habe. Ich dankte ihm herzlich für ſeine nie verſiegende freundliche Fürſorge und verabſchiedete mich mit Bendel von dem Guten.

Von Liszt wurden wir, Bendel und ich, ſehr freundlich empfangen. Ueber meine Kompoſition des Goetheſchen Sehnſuchtsliedes war er ganz erſtaunt, und er meinte, „ich hätte ſehr viel Stoff in meinem Kopfe, ich müſſe durchaus an etwas Größeres heran". Dann ſagte er zu uns, wir

beide würden seine ausgedehnte Schülerreihe beschließen; er möchte den Schulmeister und auch den Kapellmeister nicht mehr abgeben. Wir beide machten aber eine Ausnahme von seinem Vorsatze. Er hätte uns gern um sich, wir erheiterten und belebten seinen Geist, und schloß: „Dann müßt ihr jungen Kräfte hinaus und es zu was bringen — ihr bringt es auch zu etwas!"

Zunächst arbeitete ich nun einen Symphoniesatz aus, zu dem mir der Schillersche „Ritter Toggenburg" die Anregung gab. Ich machte ein vierhändiges Arrangement, und sogleich spielte es Liszt mit mir in einer der Matineen, von den Zuhörern sehr gut aufgenommen. Zur Belohnung gab er mir seine Kopie der Partitur des Wagnerschen „Rheingoldes" mit, mit den etwas seltsamen Worten: „Hier haben Sie die moderne Zauberflöte." Beim Studium fand ich dann wohl die drei Damen, sonst aber nicht das geringste der Zauberflöte Aehnelnde, ja noch mehr: nicht einmal die geringste Aehnlichkeit mit Wagners eignen Werken, soweit sie gedruckt und der Welt lieb geworden waren. Mit größtem Eifer drang ich in diese Partitur des neuen Wagner, der plötzlich ein andrer geworden und sozusagen alle Brücken zu dem Herkömmlichen abgebrochen hatte. Wo sollte das hinaus? Da ich die Walküre noch nicht kannte, wurde mir doch etwas bange, so wenig ich mir das auch eingestehen mochte. Bald hatte ich die Partitur so genau im Kopfe, daß ich in einer Gesellschaft bei Musikdirektor Riedel in Leipzig ganze Scenen auswendig interpretieren konnte. Ich verbrachte nämlich das Weihnachtsfest in Leipzig, da Liszt die Festtage über in Berlin weilte, um dort Meyerbeer

einen Beſuch abzuſtatten. Hätte ich von dem glänzenden Verlauf dieſer Fahrt nur eine Vorahnung gehabt, ſo würde ich ſicherlich nicht verſäumt haben, Liszt dorthin zu begleiten, wie er es gewünſcht und mir auch angeboten hatte. Aus einem kurzen Beſuch wurde ein mehrtägiger Aufenthalt im Hauſe Meyerbeers, Feſt reihte ſich an Feſt, und gelegentlich eines Diners beim Grafen v. Redern, dem vormaligen Königlichen Intendanten, hatte Liszt den Herzog von Gotha zur Rechten und Meyerbeer zur Linken ſitzend, während ein Orcheſter Liszts ſymphoniſche Dichtung „Taſſo“ und Stücke vom Herzog und von Meyerbeer als Tafelmuſik vortrug. Um dieſe prächtige Gelegenheit, die Bekanntſchaft Meyerbeers zu machen, war ich thörichterweiſe gekommen! Ich hoffte, dieſes mich äußerſt ſchmerzende Verſäumnis ſpäter noch gut machen zu können, doch nie bot ſich wieder eine Möglichkeit: — „was du von der Minute ausgeſchlagen, giebt keine Ewigkeit zurück.“

Mitte Januar 1860 kam Peter Cornelius nach Weimar. Da demnächſt das Erſcheinen der Partitur von Wagners „Triſtan und Iſolde“ zu erwarten ſtand, beſchäftigte ich mich wieder eingehend mit dem Textbuch dieſer Oper, von welcher nur den Teilnehmern der Leipziger Tonkünſtlerverſammlung die Inſtrumentaleinleitung bekannt geworden war. Mehr und mehr befreundete ich mich mit der Dichtung und wurde plötzlich von der Luſt gepackt, die Anfangsſcenen in Muſik zu ſetzen. Wenn ich mir auch in jedem Augenblick ſagen mußte, daß mir dieſe Arbeit nichts nützen könne, da ja die That bereits von dem Dichterkomponiſten ſelbſt gethan ſei, und ſie kein Menſch beſſer als er vollbringen

könne — es half nichts, ich mußte immer wieder am „Triſtan“ komponieren! Als ich da einmal mit Cornelius über die Not, ein gutes Opernbuch zu erhalten, ſprach, ſagte dieſer ganz von ſelbſt die mich nicht wenig überraſchenden Worte: „Ihr in euren jungen Jahren könnt euch ja einmal am ‚Triſtan‘ verſuchen, wenigſtens einige Scenen ausführen, um dann zu vergleichen, wie es der Meiſter ſelbſt aufgefaßt, was zu gleicher Zeit höchſt intereſſant und auch ſehr lehrreich iſt.“ Wie war da Freund Cornelius erſtaunt, als ich die bereits fertigen Stücke hervorholte und ſie ihm vorſpielte! In der erſten Ueberraſchung meinte er, ich müſſe ſie unbedingt — Wagner ſchicken, es würde ihn gewiß verwundern und erfreuen, vor allem ſie aber Liszt zeigen. Ich hatte mich deſſen noch nicht getraut, — leicht konnte er in dieſem Beginnen eine Arroganz erblicken, und bei Wagner war das in noch viel höherem Maße zu befürchten. Ich blieb daher unſchlüſſig. Cornelius that nun das Seine: Einige Tage darauf kam er mit Liszt zu mir, dem ich nun auch meinen „Triſtan“ vorſpielen mußte. Auch dieſem gefiel das Pathos und der deklamatoriſche Schwung nicht wenig; er rief ein über das andre Mal „bravo“, konſtatierte einen „ganz großartigen dramatiſchen Zug“ darin und meinte: ſchon der Originalität halber möchte ich dieſe Scenen Wagner ſchicken; vielleicht glückte es mir, von ihm einen Operntext zum Komponieren herauszulocken; es ſei gar nicht unwahrſcheinlich, daß ſich Wagner mit mir einließe, denn er hätte ſo manches in ſeinem Kopfe, zu deſſen Ausführung ihm die Zeit fehle, und gerade jetzt ſei ein derartiges Vorhaben dadurch begünſtigt, daß ſich

Wagner wieder etwas in Geldkalamitäten befände und ihn die Aussicht auf einen sicheren Erlös vielleicht günstig stimme. Auf seine Zusage ginge ich dann am besten einige Zeit nach Paris, um mich näher mit ihm besprechen zu können.

Sogleich teilte ich diese Aeußerungen Liszts meinem Vater mit, welcher sich mit meiner eventuellen Parisreise einverstanden erklärte, mich aber bat, damit noch so lange zu warten, bis sich der tolle Aufruhr und die Sturmflut etwas gelegt habe, in die ganz Paris durch die Wagnerkonzerte plötzlich geraten war. Dem Briefe lagen Zeitungsausschnitte bei (Didaskalia u. a. m.), die den lebhaften Zorn der Pariser Presse über das künstlerische und persönliche Auftreten Wagners in Paris in allergrellsten Farben dokumentierten. In dieser Hetzjagd hatte sicherlich Wagner andres zu thun, als sich friedlich mit mir über die Wahl eines Opernstoffes zu beraten. Unterdessen traf aber auch bei Liszt ein Korrekturabzug des ersten Tristanaktes ein, den er mir sofort zustellen ließ, — man kann sich denken, mit welchem neugierigen Ungestüm ich darüber herfiel, und mit welchem Heißhunger es über das Wagnersche Werk herging! Bald folgten der zweite und letzte Akt: — das vollsaftige, von Musik strotzende und förmlich triefende Werk zog völlig in mir ein, und — meine Tristanscenen waren vergessen.

Zur Erholung diente damals der „Neuweimarklub" im Stadthaus am Markte, wo Liszt, gewöhnlich mit nur wenigen Herren, einige Abende kartenspielend oder plaudernd verbrachte und die Freundlichkeit hatte, mich einzuführen. Hier lernte ich auch den Hoftheaterintendanten Franz

v. Dingelstedt, den Dichter Hoffmann v. Fallersleben, den würdigen Schauspielerveteran Genast, seinerzeit noch von Goethe engagirt, Musikdirektor Sontag und andre kennen. Auch Gutzkow war einmal anwesend, öfters dagegen der Maler Genelli, der ebenfalls in Weimar wohnte. Besonders ergötzlich war der gemütliche Hoffmann v. Fallersleben, dem ich seine „Deutsche Philisterei" für Männerchor komponierte. Daß fortwährend der zweite Baß die ironischen Worte „auf der Bierbank" einzuwerfen hatte, gefiel ihm über die Maßen. Zu diesen geselligen Abenden pflegte Liszt einen vorzüglichen Cognac mitzubringen, der dann als Punsch oder auch pur getrunken wurde und die Gemüter äußerst anregte. Für die damalige nervöse Gemütsverfassung Liszts war jedoch dieses Lieblingsgetränk gerade am wenigsten geeignet, besonders wenn eine erregte Debatte erfolgte, wie zum Beispiel eines Abends mit dem Theaterintendanten v. Dingelstedt, mit dem der Friede infolge von Liszts Rücktritt vom Dirigentenpult immer noch nicht völlig hergestellt war. Ein Wort folgte dem andern und ebenso ein Glas dem andern. Es ließ sich nicht leugnen — Liszt hatte einen „Spitz". Er schien es selbst zu merken, denn er brach plötzlich auf. Ich folgte ihm, ihn nach Hause zu begleiten. Gern nahm er das an. Als die Treppen im Tannengebüsch langsam erstiegen waren, und wir vor der Altenburg angelangt waren, wollte ich mich empfehlen. Da sagte aber Liszt energisch „Nein! Sie haben mich bis hierher gebracht, jetzt bringe ich Sie nach Haus!" Alle Widerrede, daß es bis zum Wielanddenkmal, wo ich wohnte, eine halbe Stunde und dunkle Nacht sei, half nichts. Er blieb dabei, mich

heimzubringen. So wurde denn der weite Weg in Gottes Namen angetreten. Als wir bei mir zu Hauſe anlangten, ward es erſt recht klar, daß ich Liszt unmöglich allein zurückkehren laſſen konnte, und ich ſagte: „So, Herr Doktor, wir ſind da; jetzt bringe ich Sie wieder nach Haus!“ Es wurde lachend Kehrt gemacht, wieder am Goethehaus vorbeigeſchritten, die Stadt durchquert, an der Mühle vorbei, die Treppen durch das Tannengebüſch hinaufgeturnt — und wieder ſtanden wir vor der Altenburg, — da holte Liszt tief Atem und ſagte: „Wie wohl thut mir die friſche Luft! Aller guten Dinge ſind drei; jetzt bring' ich Sie wieder nach Haus!“ Ich: „Um Gottes willen, Herr Doktor, es iſt Mitternacht vorbei, — Sie bedürfen der Ruhe!“ Er: „Ich bedarf der Luft; aller guten Dinge ſind drei; kommen Sie nur!“ Nun ging es vorſichtshalber ſtatt der gefährlichen Treppen die im Bogen um das Tannengebüſch ziehende Landſtraße hinunter, wieder an der Mühle vorbei durch die Stadt, bis zum Goethehaus — da blieb Liszt einen Augenblick ſtehen, mich fragend: „Was würde der alte Herr ſagen, wenn er uns jetzt ſehen könnte?“ „Ihr naht euch wieder, ſchwankende Geſtalten!“ war meine ſchnelle Antwort, und lachend gelangten wir an meine Wohnung. Obwohl ſich Liszt jetzt bedeutend beſſer befand, ließ ich mir's doch nicht nehmen, ihn nun zum dritten- und letztenmal nach Haus zu bringen, wo diesmal der Hausſchlüſſel auch richtig ſeines Amtes waltete, und ein herzlicher Gutenachtkuß die faſt dreiſtündige nächtliche Wanderung zum Abſchluß brachte.

Anfang März 1860 beabſichtigte Bendel ein Konzert mit Orcheſter zu veranſtalten und lud mich ein, darin meinen

Toggenburgſatz zu dirigieren. Liszt protegierte das Vorhaben und entwarf ſelbſt das Programm. Bendel ſchien aber bald ſeine Offerte, die er mir gemacht, wieder leid geworden zu ſein; er ließ ab und zu die Bemerkung fallen, mein Toggenburg könne ſeinem ebenfalls aufzuführenden „Liszt-marſch" Abbruch thun, und rückte endlich mit der Erklärung heraus, er wolle mein Stück nicht aufführen. Lisz kannte ſeinen Bendel (den „errloſen Brendel", wie er ſich ausdrückte) viel zu gut, als daß er ſich weiter darüber gewundert hätte, ſtrich mein Stück vom Programm, ſetzte dafür aber den Toggenburg ſofort auf das Programm des nächſten Hofkonzerts! Obwohl ich darin Liszts wahrhaft große Güte erkannte, glaubte ich ihm dennoch davon abraten zu ſollen, weil der Hof ſicherlich eine ſeiner ſymphoniſchen Dichtungen lieber hören würde als das Werk eines Unbekannten. Er blieb aber dabei, und ſobald die Orcheſterſtimmen ausgeſchrieben waren, hielt er die erſte Probe. Ich hatte zuvor die Vorſicht gebraucht, die Stimmen genau durchzuſehen; unterläßt man ſolches, ſo ſetzt man ſich bei neuen Werken ſehr unliebſamen Ueberraſchungen aus. Statt des erhofften Wohlklanges kommt da unverſehens das gerade Gegenteil heraus, im Orcheſter giebt es lange Geſichter, allgemeine Unſicherheit greift Platz, und um den Genuß des erſtmaligen Hörens iſt es gethan. Während der Probe rief mich nun Liszt zu ſich ans Pult, mich bei dem geringſten Ritardando oder irgend einer Nüance fragend anblickend, ſichtlich bemüht, mir alles recht zu machen: er, der feinfühligſte Interpret und größte Reproduzent der Welt, hielt das nicht unter ſeiner Würde! Ich ſtaunte, wie dieſer Heros Probe halten

und einstudieren konnte. Dabei führte er mit dem Orchester eine fast brüderliche Sprache, und wenn er wollte, wickelte er dessen Mitglieder sozusagen um den kleinen Finger. Wie war da von ihm zu lernen! Als ich mein Werk unter solcher Leitung zum erstenmal hörte — es war überhaupt das erste Mal, daß ich etwas von mir mit Orchester hörte —, überkam mich ein seltsames, unbeschreibliches Gefühl. Wurde zuvor auf dem Papier alles auch noch so fein ausgeklügelt, immer bringt der Totaleffekt des lebendig gewordenen Klanges wahre Ueberraschungen mit sich.

Nach der Probe ging Liszt mit mir in ein benachbartes Lokal, schrieb noch einige praktische Bemerkungen in meine Partitur und meinte, ich möchte noch zehn bis zwölf solcher Symphonien schreiben; das Zeug hätte ich dazu. Am Aufführungstage (13. März) machte er noch eine Probe, die einen ganz vorzüglichen Verlauf nahm. Gern hätte ich nun aber auch der Aufführung am Abend beigewohnt; doch schien das nicht so leicht erreichbar, da diesem Konzert im großherzoglichen Schloß nur Hof und Adel anwohnten, bürgerliche Personen daher ausgeschlossen waren. Auch in dieser Verlegenheit wußte der geradezu unerschöpflich liebenswürdige Liszt Rat. Er sagte: „Stecken Sie sich heute abend in Frack und weiße Kravatte, nehmen eine Geige, stellen sich zu den Violinisten und thun so, als ob Sie mitspielten.“ Gesagt, gethan! Zum ersten- und letztenmal in meinem Leben zog ich „als Geiger“ in ein Orchester.

Liszt erschien am Pult; sein Frack war über und über mit Orden bedeckt. Am ersten Violinpult Konzertmeister Singer und Grün, ich in der Mitte des Streicherchors.

Liszt dirigierte mit enormem Feuer und Schwung, dabei mich immer anſehend, und das vorzügliche Orcheſter erzielte eine brillante Wirkung. Am Ende erhob ſich der Großherzog, der in der erſten Reihe ſaß, ging auf Liszt zu, einige Worte mit ihm wechſelnd. Liszt deutete mit einer Armbewegung meine Anweſenheit an, kam herauf und ſagte, der Großherzog wünſche mich zu ſprechen. Schnell gab er mir ſeinen Cylinderhut in die Hand, da ich keinen mitführte, raunte mir noch vorſorglich die Worte „Königliche Hoheit" nach, und ich ſtand vor Großherzog Karl Alexander, welcher ſich huldreich erkundigte, wo ich ſeither meinen Muſikunterricht genoſſen, was ich für ein Landsmann ſei, und gnädig hinzufügte, meine Kompoſition habe ihm gefallen; ſie habe „viel Feuer". Als ich mich wieder zurückziehen wollte, holte mich Liszt abermals und führte mich zu Ihrer Königlichen Hoheit der Frau Großherzogin, welche mir „für die ſchöne halbe Stunde, die ich ihr durch mein Werk bereitet" hätte, dankte. Ihre Königliche Hoheit erkundigte ſich genau um meinen Ideengang darin, weil das Programm ihr mit „Inſtrumentaleinleitung zu Schillers Ritter Toggenburg" zu wenig gedeutet habe. Nachdem dies eingehend erfolgt war, wurde ich in Gnaden entlaſſen. Großherzog Karl Alexander war ein ſchlanker, junger Herr, mit ſprechenden Augen, glattem Geſicht und kurzem, ſchwarzem Haar, während ſeine Gemahlin, geborene Prinzeſſin der Niederlande, mittlere Statur und etwas rundliche Formen zeigte. Gleich dem großherzoglichen Paare ſchienen auch die zahlreich vertretenen Hofkreiſe meine Kompoſition gut aufgenommen zu haben. Nur der franzöſiſche Geſandte habe ſeinen

Nachbar gefragt: „Ist das schön?“ (Derselbe, welcher kurz vorher in Goethes „Torquato Tasso“ an einer Stelle, wo alle andächtig lauschten, plötzlich so laut gähnte, daß das ganze Theaterpublikum in Gelächter ausbrach.) Sonst hörte ich von allen Seiten nur Günstiges über die Aufnahme meines Stückes, und ein Bekannter sagte mir, ich könne mich bei Bendel dafür sehr bedanken, daß er meine Komposition vernachlässigt habe; der würde jetzt vor Aerger platzen, wenn er meinen Succeß erführe. Diesen — wenn unter solchen Umständen überhaupt von einem Succeß die Rede sein konnte — hatte ich natürlich nur der großmütigen Initiative Liszts zu danken, und zu diesem zog es mich am folgenden Tage, ihm meinen tiefgefühlten Dank auszusprechen. Bei dieser Gelegenheit sah ich zum erstenmal seine Tochter Cosima, erst vor etwa zwei Jahren mit Hans v. Bülow verheiratet. Sie war jung, blond, bleich, schlank, sogar hager, bis zum Aeußersten abgemagert. Als sie wie ein Schatten durch das Zimmer geschlichen, sagte mir Liszt, sie bliebe nur kurze Zeit hier, dann kehre sie wohl wieder zu ihrem Manne nach Berlin zurück; er habe große Sorge um sie, denn sie wolle nicht essen.

Am Palmsonntag begleitete ich Liszt nach Leipzig, wo der Riedelsche Verein Beethovens große Messe in der Thomaskirche aufführte. Während dieser interessanten Aufführung folgten wir dem grandiosen Werk mit der Partitur vor Augen. Liszt geriet öfters in große Bewegung und Ergriffenheit. Die Blicke der ganzen Umgebung waren auf ihn gerichtet.

In Leipzig hielt ich mich noch etwas länger auf. Ich

war mit dem Schriftsteller Peter Lohmann bekannt geworden und hoffte von diesem einen Operntext erhalten zu können. Im Versifizieren war er außerordentlich gewandt. Wir gaben uns große Mühe, einen geeigneten Stoff zu finden. Geschichtliches behagte ihm nicht, und die Sage schien durch Wagner erschöpft! Endlich brachte er mir „Die Brüder", ein anscheinend wohlkomponierbares Textbuch. Zugleich wurde ich von Dr. Brendel ausersehen, eine Reihe von Artikeln über „Tristan und Isolde" in die „Neue Zeitschrift für Musik" zu schreiben, da neben der Partitur nun auch der meisterhafte Klavierauszug Hans v. Bülows erschienen war. Ich hatte somit Arbeit genug. Zu deren gemächlichen Erledigung ging ich während der Sommermonate nach Osthofen. Meine Tristanartikel gefielen nun vornehmlich der Partei und auch Wagner, der sie las; im gegnerischen Lager jedoch machte ich mir viele Feinde dadurch. In jenen Zeiten ging es fürchterlich leidenschaftlich zu. Dräsekes Ballade „Helges Treue" und mein Liszt gewidmeter „König Sifrid", welche fast gleichzeitig erschienen, wurden von den gegnerischen Blättern mit gierigem Grimm zerfleischt. Wer es wagte, sich in den Dienst der neuen Sache zu stellen, der hatte einen schweren Stand.

Im Spätherbst ging ich wieder nach Leipzig, um im Verein mit H. v. Bronsart die Konzerte des Musikvereins „Euterpe" im großen Saale der Buchhändlerbörse zu leiten. Den Herren Dr. Brendel, C. F. Kahnt und Julius Schuberth war es gelungen, in den Vereinsvorstand zu gelangen, und damit zog, zum großen Verdruß der Gegner, die neue Richtung in die Konzerte dieser zweitgrößten Musik-

gesellschaft Leipzigs ein. Vorsichtshalber brachten wir in den ersten Konzerten fast nur klassische Musik, gingen dann aber bald zur neuen über. Berlioz' herrliche „Gefangene" kam und später dessen „Fest bei Capulet". Im achten Konzert sollten die Dirigenten ihre Visitenkarten als Komponisten abgeben. H. v. Bronsart wählte zu diesem Behuf seine „Frühlingsphantasie" und ich mein „Grab im Busento", vom Bassisten Wallenreiter und dem akademischen Gesangverein „Arion" vorzüglich vorgetragen. Meine Ballade wurde in der denkbar günstigsten Weise aufgenommen, während v. Bronsart mit seinem reinen Orchesterstück natürlich einen schwierigeren Stand hatte. In welch unanständiger Weise damals, trotz der brausenden Beifallssalven des Auditoriums, öffentlich Kritik geübt wurde, mag folgendes ergötzliche Pröbchen zeigen. E. Bernsdorf schrieb in der „Deutschen Allgemeinen", der sehr vielgelesenen Brockhausschen Zeitung, unterm 6. Februar 1861:

„Der Musikverein ‚Euterpe' hat gestern sein achtes Konzert gegeben und damit wiederum ein Scherflein zur Propagierung weimarischer Kunstmaximen beigetragen, indem ‚Das Grab im Busento', Ballade von Platen, für Baßsolo, Männerchor und Orchester komponiert von W. Weißheimer, und ‚Frühlingsphantasie' für Orchester (in fünf zusammenhängenden Sätzen: Winteröde, Frühlingsnahen, Liebestraum, Lebensstürme, Aufschwung zum ewigen Frühling), komponiert von H. v. Bronsart, vorgeführt wurden. Eine Kritik dieser Werke zu geben, halten wir für überflüssig, denn erstens gilt von ihnen alles das, was wir schon seit Jahren über die Hervorbringungen Liszts (dessen bloße Kopisten die genannten Herren sind, auch sogar darin, daß sie, wie er, ihren Pinsel mitunter stark in den Wagner-Berliozschen Farbentopf tauchen) gesagt haben, und zweitens

vertragen sie gar keine eigentlich musikalische Sondierung, denn vom musikalischen Kunstwerk haben sie weiter nichts als das Material, die Töne, mit denen sie es aber auch nicht einmal bis zur Definition jenes Philosophen bringen, der die Musik nur als ‚angenehmes Geräusch' erklärte. Die Bronsartsche ‚Frühlingsphantasie' ist uns übrigens nicht neu; wir hörten sie vor einigen Jahren schon, und unsre entschiedene Verurteilung des Werkes von damals her wird vielleicht einigen Lesern dieses Blattes noch in der Erinnerung sein. Daß unsre Ansichten noch ganz dieselben sind, geht aus Obengesagtem hervor. Die übrigen, wirklich musikalischen Bestandteile des Konzerts waren" 2c. 2c.

Diese Suada war für mich um so ergötzlicher, als mein „Grab im Busento" bereits aus dem Jahre 1856 stammte, während ich erst im folgenden Jahre die erste Bekanntschaft mit Werken von Liszt machte. Welch merkwürdiger „Kopist" muß ich da gewesen sein! Womöglich totgemacht sollte ich dann noch in den weitverbreiteten Leipziger „Signalen" werden; auch wurde dieses gehässige Urteil in der „Niederrheinischen Musikzeitung" abgedruckt, während die Leipziger Lokalpresse voll des Lobes über meine Komposition war.

Zu diesen Konzerten der „Euterpe" kam Liszt öfters von Weimar herüber und gab dann gewöhnlich einige Tage zu. Einmal spielte er da bei Dr. Brendel seine „Dantesymphonie". Vor dem Schluß überraschten wir ihn durch das unerwartete Eintreten eines kleinen Damenchores, den ich zu diesem Zweck zusammengebracht und einstudiert hatte. Ein andermal, nachdem bis nach Mitternacht getafelt worden und natürlich auch der Wein in Strömen geflossen, zog er

plötzlich seinen Rock aus, setzte sich an den Flügel und spielte in Hemdsärmeln hintereinander mehrere seiner allerschwierigsten Klavierstücke, darunter die Sonambula- und seine Don Juan-Phantasie. Diese Glanzstücke aus seiner Virtuosenzeit waren jetzt nur äußerst selten von ihm zu hören; war er aber einmal „dran" zu bringen, so sperrten die respektiven Zuhörer sozusagen bald Mund und Nase auf, denn was es da an technischen Wundern zu erleben gab, schien wahrhaftig über das Menschenmögliche zu gehen. Stets wohnte er in Leipzig in dem in der Hainstraße gelegenen Hotel de Pologne. Hier war es auch, wo er nach einem glänzenden Diner die schon citierten Worte sprach: „Hätte ich immer nur Faust- und Dantesymphonien geschrieben, so könnte ich meinen Freunden keine Forellen und Champagner in Eis vorsetzen."

Liszts Prometheus. Besuch in Weimar und Lohengrin in Mannheim.

Auch F. Dräseke war zu den Konzerten einigemal von Dresden gekommen und bei mir abgestiegen. Er brachte einen Germaniamarsch und seine Ballade „Helges Treue" in Partitur mit. Wie gern hätte ich das hochinteressante op. 1 in der „Euterpe" aufgeführt! Leider konnte ich damit im Vereinsvorstand nicht durchdringen; man sagte mir, man dürfe jetzt nicht noch mehr wagen. Erst müsse Liszts „Prometheus" heraus! — Um diese Zeit wird es wohl

auch gewesen sein, als ersterer mit gesunkenem Mute Liszt besuchte, welcher ihn teilnehmend fragte: „Nun, Dräseke, wie geht's?" worauf ihm die köstliche Antwort wurde: „Herr Doktor, ich schwinge die Palme der Erfolglosigkeit!" Dieser unbezahlbare Einfall Dräsekes fand bei Liszt die denkbar günstigste Aufnahme, und noch nach Jahren teilte er andern diese köstliche „Palme der Erfolglosigkeit" lachend mit.

Das vorletzte, neunte Konzert hatte einen überaus glänzenden Erfolg: Liszts „Prometheus" schlug entschieden durch. Die prachtvollen Chöre und das brillante Orchester verfehlten nicht, einen begeisterten Beifallssturm zu erwecken. Man wollte durchaus Liszt sehen, dessen Anwesenheit bekannt geworden war. Lang erscholl das Rufen und der Beifall vergeblich — Liszt kam nicht. Niemand vermochte den Erfolg im entferntesten nur zu ahnen; drum zog es der Meister vor, lieber im Hotel zu bleiben, als sich möglicherweise gemeinen Demonstrationen auszusetzen! Gewisse Leipziger Biedermänner hatten nämlich schon vorher versucht, in einigen Blättern das Publikum gegen dieses Werk aufzuhetzen, nannten den „Prometheus" eine „Katzenmusik" und verglichen ihn mit „Rindskaldaunen". Das Publikum kam natürlich nicht ohne schlimmes Vorurteil herein, aber schon nach dem Schnitter- und Bacchuschor war dieses in sein Gegenteil verwandelt, und der zündende Schluß „Heil der Menschheit" brachte den entscheidenden Sieg. Liszt war beim Anhören dieser Freudenbotschaft hocherfreut. Es hatte sich bald ein großer Kreis Bewunderer und Verehrer um ihn versammelt. Nach einem auf ihn ausgebrachten Toast machte er mit seinem Glas die

Runde, und als er mit mir und Kollegen v. Bronsart, dem heutigen Dirigenten, anstieß, bat er uns, angesichts der auch ihm drohenden Zeitungsangriffe, ihn „in den Bund als dritten der Vermöbelten" aufnehmen zu wollen. Am andern Morgen brachte ihn eine zahlreiche Gesellschaft zur Bahn.

Nun ließ ich in der „Neuen Zeitschrift" noch eine zweite Artikelserie über „Tristan und Isolde" folgen und vereinbarte mit Peter Lohmann, Esaias Tegnérs „Frithjoffage" als Oper zu bearbeiten. Ich versprach mir von dieser Dichtung mehr als von den andern, mir bereits von Lohmann verfaßten Textbüchern. Dem Verleger Kahnt übergab ich zum Druck mein „Grab im Busento". Gleich darauf kam J. Schuberth mit demselben Ansinnen. Ich sagte ihm, sein größeres Verlagsgeschäft wäre mir bei weitem lieber gewesen als dasjenige Kahnts; leider sei es jetzt zu spät. Zum Dank für meine Gewissenhaftigkeit ließ mich Kahnt sitzen. Das Werk, obwohl mehr als ein dutzendmal mit entschiedenstem Erfolg aufgeführt, blieb vorläufig ungedruckt. Damals machte ich aber den originellen Schuberth auf die ebenfalls noch ungedruckte Faustsymphonie Liszts aufmerksam, und er biß an!

Unterdessen war auch das letzte Euterpekonzert vorübergegangen. Ich verabschiedete mich in Leipzig und fuhr mit Dr. Brendel nach Weimar zu Meister Liszt, wo eine Vorbesprechung der für Ende Juli in Weimar geplanten zweiten Tonkünstlerversammlung stattfand. Auf Liszts Wunsch blieb ich noch einige Tage bei ihm zu Gast. Er war wieder die Liebenswürdigkeit selber, brachte mich abends zu Bett und holte mich andern morgens sehr früh wieder heraus. Die

Tage verliefen in angenehmſtem gegenſeitigen Verkehr. Liszt ging gerade noch einmal die Prometheuspartitur durch und machte auch ein vierhändiges Klavierarrangement fertig, welches er mit mir durchſpielte. Offen fragte er nach meiner Meinung über einige kleine Abänderungen, die er hier und da in der Partitur vorgenommen. Ich war darüber ſehr froh; denn bei der Leipziger Aufführung waren mir einige ſolcher Veränderungen aufgefallen, die ich keineswegs für glücklich angebracht hielt. Vor allem hatte er die mir in der Dresdener Aufführung 1857 als äußerſt ſchwungvoll erſchienene Stelle „Heil der Menſchheit" faſt umgekehrt. Ich fragte, ob die Melodie in Dresden nicht ſo gelautet habe, wie ich ihm ſpielen würde (Sopran: as, des, as, ges; ſtatt des, ges, wie jetzt geſchrieben ſtand), und ſofort gab er mir das zu, nicht wenig erſtaunt, daß mir dieſe Stelle faſt vier Jahre im Gedächtnis geblieben war. Natürlich plädierte ich eifrig für das hohe as (ſtatt des) und hatte die Freude, es bald wieder an ſeiner Stelle zu erblicken. So gab er auch an verſchiedenen andern Stellen meiner Anſicht Gehör, worüber ich nicht wenig erſtaunt war, und worauf er ſagte: „Wiſſen Sie denn nicht, daß ich ſehr viel auf Sie halte? Sie bemerkten doch gewiß, daß ich Sie ſtets anders behandelte wie die andern. Hier nehmen Sie zum Andenken meine geſchriebene Prometheuspartitur, deren ich nun nach dem erfolgten Druck nicht mehr bedarf." Mit einem herzlichen Kuß übergab er mir das intereſſante Buch. Es war eine Kopie, die aber an vielen Stellen überklebt und mit ſeiner eignen Schrift bedeckt war. Ich hob es natürlich gut auf und beſitze es heute noch. Vermutlich war es auch

bei der Wiener Aufführung gebraucht worden, denn zu Anfang ſteht mit Blauſtift von Liszts Hand geſchrieben: „Ich bitte Freund Herbeck, bei den Proben auf das Kolorit der Inſtrumentierung der Chöre 1 und 3 die größte Sorgfalt zu verwenden", und bei dem Hornſolo: „Das Horn iſt nicht als Wald- und Jagdhorn in dieſer Nummer (1) zu behandeln!" Bei der Stelle: „Wo Winde wehen und Segel fliegen" ſteht mit Rotſtift die charakteriſtiſche Bemerkung: „Im Chor gut ausſprechen und rhythmiſch markieren — nicht murmelnd!" Die umkomponierte und neu inſtrumentierte Stelle „mit Perlen umwinden wir einſt dein Haupt" enthält wieder mit Blauſtift die Bemerkung: „Dieſe Stelle möchte ich nicht verkapellmeiſtert hören! —" Bei dem Dryadenchor (Nr. 3): „Dieſer Chor müßte einen ſibylliniſchen Schauer erregen!" und bei dem Altſolo „verödet ſtehn im alten Hain der Götter Altäre" die Worte: „Die Singſtimme mit tragiſchem Pathos. (Frau Kapellmeiſter Krebs ſang dieſes Solo prächtig in Dresden.)" Beim Schnitterchor: „Es muß Sorge getragen werden, daß die Hörner und Fagotte ſich keine falſchen Bindungen erlauben; rhythmiſch richtig, aber zart (nicht plump!)", beim Soloquartett „der heil'gen Göttin flehn dir alle" ſteht in Tintenſchrift: „NB. Tichatſchek, Mitterwurzer ꝛc. in Dresden ſangen dieſe Stelle wundervoll." Es würde zu weit führen, wollte ich mich hier auf weitere Details einlaſſen.

Dieſe Tage des herzlichen Einvernehmens mit dem genialen Manne werden mir unvergeßlich bleiben. Gern hätte er mich ganz in Weimar behalten, wozu damals einige Ausſicht vorhanden war. Muſikdirektor Laſſen hatte

nämlich Chancen, als Kapellmeiſter nach Brüſſel zu kommen. Für dieſen Fall wollte mich Liszt beim Großherzog als Nachfolger Laſſens empfehlen. Aus der Sache iſt nichts geworden, da Laſſen in Weimar blieb. Deſſen Lieder begannen ſchon damals ſich einzubürgern. Einmal begleitete ich einige derſelben Fräulein Elvira Berghaus in einem Konzert in Erfurt. Abends kam auch Laſſen hinüber und fuhr dann mit uns zurück. Stets war er charmant mit jungen Damen. Auch Liszt war dieſe Ritterlichkeit Laſſens bekannt, und als ich da bei paſſender Gelegenheit einmal etwas ironiſch die Worte Loges im „Rheingold“ anſtimmte: „Laſſen will nichts von Lieb und Weib“, konnte Liszt ſich nicht des Lachens erwehren.

Am letzten Abend lobte er noch mit Nachdruck Grün, daß er den „Mut“ gehabt, in der „Euterpe“ zu ſpielen (ich hatte ihm das Beethovenſche Violinkonzert dirigiert), hinzufügend, außer ihm habe nur noch Leopold Damroſch aus Breslau den gleichen Mut beſeſſen (auch dieſem hatte ich ſein eignes und ſehr wirkſames Violinkonzert dirigiert). Am nächſten Morgen verabſchiedete ich mich von Liszt, ihm für die mir erwieſene Gaſtfreundſchaft herzlich dankend. Er ſagte: „Kommen Sie bald wieder,“ dann vertraulich: „Ich mag Euch gern; Ihr ſeid eine biedere, wahre Natur, Ihr meint es ehrlich mit mir! Bekäme ich doch die vielen eigennützigen Schmeichler nicht mehr zu ſehen, welche mich belagern!“ Mit dem üblichen Kuß entließ er mich, mir noch ein Kiſtchen mit herrlichen Cigarren auf den Weg gebend. —

Liszt ging bald darauf nach Paris, und vor meiner Abreiſe

hatte er mir versprochen, mich auf dem Rückwege in Osthofen zu besuchen, wohin ich reiste. In der Steinmühle waren darob große Vorbereitungen getroffen. Leider war er veranlaßt, seinen Rückweg über Köln zu nehmen, wie er mir aus Paris schrieb. Seinen liebenswürdigen, ausführlichen Brief kann ich leider hier nicht wiedergeben, da er abhanden gekommen ist.

Damals beschäftigte ich mich mit der Komposition des Lohmannschen Textbuches „Frithjof" und komponierte auch einige gemischte Chöre für die Osthofener „Liedertafel". Auf Wunsch des Vorstandes hielt ich die Proben selber und brachte ein Konzert zu stande, an das die guten Osthofener noch heute denken. Mein Chor mit Soli: „O lieb, solang du lieben kannst" gefiel ihnen über die Maßen und rührte sie zu Thränen, und als eines schönen Sonntags in Kähnen über den Rhein gesetzt worden, und sich im sogenannten Steinerwald ein reizendes Fest entwickelte, erschollen bei Wein und Gerstensaft meine Lieder aus voller Kehle. Nur allzuschnell verliefen jene schönen Tage in Osthofen. Der Sommer war da, ich mußte fort, denn ich hatte meine Mitwirkung in einem der Weimarer Tonkünstlerkonzerte zugesagt. Kurz vorher hörte ich noch mit Mutter und Schwester in Mannheim den „Lohengrin".

Am dortigen Theater begegnete mir der Violoncellist Heinefetter, Mitglied des Orchesters. Auf meine Frage, wie es gehe, sagte er: „Ach, vor lauter Lohengrinproben sind wir alle ganz lohengrün angelaufen. Den Wagner soll der Teufel holen!" Das Publikum war andrer Meinung. Vincenz Lachner nahm zwar die Einleitung und andres

viel zu ſchnell, doch ſang Ander aus Wien den Lohengrin herrlich, und das Enſemble war ſo gut, daß das Auditorium nebſt Mutter und Schweſter förmlich elektriſiert wurden.

Die Tonkünſtlerverſammlung in Weimar 1861.

Als ich im Auguſt in Weimar eingetroffen war, fand ich ſchon Dräſeke, Leopold Damroſch, Peter Cornelius, Carl Tauſig und viele andre anweſend — vor allem auch Hans v. Bülow, der mit den Proben zu Liszts Fauſtſymphonie beſchäftigt war, und den ich nun auch genauer kennen lernen ſollte. Liszt hatte uns nämlich ſamt und ſonders bei ſich auf der Altenburg einqartiert. Als immer mehr „Tonkünſtler" einrückten, reichten die Betten ſchließlich nicht aus. In einem Saale des Seitengebäudes wurde ein ganzes Heulager mit großen Tüchern darüber ausgebreitet, und darauf, halb entkleidet, ſchlief die luſtige Geſellſchaft die wenigen Stunden, die der Ruhe gewidmet waren — wenn überhaupt von Schlafen die Rede ſein konnte. Liszt ließ es ſich nicht nehmen, bei uns in der Mitte zu liegen. Erſt gegen Morgen war ſo viel Ruhe eingekehrt, daß ſich die Augen ſchließen konnten. Einmal hatte ſich Liszt zuerſt vom Lager erhoben und jene Pianopizzicatoſtelle der Bäſſe im erſten Fauſtſatze vor ſich hin markiert, die ſich jedem Hörer einprägt und auf der letzten Probe öfters wiederholt worden war: — ſofort ſetzten wir die Hände wie Schalltrichter an den Mund und blieſen im Chor die nach dem Pizzicato

einfallenden Hörner in F (Partitur S. 108). Das amüsierte Liszt so, daß er sagte: „Noch einmal!“ Wieder fing er das Oktavenpizzicato an mit seinem „bimbim, bam, bum, bam, bim“ — und wieder fiel unser Hornchor mit einem langgehaltenen „bäbäh“ im Händeschalltrichter ein. Unter solchen Späßen wurde Toilette gemacht und dann an der langen Frühstückstafel im Vorderhause Platz genommen. Diese mußte stets vergrößert werden. Unter den Neuangekommenen befand sich auch der damals berühmteste Pariser Jurist Emil Ollivier nebst Gemahlin, der Schwester Cosimas v. Bülow. Frau Ollivier war kleiner als ihre Schwester, brünett und von etwas rundlichen Formen; ihr Gemahl mittelunterſetzt, bleich von Gesichtsfarbe, mit dunklem Haar, schwarzen, sprechenden Augen, die ein goldnes Lorgnon unterstützte. Neben Liszt bildete er den Mittelpunkt des Interesses aller. Hätte man da erst gewußt, daß derselbe Mann neun Jahre später sich an der Spitze der französischen Regierung befinden würde, daß er dem drohenden fürchterlichen Kriege „leichten Herzens“ entgegenzugehen so verwegen wäre! Mit welchen Augen hätten wir ihn da erst betrachtet! — Ob sich 1861 unter den Gästen auch Frau Cosima v. Bülow befunden, dessen kann ich mich nicht erinnern. Sicher fehlte jedoch die Prinzessin Marie, welche schon vor einem Jahr einem der Fürsten Hohenlohe in Wien ihre Hand gereicht hatte. Zum Polterabend war ich damals auf der Altenburg zugegen, und Liszt spielte da mit mir seinen vierhändigen Goethemarsch auf einem noch gut erhaltenen Flügel, der Beethovens Eigentum gewesen. Ihn zierte ein massiv-silbernes Notenpult in Flügel-

breite. In der Mitte desſelben erſchienen, etwas erhaben, die Geſichtszüge des Unſterblichen. —

Nach dem Frühſtück brachen alle zu den diverſen Proben auf. Von Dräſeke war ein ſehr kühner Germaniamarſch in Sicht, von Cornelius das reizende Terzett aus ſeinem „Barbier von Bagdad", ein Stück von Otto Singer und mein „Grab im Buſento". Die bedeutend verſtärkte Hofkapelle probierte emſig an Liszts Fauſtſymphonie. Einmal war zu dieſer die Partitur vergeſſen worden und auf der Altenburg liegen geblieben. Liszt probierte trotzdem das „Gretchen" auswendig. Als er an die rhythmiſch etwas komplizierte Stelle kam, welcher man die Worte unterlegen kann: „Er liebt mich — liebt mich nicht" u. ſ. w., wollte dieſe Blumenſprache dem Orcheſter durchaus nicht gelingen. Frugen Flöten und Klarinette, ſo gaben die vier Soloviolinen keine richtige Antwort, und wurden die Fragen lebhafter, ſo entſtand bei dem Accelerando eine kleine Konfuſion, die das artige Blumenſpiel in ein nichts weniger als graziöſes Inſtrumentenſpiel verwandelte. Als es nach einigem Probieren immer noch nicht zuſammengehen wollte, ſagte Liszt zu Bülow: „Hans, wie dirigierſt du dieſe Stelle?" Bülow kam herbei, nahm den Taktſtock, lehnte den linken Arm an den Rücken, ſtreckte ſich, ſoviel es gehen wollte, um von allen geſehen zu werden, und zeichnete mit ſeiner hocherhobenen Rechten die komplizierte Bewegungsfigur dieſer Stelle ſo klar und deutlich in die Luft, daß ſie die Muſiker ſofort richtig wiedergaben.

Als hierauf v. Bülow den Taktſtock Liszt wieder einhändigen wollte, ſagte dieſer: „Schwinge du nur das Zepter

weiter; es ist bei dir in guten Händen!" — und Bülow dirigierte auswendig weiter. Er hatte nicht nur alle Noten im Kopfe, sondern auch die hier und da zu leichterer Orientierung beigefügten Buchstaben. So konnte er sich den Luxus gestatten, einzelne schwierigere Stellen außer der Reihe vorzunehmen, das Leichtere übergehend. In der That konnte er sein eminentes Gedächtnis in kein glänzenderes Licht setzen, als wenn er einmal siebenzehn Takte vor Buchstaben B, neunundzwanzig vor Buchstaben Y u. s. w. wieder anfangen ließ und den Hornisten zurief, bei Buchstaben E e (Mephisto) besonders scharf zu rhythmisieren.

Leider konnte ich nicht der ganzen Probe beiwohnen, denn Liszt kam, mich zu bitten, doch lieber vorsichtshalber die vergessene Partitur herbeizuholen. Er meinte, sie müsse oben im Musikzimmer irgendwo liegen. Ich eilte zur Altenburg und fand sie auf dem Spinett, welches zwischen zwei Fenstern an der Wand lehnte. Es war ehmals im Besitze Mozarts gewesen. Andächtig hatte ich schon öfters die schwarzen Unter- und weißen Obertasten berührt, welche dem Göttlichen einst zum Gebrauche gedient. Auf diesem zugeklappten Mozartklavier lag nun (les extrêmes se touchent) Liszts Faustsymphonie, mit welcher ich mich sofort wieder auf den Weg machte. Ich war aber noch keine zwanzig Schritte vom Hause weg, als mir eine ganz außerordentliche Ueberraschung wurde: Wie ich mich den hinunterführenden Treppen im Tannengebüsch näherte, sah ich erst einen Kopf und gleich darauf die ganze Figur eines Herrn zum Vorschein kommen, der die Stufen heraufschritt und fast schon oben angelangt war. Ich sah ihm ins

Geſicht und war auf das freudigſte überraſcht, als ich keinen Geringeren als Richard Wagner vor mir ſah! Er war ganz unvermutet gekommen, um Liszt ſeinen erſten Beſuch in dem ihm endlich wieder offenſtehenden deutſchen Vaterland zu machen, das ihn über elf Jahre von ſich geſtoßen hatte. Napoleon III. ſoll im Jahr vorher, während des Fürſtenkongreſſes in Baden-Baden, den König Johann von Sachſen in einer Fenſterniſche gebeten und bewogen haben, Deutſchlands großen Sohn dem Vaterlande wiederzugeben!

Nun war er alſo wirklich da — und frei! Kein dienſtbefliſſener Späher durfte ſeine Schritte behelligen und ſich ſeiner Perſon bemächtigen. Im „Fall Wagner" hatte endlich — wenn auch viel zu ſpät — die Vernunft geſiegt.

Nach der erſten Ueberraſchung begrüßte ich ihn des lebhafteſten. Sofort erkannte er mich wieder und frug, ob er Liszt im Hauſe fände. Ich ſagte, im Hauſe ſei niemand; alle weilten in der Probe zum Feſtkonzert. Nach einem Augenblick der Ueberlegung fragte ich ihn, ob er nicht Luſt habe, mir dorthin zu folgen; es wäre dies ein reizendes Zuſammentreffen mit Liszt und allen. Gleich willigte er ein, ſtieg mit mir die Treppen wieder hinunter und folgte mir durch die Stadt. In meiner Phantaſie konnte ich mir den nun kommenden Moment nicht ſchön genug ausmalen. Bei der Probelokalität angekommen, bat ich ihn, einen Augenblick zu verweilen und mich erſt hineingehen zu laſſen. Lächelnd blieb er ſtehn. Ich ſtürmte die Treppe hinauf in den Saal, direkt zu Liszt mit den Worten; „Wagner iſt da!" Sofort kommandierte Liszt dem Orcheſter: „Halt! Eh' wir weiter probieren, bereitet einen ordentlichen Tuſch vor!" Alle ſahen

erwartungsvoll nach der Thüre, durch welche ich bereits wieder verſchwunden war. Im nächſten Augenblick ſtand Wagner am Eingang des Saales. Bei ſeinem Anblick brach ein unbeſchreiblicher Jubel aus. Das Orcheſter ſchmetterte aus Leibeskräften, Liszt ſtürzte auf Wagner zu und beide lagen ſich lang in den Armen. In manchem Freundesauge zeigten ſich Thränen der Freude und der Rührung. Es hatte ſich um die ſich herzlich Küſſenden und Umarmenden eine dichte Gruppe gebildet. Jeder bemühte ſich, einen Kuß oder wenigſtens einen Händedruck von dem großen Meiſter zu erhalten. Des Umarmens ſchien kein Ende zu ſein mit Bülow, Cornelius, Tauſig und vielen, vielen andern.

Als ſich der große Freudentaumel einigermaßen gelegt hatte, konnte die Probe wieder fortgeſetzt werden. Es wurde jetzt Dräſekes kühner Germaniamarſch probiert, deſſen gewagte Harmoniefolgen nicht wenig frappierten und auch das Orcheſter etwas ſtutzig machten. Ich befand mich mit Dräſeke in Wagners Nähe. Auch ihn frappierte das grellharmoniſche und heißblütig-patriotiſche Stück Dräſekes. Wenige Wochen vorher hatte gerade ein gewiſſer Oskar Becker in Baden-Baden (wohl in patriotiſcher Verblendung) ein Attentat gegen den König von Preußen verübt. Bei Anhörung dieſes Germaniamarſches mochte nun Wagner jenes Attentat in Baden-Baden in Erinnerung gekommen ſein, denn er ſagte plötzlich, als es gerade im Orcheſter wieder äußerſt ſtürmiſch und gepfeffert herging, zu dem etwas betroffenen Dräſeke: „Potztauſend, Sie ſind ja ein zweiter Oskar Becker!“ Alle Umſtehenden mußten ob dieſes witzigen Einfalls herzlich lachen, der auch Dräſeke aus

seiner Beklommenheit befreite und ihn schließlich mitzulachen zwang.

Nach der Probe war kleines Diner von zwölf Gedecken in den Räumen der Fürstin v. Sayn-Wittgenstein auf der Altenburg. Außer den bereits Eingeladenen brachte Liszt natürlich auch Wagner mit. Die Damen gewahrten die Unglückszahl dreizehn mit Schrecken — infolgedessen verschwand einer der Geladenen zur Beruhigung der Betreffenden. Am nächsten Tage waren wieder zwölf geladen, und wieder kam ein unvermuteter Dreizehnter mit. Diesmal mußte Cornelius verschwinden, weil ich mich erst gestern davongeschlichen hatte. Da es der Zufall noch einmal so fügte, erklärte Wagner: „Jetzt soll keiner mehr verschwinden! Ein für allemal will ich der Dreizehnte sein!" Da aber trotzdem die Falten auf dem Antlitz der Frauen sich nicht glätteten, zog es doch wieder ein andrer vor, heimlich von der Tafel zu verschwinden. Lächerliche Dreizehnerfurcht! Wie hast du nicht schon die vornehme Welt geplagt, und wie lange wird sie sich diesem Unsinn nicht noch sklavisch unterwerfen!

Die Aufführung der Faustsymphonie unter Bülows Leitung fand, wie auch das folgende Konzert, im großherzoglichen Hoftheater statt. Sie ging excellent von statten — trotzdem machte sich eine kleine Opposition bemerklich. Liszt saß mit Wagner in einer Loge rechts vom Orchester. Nach dem Schlußchor erscholl langanhaltender, brausender Beifall. Hans v. Bülow machte mehrere Verbeugungen; der Beifall legte sich aber nicht, man rief Liszt. Dieser war aus der Loge verschwunden, und jeder glaubte, er würde auf

der offenen Bühne erſcheinen. Immer wurde weiter geklatſcht und gerufen, doch Liszt kam nicht. Offenbar war er durch das Gebaren der Gegner verſtimmt. Es war dies dieſelbe Oppoſition, welcher Cornelius' „Barbier von Bagdad" zum Opfer fiel, und die auch den „Lohengrin" ſeinerzeit bedrohte. Es wurden mehrere Familien genannt (wenn ich nicht irre, unter andern Voigt und Marſchall), die ſich mit dem verabſchiedeten Hofkapellmeiſter Chelard verbunden hatten und ihre Oppoſition ſo lange fortſetzten, bis Liszt den Taktſtock niederlegte. Liszt erzählte öfters heitere Epiſoden aus der Zeit der Lohengrinproben. Einmal ſei Chelard zu ihm gekommen und habe geſagt: „Soviel Sie ſich auch für Ihren Freund Wagner abmühen, ſo iſt es doch diesmal gewiß vergebens, denn dieſe Oper iſt einfach unmöglich und wird mit Pauken und Trompeten durchfallen." Liszt kannte aber ſeine Leute und hatte ſich vorgeſehen. Die Schikanen und Intriguen, welche an keiner Bühne fehlen, wußte er dadurch am beſten zu beſeitigen, daß er die Pauſen nach den Aktſchlüſſen während der Theaterproben möglichſt lang ausdehnte. Auf der Bühne erſchienen gedeckte Tiſche, an denen vom Chor- und Orcheſterperſonal Platz nehmen konnte, wer wollte, und eſſen und trinken, ſolange man Luſt hatte. Mit den Soliſten war unterdeſſen Liszt zur „Erholung von den Lohengrinſtrapazen" in ein nahegelegenes Hotel gegangen. Wenn dann auch die Fortſetzung der Probe „etwas animierter" als gewöhnlich vor ſich ging, ſo hatte doch Liszt dadurch erreicht, daß der gute Wille wieder flott geworden war, und der — ſchlechte etwaiger Aufgehetzten weit verſöhnlicher wurde und we-

nigſtens keine abſichtlichen Störungen machte. Außerdem hatte Liszt die Vorſicht gebraucht, ſich von der Intendantur ſchriftlich geben zu laſſen, daß „Lohengrin“ dreimal kurz hintereinander aufgeführt werde, einerlei, ob das Haus vollbeſetzt oder leer ſei. Er that ſehr wohl daran; denn während der erſten Aufführung (1850) entvölkerte ſich der Zuſchauerraum bedenklich, in der zweiten liefen ganze Scharen demonſtrativ während des zweiten Aktes davon und erſt in der dritten ging den Zuhörern ein Licht auf von der wunderbaren Schönheit dieſes Werkes. So oft ich Chelard begegnete, ſah ich mir mit Vergnügen dieſen falſchen Propheten an. Einmal hörte ich auch im Theater ſeine Oper „Macbeth“, und zwar „unter perſönlicher Leitung des Komponiſten“. Eindruck machte ſie durchaus nicht auf mich, und von ihm ſelbſt iſt mir nur noch ſein Kürbiskopf mit einem mächtigen, ſchneeweißen „Titus“ über der Stirn in Erinnerung geblieben. —

Dieſer Lisztoppoſition gegenüber hatten natürlich auch die „Jungen“ der neuen Richtung, welche im zweiten Konzert vorgeführt wurden, einen ſchweren Stand. Den Reigen eröffnete Dräſeke mit ſeinem Germaniamarſch, welcher auf entſchiedenen Widerſtand ſtieß. Dann kam Otto Singer mit einem Stück, welches ausgeziſcht wurde. Unter dieſen mißlichen Umſtänden mußte ich als dritter mit dem „Grab im Buſento“ heraus. Ich hatte außer der famoſen Hofkapelle einen vortrefflichen Baßbaryton als Soliſten zu Gebot, und den Schlußchor: „Schlaf in deinen Heldenehren“ hatte der akademiſche Männerchor der Jenaer Studenten übernommen. Mit dieſen Kräften errang ich einen

vollen Sieg. Die Ziſchlaute waren verſchwunden, und lang-anhaltender, brauſender Beifall erſcholl. Das Eis war gebrochen, und die Bahn war frei für die lange Reihe der nach mir Kommenden. Wagner und Bülow machten mir ſchöne Worte, und Liszt freute ſich, ſein früheres günſtiges Urteil über dieſe Kompoſition von der Menge beſtätigt zu ſehen. Abends waren ſämtliche Komponiſten, die in dieſem Konzerte thätig waren, zu einem Souper bei Seiner Königlichen Hoheit dem Großherzog geladen. Während des Mahles unterhielt Sereniſſimus ſich abwechſelnd mit jedem von uns, — ließ aber jede Schüſſel unberührt. Vielleicht geſchah dies in Rückſicht auf die fortlaufende Unterhaltung, in welcher ja Seine Königliche Hoheit ſehr gnädig war.

Erwähnenswert iſt noch das Bankett im alten Stadthaus am Markt und beſonders die Verſammlung in den Räumen des Schießhauſes, wo in langen Reihen Hunderte tafelten und meiſt dem Gerſtenſaft zuſprachen. Dr. Brendel hatte das Fazit der Weimarer Begegnung gezogen, worauf Liszt dem „wiederheimgekehrten" Freunde ein donnerndes Hoch ausbrachte, welchem Wagner nun eine längere, aus dem Stegreif gehaltene Rede folgen ließ, in welcher er ſchließlich die Anweſenden aufforderte, „treu bei der Fahne zu bleiben und dies ſowohl ihm wie ſeinem hehren Freunde Liszt mit Herz und Hand zu geloben". Man kann ſich kaum den Jubel vorſtellen, mit dem dieſe Worte aufgenommen wurden. Des Umarmens und Händeſchüttelns war kein Ende. Die beiden Gefeierten liefen Gefahr, von den maſſenhaft Anſtürmenden aus Liebe faſt erdrückt zu werden — — glücklicherweiſe war damit der Höhepunkt und zugleich das

Ende der Weimarer Tonkünstlerversammlung erreicht. Die Gäste zerstoben, und nach herzlichstem Abschied kehrte auch auf der Altenburg wieder die gewohnte Ruhe ein.

Nochmals Musikdirektor in Mainz.

Die Mainzer Theaterleitung befand sich seit zwei Jahren in den Händen von Reinhold Hallwachs, aus angesehener Familie in Darmstadt stammend. Sein Kapellmeister war der tüchtige, aber öfters leidende Friedrich Marpurg, dem als Musik- und Chordirektor der später als Komponist bekannt gewordene Langert aus Koburg zur Seite stehen sollte. Dieser erwies sich jedoch in praktischer Hinsicht zu wenig erfahren; drum zog er vor, die Stellung aufzugeben. Direktor Hallwachs bot dieselbe nun mir an, und ich ging in Hinsicht auf den kränkelnden Zustand Marpurgs darauf ein. Um mich willig zu erhalten, wurden mir Opern wie „Nachtlager", „Waffenschmied", „Czar und Zimmermann" 2c. zu dirigieren übertragen und — worauf es Hallwachs am meisten ankam — der damals neue und Epoche machende „Orpheus in der Unterwelt." Er war (für Mainz) prächtig ausgestattet, mit den ersten Kräften der Oper und des Schauspiels besetzt und zog die lieben Mainzer ganz gewaltig an, besonders wenn der beliebte Komiker Ewald Grobecker aus Wiesbaden herüber kam und den „Jupiter" sang und spielte. Einmal ließ er sich zu einer politischen Anspielung hinreißen, die ihm schlecht bekam. Bei der

Krönung König Wilhelms I. in Königsberg nahm dieſer die Krone vom „Altar des Herrn“ und ſetzte ſie ſich ſelbſt auf das Haupt, anſtatt dies vom funktionierenden Prieſter geſchehen zu laſſen. Dieſe Thatſache war damals viel kommentiert worden. Grobecker gedachte daraus Vorteil zu ſchlagen. Als er im zweiten Akte nach ſeinen „Attributen“ ſchrie, wurde ihm unter anderm auch eine Krone gebracht, die ihm aufgeſetzt werden ſollte. Grobecker wies ſie heftig zurück mit den Worten: „Die Krone nehme ich vom Altar der Götter und ſetze ſie mir ſelbſt aufs Haupt,“ — nahm ſie und ſtülpte ſich das Meſſingding triumphierend über die Ohren. Hierauf erſcholl minutenlanger donnernder Applaus, während deſſen Grobecker ſchmunzelnd ſtehen blieb und das ſich ausſchüttende Publikum mehrmals durch Abnehmen und Wiederaufſetzen dieſer merkwürdigen Kopfbedeckung dankend grüßte. Unter den Zuſchauern befand ſich aber auch zum Unglück für Grobecker der preußiſche Feſtungsgouverneur, welcher augenblicklich das fällige Spielhonorar des „Gaſtes“ in Beſchlag nehmen ließ und ihm außerdem noch eine Buße auferlegte, die Grobecker vor ſeinem nächſten Gaſtſpiel bezahlt haben mußte. Dies geſchah, und Grobecker trat wieder als Jupiter auf. Das Haus war natürlich ſo vollbeſetzt, daß „kein Apfel zur Erde konnte“, und alle waren neugierig, wie ſich Grobecker diesmal mit der kritiſchen Szene abfinden würde. Ihre Neugier ſollte endlich befriedigt werden. Als ihm die Krone gebracht wurde, kniete er reumütig nieder und ließ ſie ſich geduldig aufſetzen, während er ſich gleichzeitig Papagenos Schloß vor den Mund ſetzte, ſich erhob und mit jämmerlicher Gebärde,

darauf hinweisend, kopfschüttelnd davonlief. Großes Gelächter und demonstrativer Applaus holten ihn natürlich wieder heraus. Von neuem schüttelte er den Kopf und sprang mit großen Sätzen abermals davon, — was sich so lang wiederholte, bis ihm einer der „Götter" das Zauberschloß wegnahm und ihn bedeutete, in Zukunft „hübsch brav" zu sein. Er gelobte es, und die Vorstellung konnte weitergehen.

Neben Offenbachs „Orpheus" und „Verlobung bei der Laterne" bildete in der Oper Gounods „Faust und Margarete" den Hauptanziehungspunkt. In Frankreich vermochte Gounod bekanntlich damit nicht durchzudringen; er wußte jedoch den Großherzog Ludwig III. von Hessen dafür zu interessieren, dem er die Oper auch widmete. So kam es, daß das von den Franzosen vernachlässigte Werk in Darmstadt unter Schindelmeisser seine Auferstehung feierte und sich von da aus in der ganzen musikalischen Welt einbürgern konnte. Auf die Darmstädter Aufführung folgte gleich die Mainzer. Zu meinem Leidwesen war hier keine Oper Wagners zur Aufführung zu bringen, nicht einmal, als er selbst dort öfters anwesend war.

Ende November 1861 verließ er nämlich Wien, wohin er von Weimar gegangen war, da wegen Anders Erkrankung die Aufführung seines „Tristan" in der Donaustadt unmöglich geworden war. Er wandte sich zunächst nach Mainz, um sich mit Verleger Schott in betreff der nunmehr fest beschlossenen Ausführung der Oper „Die Meistersinger von Nürnberg" ins Einvernehmen zu setzen. Am 1. Dezember kam er ganz unvermutet an.

Sonntags dirigierte ich im Theater. Dorthin ſandte mir Frau Betty Schott die freudige Nachricht mit der Bitte, gleich nach Schluß der Vorſtellung hinzukommen. Wie war es mir peinlich, nicht gleich fort zu können! Es waren noch zwei Akte durchzumachen, — ich zählte die Partiturſeiten, die noch abtaktiert werden mußten, — die Tempi wurden hiebei vielleicht etwas ſchneller, als es recht war. Endlich kam die letzte! Noch eh' der Vorhang herunter, war ich ſchon vom Pult verſchwunden. Im Galopp ging es nach dem Weihergarten und in Wagners Arme. Wie war ich erfreut, als ich nun von dem Meiſterſingerprojekt hörte und ſeinen ſchon vollſtändig ausgearbeiteten Proſa-Entwurf ſah, in den ſich ſchon ſo manches Verslein mit eingeſchlichen hatte! Und gar, als er den Entwurf dann vorlas und Scene für Scene der neuen Oper enthüllte! „Was wird das für ein herrliches Werk geben!" ertönte es wie aus Einem Munde, als er mit der Lektüre zu Ende war. —

Nun wollte er ſich gleich an die Ausarbeitung des Gedichtes machen und zu dieſem Behufe auf einige Wochen nach — Paris gehen, wo ihm Fürſt Metternich eine ſtille Wohnung im Garten der öſterreichiſchen Botſchaft zur Verfügung geſtellt hatte. Wagner blieb daher nur drei Tage in Mainz. Er hatte ein Zimmer in einem ſehr beſcheidenen Gaſthof in der Nähe des alten Bahnhofs genommen (Stadt Köln), war aber tagsüber ſtets im Hauſe Schott zu Gaſt. Zu jedem Mittag- und Abendeſſen hatte Frau Betty Schott die beſondere Liebenswürdigkeit mich ebenfalls einzuladen. Die Stimmung war natürlich eine gehobene und gegen

Ende der Mahlzeiten auch sehr lustige, da Wagner aus seinem köstlichen Anekdotenschatz öfters zum besten gab, und dadurch die Anwesenden bei seiner komischen Erzählungsweise nicht aus dem Lachen kamen. Manches Gewagte lief sogar mitunter — was konnte ein Wagner nicht alles wagen! Ganz ruhig führte er zum Beispiel den wegen seiner immer mehr anwachsenden Familie besorgten Judenvater vor, der seiner Frau zugerufen: „Wärest du doch so geschickt wie die Hühner, dann könnte ich dir wenigstens sagen: Edde, backe mir diesmal einen Eierkuchen," — oder er erzählte die schöne Geschichte aus Königsberg, wo Kant zu einer seltsamen Hochzeit eingeladen war. Der glückliche Bräutigam war in den Siebzigern, während die Braut noch nicht zwanzig zählte. Beim Hochzeitsmahl habe plötzlich eine etwas betagte Dame sich über den Tisch geneigt und Kant leise die Frage vorgelegt: „Herr Professor, was glauben Sie? — werden wohl aus dieser Ehe noch Kinder zu erwarten sein?" Kant hätte trocken erwidert: „Weniger zu erwarten als zu befürchten!" Nach solchen Späßen ging es dann an den Flügel. Frau Betty Schott, bekanntlich eine vortreffliche Pianistin, spielte da Beethovens D-moll-Sonate zu Wagners vollster Befriedigung. Dann kam das kürzlich erschienene „Rheingold" an die Reihe, aus welchem Wagner unter anderm den Anfang der zweiten Scene und den Auftritt der Riesen sang. Leider konnten wir nicht das ganze „Rheingold" durchgehen, denn schon seit Wochen hatte ich einen schlimmen Finger, den ich durchaus nicht in Gebrauch nehmen konnte, der mich im Theater sogar nötigte, mit der linken Hand zu dirigieren. Ich behalf mich daher,

so gut es gehen wollte, mit nur neun Fingern bei den Rheingoldscenen, und da ich die Partitur genau kannte, vermochte ich Wagners Gesang dennoch ganz passabel zu begleiten — ich spielte eben Partitur und nicht den überladenen Klindworthschen Klavierauszug, zu dessen Bewältigung auch keine zehn Finger ausreichen. Klindworth selbst sei, wie Wagner erzählte, kaum damit zu stande gekommen; nur bei viel langsameren Tempi sei es ihm einigermaßen möglich gewesen. Das konnte aber Wagner natürlich nicht passen; darum habe er ihm gesagt: „Zur Strafe der falschen Tempo-Auffassung müssen Sie mir jetzt einmal die erste Scene im richtigen Tempo spielen." Er habe es ihm angegeben, — bald hätte ihm aber Klindworth schweißgebadet eingestanden, so könne er nicht weiter, an ein solches Tempo habe er nicht gedacht, darum sei er gezwungen, die Waffen zu strecken.

Am nächsten Tag (nach meinen Notizen am zweiten Dezember) fand im Theater wieder eine Aufführung des „Orpheus in der Unterwelt" statt, welcher Wagner beiwohnen wollte. Er kannte noch nichts von Offenbach und wollte mich auch einmal „links" dirigieren sehen. Ich plazierte ihn in der Fremdenloge, damals in der Mitte des ersten Ranges. Wider Erwarten hielt er drei Akte aus, dann traf ich ihn, der Verabredung gemäß, drüben im „Café Paris". Die „Frechheiten" Offenbachs hatten ihn erbost, wenn er auch dessen witzige Einfälle nicht verkannte. Lachend erzählte er mir, Direktor Hallwachs habe sich während der Vorstellung zu ihm gesetzt (was ich vom Pult aus wohl bemerkt hatte) und habe ihm umständliche Aufzählung

aller Anſtrengungen gemacht, denen er obliegen mußte, um dieſen Orpheuserfolg zu erreichen: Er habe dieſe „Oper“ glänzend ausgeſtattet, ſie mit den beſten Kräften beſetzt, ſelbſt die Regie übernommen und extra mich dafür als Dirigenten gewonnen ꝛc. ꝛc. Das war nun allerdings zum Lachen, denn ich hatte bei meinem Engagementantritt noch keine Note von Offenbach gekannt; ich durfte alſo Wagners „herzliche Gratulation zum geſuchten Offenbach-dirigenten“ ebenſo heiter entgegennehmen, als ſie mir von ihm dargebracht wurde — umſomehr, als damals an die jetzt ſich breit machende Spezies der „Wagnerdirigenten“ noch nicht zu denken war. Seine Heiterkeit nahm auch nicht ab, als ich ihm erzählte, wie es mir vor drei Jahren mit ſeiner Fauſtouvertüre hier ergangen ſei, und wie Peter Cornelius als einziger Claqueur dabei mitgewirkt habe. Da ich Cornelius genannt hatte, ſagte er plötzlich: „Apropos, haben Sie denn noch Ihre Triſtanſcenen, von denen mir im Sommer der gute Peter erzählte? Es würde mich ſehr intereſſieren, dieſelben kennen zu lernen.“ Er wußte alſo darum, und da er es wünſchte, verſprach ich, ſie ihm den andern Morgen ins Hotel zu bringen. Den Vormittag hatte ich Probe, und erſt bei Tiſch traf ich Wagner wieder im Hauſe Schott. Er hatte meine Stücke mitgebracht und ſchon bei Tiſch einige der Geſellſchaft unverſtändliche Anſpielungen auf einen „zweiten Triſtankomponiſten“ fallen laſſen, die mich ſchon etwas beſorgt machten. Als er aber nach dem Kaffee den Anweſenden weitere Aufſchlüſſe über die Art der Entſtehung meiner Triſtanfragmente gab und hinzufügte: „wie es ihn gefreut habe, als er meine Triſtan-

arbeit durchgegangen und da gesehen hätte, wie ich selbst das Allerinnerste darin offen dargelegt habe", da mußte ich an den Flügel und die Scenen, so gut es ging, interpretieren. Sie machten auch hier denselben Eindruck wie seiner Zeit auf Liszt und Cornelius, und Wagner „dankte mir" (wie es in einem Brief an meine Mutter heißt) „für die Bethätigung meiner Gesinnung „ganz merkwürdig verbindlich". —

Gegen Abend erweiterte sich die Gesellschaft. Die Anwesenheit Wagners war bekannt geworden, und gar mancher, der Einlaß im Hause Schott hatte, kam, sich den merkwürdigen Mann anzusehen. Besonders hatten von dieser Gunst Damen Gebrauch gemacht. Sie saßen in „schönem Kranz" auf längs den Wänden des Salons hinlaufenden Fauteuils. In der Mitte desselben hatte Frau Schott ein Lesepult aufstellen lassen. Darauf lag das erste Manuskript des Meistersingerentwurfs, und auf inständiges Bitten der Anwesenden fand sich Wagner zu abermaligem Vorlesen desselben bereit. Trotz der Prosa riß ihr poetischer Inhalt die Versammlung bald mit sich fort. Gar possierlich nahmen sich schon David und der Merker aus, während Eva, Sachs und der Ritter von Stolzing, der noch Konrad hieß, bereits in dem ihnen eignen lieblichen Lichte glänzten.

Als diese interessante Vorlesung endigte, war aber auch die Stunde der Abreise herangekommen. Wagner verabschiedete sich von der Gesellschaft, die er so schnell bezaubert hatte (einigen Damen stürzten bereits beim Abschied die Thränen aus den Augen!). Wir nahmen eilig noch ein kleines Souper entre nous im gastfreundlichen Hause ein, dann ließ „Franz" den Wagen anspannen, und nach einem

herzlichen Abschied von Frau Betty fuhr Wagner in Herrn Schotts und meiner Begleitung nach dem Bahnhof, wohin schon sein Gepäck gebracht war. Als der Pariser Zug sich in Bewegung setzte, rief er uns noch zu: „In wenigen Wochen auf Wiedersehen mit dem fertigen Meistersingergedicht!"

Eh' ich weiter erzähle, hat hier noch eines andern wunderlichen Zusammentreffens Erwähnung zu geschehen, das mir einige Wochen vor dem Eintreffen Wagners begegnete. Eines Abends schlenderte ich ziellos durch die Mainzer Straßen. Ich kam zur Rheinbrücke und hatte ein Gefühl, als müsse ich unbedingt ans jenseitige Ufer hinüber. Dort angekommen, trieb es mich wieder mit demselben mir unerklärlichen Gefühl in das „Hotel Barth", wo ich niemals vorher eingekehrt war. Wie ich da in den Speisesaal komme, sehe ich zu meiner größten Ueberraschung Liszt am Tisch sitzen! Liszt, der keine Ahnung von meinem Mainzer Aufenthalt hatte, war natürlich ebenso erstaunt wie ich und rief: „Weißheimer, Weißheimer, wo kommt Ihr her!" Ich sagte ihm, ein unbestimmtes, unerklärliches Gefühl habe mich über die Schiffbrücke nach Castel und hier in den Saal getrieben, — welch ein Magnet mich angezogen, hätte ich nicht gewußt, aber lebhaft gefühlt, daß es ein starker sein müsse — und nun sei es gar einer der stärksten gewesen. Lachend erwiderte er: „Reizend, wirklich ganz reizend! Vor einer Stunde bin ich hier angekommen und finde gleich Ihre Gesellschaft! Wären Sie nur eine Viertelstunde später gekommen, so war ich schon zu Bett, da ich morgen in der Früh' weiter reise. Jetzt trinken wir aber

noch eine Flaſche Rüdesheimer zuſammen!“ Unter lebhaftem Gedankenaustauſch wurde dieſelbe geleert; dann empfahl ich mich wieder, da es ſchon ſpät war und Liszt der Ruhe bedurfte. Leider ſollte ich ihn erſt nach ſechs Jahren wiederſehen. Er war nach Rom gezogen und hatte dort auf längere Zeit Wohnung genommen. Wie man weiß, ſtand er in näherer Beziehung zu Papſt Pius IX., mit welchem er häufig in den vatikaniſchen Gärten luſtwandelte, und welcher einmal, nachdem ihm Liszt ſeine Pſalmen geſpielt, ausgerufen haben ſoll, jetzt habe er bereits auf Erden die himmliſchen Sphärenklänge vernommen. Liszt erhielt von ihm die ſogenannten „niederen Weihen“ und trug von da an immer nur des Prieſters Rock. Auch Frau Fürſtin v. Wittgenſtein ſollte in Rom in ein Kloſter gegangen ſein, worin ſie ſpäter geſtorben. —

Von Rom kehre ich nun wieder nach dem luſtigen, katholiſchen Mainz zurück.

Im Stadttheater war indeſſen wirklich eingetreten, was man längſt erwartet hatte. Mit der beginnenden Winternäſſe nahm Kapellmeiſter Marpurgs Gichtleiden derartig zu, daß er ſeine Funktionen einſtellen mußte. Es war nun Direktor Hallwachs an der Reihe, das mir bei Uebernahme meiner Stellung für dieſen Fall gegebene Verſprechen zu halten und mich an Marpurgs Stelle rücken zu laſſen. Aber — quod non! — Der gute Mann ſtand vor dem Bankerott und brauchte, behufs Abwendung deſſen, eher noch einen Dirigenten mehr als einen weniger, und da gerade in Frankfurt Kapellmeiſter Guſtav Schmidt frei war, holte er dieſen für den Reſt der Saiſon herüber. Da

Hallwachs mit meiner seitherigen Wirksamkeit sehr zufrieden gewesen, war dies schlecht von ihm gehandelt, — es brachte ihm in der That auch keinen Segen; denn als er dennoch bald darauf zahlungsunfähig wurde, ließen ihn seine Gläubiger in Schuldarrest nehmen und unsern Direktor sahen wir nicht wieder. Schmidt suchte sich nun vor allem mit mir in gutes Einvernehmen zu setzen, mir beteuernd, daß er nicht nach Mainz gekommen wäre, hätte er nur eine Ahnung von dem mir gegebenen Versprechen gehabt. Da ihn keine Schuld traf, konnte ich ihm natürlich nicht grollen, so sehr ich auch durch sein Erscheinen geschädigt war; denn am Theater ist es sehr schwer, sich vom zweiten zum ersten Dirigenten aufzuschwingen, und um diese gute Gelegenheit war ich nun gebracht worden!

Der mir dadurch gewordene Aerger verflog jedoch bald, — bereits zum 31. Januar 1862 hatte Wagner aus Paris sein Wiedererscheinen mit dem fertigen Meistersingergedicht im Hause Schott angemeldet. Pünktlich traf er ein und nahm diesmal auch im Weihergarten Wohnung. Die Dichtung hatte er innerhalb der wenigen Wochen vollendet und fix und fertig mitgebracht. Gleich zum ersten Abend war deren Vorlesung geplant und von den dazu Eingeladenen mit größter Spannung erwartet. Wir hatten alle schon Platz genommen, während Wagner noch im Salon auf und ab ging, von Zeit zu Zeit unruhig nach der Thüre und dann wieder auf seine Uhr sehend. Endlich erklärte er: „Wir müssen noch ein wenig warten, denn Cornelius ist noch nicht da!“ Ich sagte: „Der ist ja jetzt in Wien!“ worauf Wagner replizierte: „Nein, in jeder Minute muß er hier zur Thür

hereinkommen!“ Gleich darauf klopfte es, und Peter Cornelius schritt in den Salon! Mitten im Winter war er von Wien nach Mainz gefahren, um der ersten Vorlesung des Meistersingertextes beizuwohnen! Er hätte schon vor einer Stunde da sein müssen; da jedoch der Rhein heftig mit Eis ging und die Schiffbrücke abgefahren war, mußte er in Castel so lange warten, bis der Dampfer kam, welcher den Verkehr zwischen den beiden Ufern vermittelte. „Das nenn' ich Treue!“ rief Wagner, Cornelius freudestrahlend in die Arme schließend und ihn stürmisch küssend, während wir, die wir erst starr vor Erstaunen dagesessen, nun auch aufsprangen, den lieben Freund zu begrüßen, den wir so fern gewähnt, und der wie in einem Zaubermärchen nun plötzlich in unsrer Mitte erschienen. Als er die lange Reihe grüßend und meist küssend abgeschritten und sich dann mit uns setzte, begann endlich Wagner seine Vorlesung, die sicherlich keiner der Anwesenden während seines Lebens vergessen haben wird. Die Modulationsfähigkeit seiner Stimme war so groß, daß er bald nicht mehr nötig hatte, die Namen der handelnden Personen einzeln zu nennen. Jeder wußte gleich: das ist jetzt Eva, Stolzing, Sachs oder Pogner, die da reden, und gar erst bei David und Beckmesser war in seinem Stimmklang jede Verwechslung mit den andern absolut ausgeschlossen. Selbst in dem lebhaften Durcheinandergerede der Meistersinger hob sich jeder von dem andern so deutlich ab, daß man schon ein förmliches Ensemble zu hören glaubte, das die Zuhörer mit sich fortriß und sie zu stürmischen Kundgebungen veranlaßte. Mehrmals mußte er warten, bis diese sich wieder gelegt hatten, eh' er in seiner rheto-

rischen Virtuosenleistung (denn eine solche war es im eminentesten Sinne des Worts!) wieder fortfahren konnte. — Soll ich noch sagen, wie bezaubernd er im zweiten Akt Stellen: „Wie duftet doch der Flieder" oder im dritten die Anspielung Sachsens auf Tristan und Isolde las, und wie innig die Worte Evas während des einzigen Quintetts ihm von den Lippen flossen? Jedem der Anwesenden war es am Schlusse dieser unvergeßlichen Reproduktion klar, daß er an der Wiege eines mächtigen, epochemachenden Kunstwerkes gestanden, und vergnügt lächelte sein glücklicher Inhaber, Herr Franz Schott, vor sich hin, dem viele Worte zu machen einmal nicht vergönnt war.

Am folgenden Tag war Wagner damit beschäftigt, Frau Betty Schott jenes „Albumblatt" zu schreiben, welches später veröffentlicht wurde. Er saß während der Arbeit in Frau Schotts Salon, wo er den Flügel zu Rat ziehen konnte. Zur größeren Sicherheit machte er vorher eine kleine Skizze, eh' er die Reinschrift dem schönen Stammbuch einverleibte.

Die nächsten Tage galten nun der Suche nach einem passenden Unterkommen, wo Wagner, von der Außenwelt ungestört, die Komposition der „Meistersinger" beginnen konnte. Von dem geräuschvollen Mainz wurde Abstand genommen und auch von Wiesbaden, das ihm wegen seiner Badehautevolée nicht sympathisch war. Dafür gefiel ihm eine kleine Wohnung in Biebrich, welche unterhalb des herzoglichen Schlosses dicht am Rhein lag. Sie enthielt nur drei Zimmer im ersten Stock des Hauses, wovon das erste (Salon) in den Garten und nach dem Schloß sah, während

das zweite und kleinere dritte, welches er als Schlafzimmer zu benützen gedachte, direkt über dem Rhein lagen. Hier mietete er sich ein, ließ von einem Tapezier die Fenster mit Vorhängen und die Thüren mit Portieren versehen und erwartete von Paris die Ankunft seiner Möbel. Bis Mitte Februar hoffte er mit allem fertig zu sein und ans Werk gehen zu können. Bis dahin verblieb er teils in Mainz, teils in Biebrich im „Europäischen Hof", dem Bahnhof gegenüber.

Eh' er definitiv nach Biebrich zog, veranstaltete die Familie Schott noch eine größere Festlichkeit zu seinen Ehren, wobei den wohl hundert Geladenen wieder die Meistersingerdichtung gelesen und auch etwas musiziert werden sollte. Zu diesem Behufe bat mich Frau Schott, ein kleines Programm zusammenzustellen und womöglich dazu eines ihrer Lieblingsgedichte, die Heinesche „Wallfahrt nach Kevlaar", melodramatisch in Musik zu setzen und von dem beliebten Mainzer Schauspieler Becker deklamieren zu lassen. Da nur noch drei Tage Zeit waren, machte ich mich gleich an die Arbeit und wurde damit noch rechtzeitig fertig.

Unter den Geladenen befanden sich auch meine Freunde Dr. Friedrich Städel aus Darmstadt und Wilhelm Harburger in Mainz. Letzterer war schon längst ein glühender Verehrer Wagners und bat mich, ihn vorher mit ihm bekannt zu machen. Ich bezeichnete ihm die Stunde, in welcher ich mit Wagner den Weihergarten passieren würde. Dort hatte Harburger pünktlich Aufstellung genommen und war dann während seiner Vorstellung so ergriffen, daß er kein Wort hervorbringen konnte. Wie

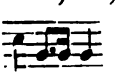
ein Wunder ſtarrte er Wagner an und drückte ſeine Rechte.

Hier muß ich auch wieder der Familie Maier gedenken, welche während meiner Kindheit in Oſthofen wohnte und dann nach Mainz gezogen war. Ich beſuchte ſie öfters und fand bei Fräulein Mathilde Maier ein lebhaftes Intereſſe für Richard Wagner. Sie hatte Arthur Schopenhauer perſönlich gekannt, mochte nun gern auch deſſen großen Geſinnungsgenoſſen kennen lernen und bat mich, dies vermitteln zu wollen. Sie erhielt Einladung zum bevorſtehenden Feſt, und im voraus machte ich Wagner auf ihr Erſcheinen aufmerkſam. Als ſie kam, ſaß er in einer der mit ſchweren Vorhängen verſehenen Seitenniſchen des Salons. Dorthin führte ich ſie, öffnete ein wenig und ſagte: „Herr Wagner — Fräulein Maier," ſchob Schönmathildchen hinein und ſchloß wieder den Vorhang. So konnten ſie ſich, von den vielen im Salon auf- und abwogenden Gäſten ungeſehen, bekannt machen und ſich ungeſtört ausſprechen. Er rühmte mir dann ihr „geſcheites Geſichtchen" und ihren feinen Takt. Im übrigen verlief die ganze Veranſtaltung des glänzendſten, und auch ich konnte mich nicht über die Aufnahme beklagen, welche mein Melodram bei Wagner ſowohl als bei allen übrigen fand. Schauſpieler Becker ſprach das herrliche Gedicht Heines ganz vorzüglich und rührte damit die Anweſenden zu Thränen. Wagner ſchüttelte ihm beide Hände und lobte dann an meiner Muſik beſonders, daß ſie ſich nirgends vordränge, dem Gedicht freien Lauf ließe und nur in Gefühlsmomenten eingreife, dadurch aber auch die Wirkung der Deklamation erheblich ſteigere. Eine öfters wiederkehrende

kurze Melodie erinnerte ihn an etwas, auf das er sich nicht gleich besinnen konnte. Ich sagte ihm, die Stelle sei dem katholischen Ritus nachgebildet, wie er mir öfters in den Ohren geklungen. Ob an jenem Abend bei der Fülle der Gäste Wagner zu der geplanten zweiten Verlesung des Meistersingergedichts bereit war, oder ob dazu ein anderer Abend anberaumt wurde, weiß ich nicht mehr.

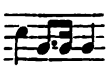
Wagner in Biebrich.

Solange seine Möbel, seine Bücher und sein Erard-flügel noch nicht angelangt waren, fühlte sich Wagner in der neuen Wohnung nicht heimisch. Er wohnte und speiste so lang im „Europäischen Hof". Nachmittags kam er gewöhnlich nach Mainz, wo ich ihn im „Café Paris" traf. Nach einem Besuch im Weihergarten oder auch bei Familie Maier begleitete ich ihn nach der Rheinbrücke, wo das Biebricher Lokalboot anzulegen pflegte, oder, falls dasselbe schon abgefahren war, hinüber nach dem Casteler Bahnhof.

Während dieser Februartage gärte und summte es gewaltig in seinem Kopfe, und zu seinem größten Leidwesen war er immer noch am Niederschreiben dessen verhindert, was ihn so sehr bewegte. Als ich wieder mit ihm abends über die Rheinbrücke ging, summte er mehrmals ein Motiv vor sich hin, das sich dann als Anfangstakt der „Meistersinger" entpuppte. Da ich seine Intention noch nicht kannte, er immer aber nur die ersten vier Noten  markierte

und dann ſchweigend nachſann, fragte ich endlich, was ihm denn plötzlich der grimmige „Robert der Teufel“ angethan habe, den er gar nicht loslaſſen wolle. Erſtaunt rief er: „Robert der Teufel?“ „Nun ja,“ ſagte ich. „Sie markierten doch mehrmals den Anfang des Paukenſolos,“ und zur Klarſtellung beeilte ich mich gleich, die nächſten Takte folgen zu laſſen. Sobald er dieſe ausſchlaggebenden ſechs Töne

hörte, brach er in lautes Lachen aus und rief: „Das wird gut; gleich nach der Geburt des erſten Taktes der Meiſterſinger ein komiſches Intermezzo! Kommen Sie morgen nach Biebrich, dann werden Sie ſehen, wie das



anders weitergeht!“

Schon gegen den folgenden Mittag konnte ich bei ihm ſein. Da zeigte er mir auf einem Blatt die breite Fortſetzung des erſten Motivs, und unten ſtand auch ſchon das zweite in E und die charakteriſtiſche Trompetenſtelle der „Meiſterſinger“. Er ſchrieb alſo die Einleitung zuerſt, noch eh' er eine Note mit Text komponiert hatte! Frei aus dem Kopf ſchuf er die Motive, und was bei dem zweiten, das zuerſt in E auftrat, am meiſten überraſchte, war der glückliche Zufall, daß ſpäter die Worte in Walthers Preislied genau auf dieſe wundervolle Melodie des zweiten Themas paßten! Sicherlich dachte er bei der Konzeption der Einleitung noch nicht im entfernteſten an jenes Preislied im dritten Akt.

Am folgenden Tag fand ich ihn im „Europäiſchen Hof“ bereits bei Tiſch. Auf ſeinen Wunſch war ihm in

einem Zimmer neben dem Speiſeſaal gedeckt, wo ihn ein junger Kellner bediente, welcher, wenn Wagner bei guter Laune war, manchen guten Witz von ihm zu hören bekam; denn er liebte es, bei Tiſch zu ſcherzen, und der gutmütig lächelnde „Karl" war ſtets bereit, dieſen harmloſen Scherzen als gefügiges Objekt zu dienen. Heute machte er mit Karl aber keine Späße. Seufzend wies er vor das Fenſter, wo eine ganze Wagenburg aufgefahren ſtand. Erſtaunt rief ich: „Das ſind doch nicht alles Ihre Sachen?" Er: „Sie ſind es, und mit dieſer Maſſe Zeug muß ich in der Welt herumfahren!" Ich: „Das geht aber nicht zur Hälfte in Ihre Wohnung." Er: „Was nicht hineingeht, muß draußen bleiben und ſonſtwo untergebracht werden." Ich ging zum Wirt, um zu beratſchlagen, was da zu thun ſei. Leider war im Hotel kein Platz für die überflüſſigen Kiſten und Kaſten; in der Nähe ſei aber vor einem Keller ein geräumiges Kelterhaus, ſo meinte der Wirt, bei deſſen Beſitzer er die Erlaubnis zur Unterbringung der Sachen einholen wolle. Er ging und kam bald mit guter Nachricht zurück. Nun wurde die Wagenreihe nach jenem Kelterhaus in Bewegung geſetzt und dorthinein alles abgeladen, während der Flügel gleich in die Wohnung transportiert und im zweiten Zimmer aufgeſtellt wurde, welches die Ausſicht nach dem Rhein hatte. Mit den Arbeitern zurückgekehrt, ließ nun Wagner diejenigen Kiſten aufmachen, in welchen er dies oder jenes zu ſeinen Arbeiten Unentbehrliche eingeſchloſſen wähnte, worauf er ſie entließ. Es gab dann ein recht langes und recht unerquickliches Suchen, bei dem ich ihm ſo viel als möglich behilflich war. Kam etwas zum Vorſchein, das er nicht

brauchte, so warf er es unwillig auf die Seite, wo sich schon ein hübsches Häuflein angesammelt hatte. Unglücklicherweise kam ihm, als er sich schon in eine merkliche Wut hineingearbeitet hatte, sein eignes, schönes und sehr ähnliches Gipsmedaillon in die Hand, welches er gerade unwillig fortschleudern wollte, als ich rettend dazwischenfuhr und es auf die Kelter lehnte. Während nun Wagner eifrig nach einigen Büchern suchte, die er durchaus nötig hatte, kam ein Mann ins Kelterhaus, auf den die hier sich abspielende Scene sichtlich Eindruck machte. Verwundert blieb er stehen, und als ihm auf der Kelter das Medaillon ins Auge fiel, ging er hin, es sich zu besehen. Er nahm es, hielt es gegen das Licht und las die unter dem Kopf hinlaufenden Worte: Richard Wagner. Offenbar hatte dieser Mann von Wagners Anwesenheit in Biebrich noch keine Ahnung, denn er sagte mir: „Ich gäbe was darum, wenn ich den Wagner einmal in Wirklichkeit sehen könnte." Darauf versetzte ich: „Was würden Sie denn dafür geben?" Er: „Von meinem besten Johannisberger, den ich hier in meinem Keller habe." Ich: „So! Ihnen kann geholfen werden!" Dann wendete ich mich nach dem eifrig Suchenden, der gerade in einer großen Kiste fast verschwunden war, mit den Worten: „Herr Wagner, hier ist ein Verehrer, der Sie leibhaftig sehen will und Sie dafür mit seinem besten Johannisberger erquicken wird." Wagner streckte seinen Kopf heraus. Der Kellerbesitzer, sein Gesicht sehend, schnell einen prüfenden Blick auf das Medaillon werfend und in die Worte ausbrechend: „Wahrhaftig, er ist's!" lief eilig davon, den Kellerschlüssel zu holen. Im Nu war er wieder da, schloß auf und brachte die vor-

züglichsten Proben zum Vorschein, sagend: „Welcher Ihnen, meine Herren, am besten schmeckt, von dem trinken wir, wenn es Ihnen recht ist, so lange fort, bis wir nicht mehr ‚grad' zum Kelterhaus hinaus können." Wagner, dem diese würzige Unterbrechung des peinlichen Suchens nicht unangenehm erschien, setzte prüfend die Gläser an, ließ sie weiter wandern, und bald hatten wir den „Allerbesten" herausgefunden. Von diesem holte der freundliche Mann Flasche auf Flasche, ein gedeckter Tisch mit Wurst und Schinken wurde hereingetragen, und vergessen war dann alle Mühsal. Wer niemals echten Johannisberger zu trinken das Glück hatte, kann sich von der Herrlichkeit und dem Werte dieses Weines kaum eine Vorstellung machen und somit auch nicht ermessen, wie generös diese Einladung in der That gewesen ist. Vergnügt rieb sich bei unserm Wohlbehagen der gemütliche Rheinländer die Hände und rief ein über das andre Mal Wagner zu: „Ich kann's gar net sage, wie ich mich freu', den Mann leibhaftig vor mir zu sehe, der den ‚Tannhäuser und den Lohengrin' geschriwwe!" Man kann sich denken, wie durch solche Reden und solchen Wein die Stimmung warm und wärmer wurde. Lang ging es so fort: Am Abend schwankten drei Gestalten zum Kelterhaus hinaus.

Die nächsten zwei Tage gingen noch darauf, bis Wagners Häuslichkeit so weit in Ordnung war, daß er daran denken konnte, ernstlich die Feder anzusetzen. Am Flügel sitzend, schrieb er vor allem nun die Einleitung der ‚Meistersinger' in Form einer sehr genauen Skizze auf, welche wie ein Klavierauszug aussah, aber schon alle Verdoppelungen und Füllstimmen enthielt, wie er sie für Orchester auszuführen

beabsichtigte. Er sagte: „Je genauer die Skizze, desto leichter und sicherer die Instrumentation.“ „Die Jugend begeht sehr häufig den Fehler, daß sie zu flüchtig arbeitet.“ „Eigentlich sollte man, um recht genau zu sein, jedem der Blasinstrumente ein eignes System geben.“ „Das Zusammenschreiben von je zwei Holzblasinstrumenten auf ein System ist für die freie Entfaltung der Stimmenführung oft sehr nachteilig.“ — Um nun eine möglichst genaue Skizze zu erhalten, zog er bei Anfertigung derselben stets das Klavier zu Rat: der wirkliche Klang war einzig für ihn ausschlaggebend, nicht der gedachte. Drum brachte er keine Accordverdoppelung oder Modulation eher zu Papier, als bis er sie gehörig geprüft und sich von ihrem Wohlklang überzeugt hatte. Er mußte also beim Entwurf in nächster Nähe des Instrumentes sein. Um dies am bequemsten zu erreichen, ließ er den Deckel seines Flügels bis vorn über die Tasten hinaus zugeklappt, so daß er bequem auf ihm schreiben konnte, während er darunter mit der linken Hand einzelne Accorde anschlug oder auch mit beiden Händen so lange probierte, bis er mit der fraglichen Wendung im reinen war, die er dann sofort zu Papier brachte, ohne erst aufstehen und sich an einen Tisch setzen zu müssen. Infolge dieser bedächtigen Art des Entwerfens rückte er naturgemäß nicht allzuschnell von der Stelle. Was aber einmal aufgeschrieben stand, stand fest, sogar so fest, daß er selten mehr eine Aenderung vorzunehmen hatte. Und kam er dann zum Instrumentieren, so ging ihm dies um so leichter und schneller von der Hand. Wie er mir sagte, brachte er da ohne sonderliche Anstrengung täglich etwa sechs Partiturseiten fertig.

Nach der Einleitung, welche er trotz ihrer kontrapunktlichen und polyphonen Kompliziertheiten in fünf Tagen aufs Papier zwingen konnte, ging er wieder streng der Reihe nach an den ersten Akt. Die kurze Unterredung der Eva, Magdalenas und des Ritters war ihm schnell (und wie reizend!) aus der Feder geflossen, während ihm David dann schon mehr zu thun gab. Die Aufzählung und Erledigung der vielen Weisen war keine leichte Sache. Sein sprudelnder Humor half ihm aber auch darüber weg. Königlich amüsierte er sich über die herumtanzenden Lehrbuben, und höchst ergötzlich war es, ihn den lustigen Reigen mit grotesken Sprüngen in seinem Zimmer ausführen zu sehen, wobei er im flottesten Falsett den Gesang der Lehrbuben intonierte mit den Worten:

„Das Blumenkränzlein aus Seiden fein
Wird das dem Herrn Ritter beschieden sein?“

Während der Produktion war er, so ruhig er auch äußerlich erschien, innerlich furchtbar erregt. Befand er sich gerade bei der Ausarbeitung des schon Skizzierten, so genierte ihn meine Anwesenheit nicht im mindesten; war er aber dabei, Neues zu erfinden, da mußte man ihn durchaus allein lassen. Zweimal kam ich ihm durch sein eignes Verschulden in solchen schaffensfreudigen Momenten dazwischen, da er mich zu einer gewissen Stunde schriftlich von Mainz zu sich gerufen hatte. Als ich kam und an seiner verschlossenen Thüre klopfte, öffnete er nicht, so daß ich glaubte, er sei schon zum Essen ins Hotel gegangen. Da ich schon im Begriff war, ihn dort aufzusuchen, hörte ich drinnen ein Geräusch. Nun klopfte ich nochmals. Endlich öffnete er,

mit gänzlich veränderten, faſt verſtörten Geſichtszügen. „Ich bin mitten drin,“ rief er und lief ſcheu davon, indem er bis ins Schlafzimmer retirierte, wo er ſich ſo lang verbarg, bis er vollkommen ruhig war. Ich ſprach ihm mein Bedauern aus, ihn in einem ſo wichtigen Moment geſtört zu haben — er ſei ja davon gelaufen, als habe er eine ſchlechte That begangen. Da lachte er nun wieder und zeigte mir die Blätter auf dem Flügel mit den Worten: „Hier ſehen Sie meine ſchlechte That!“ Ich ſah hin: es war die Anrede Pogners, die er auf einem Blatt für ſich ſkizziert hatte! War er dann wieder ganz bei ſich, ſo ſah er es ſogar gern, wenn man gerade dazu kam; denn da ſchob er den Flügeldeckel zurück, um das eben Niedergeſchriebene zu ſpielen und zu ſehen, welchen Eindruck es auf einen andern mache. So reizend und verlockend ein ſolches Hinzukommen auch war, ſo beſchloß ich, künftighin darin doch vorſichtiger zu ſein. Als er mir bald wieder einmal ſchrieb, zu angegebener Stunde bei ihm zu ſein und mir beim Klopfen nicht gleich geöffnet wurde, kehrte ich ſofort um, ihn am andern Ort zu erwarten. Kaum war ich wieder unten auf der Chauſſee, als er oben die Balkonthür aufriß und mir in voller Ekſtaſe zurief: „Stören Sie mich jetzt nicht — — *ich bin in Brunſt!*“ Nach einer Stunde kam er dann in den „Europäiſchen Hof“. Seine Erregung mochte noch nicht ganz gewichen ſein, denn er verſchluckte die Speiſen faſt ungekaut, trotzdem er ſich gerade vor ſo haſtigem Eſſen beſonders hüten mußte. Nach der Mahlzeit, die gewöhnlich zwiſchen 2 und 4 Uhr ſtattfand, arbeitete er nichts mehr. Es wurden dann Spaziergänge gemacht, bei welchen er äußerſt geſprächig war.

Mitten in dieſer erregten Produktionszeit wurde er durch den Beſuch ſeiner Frau überraſcht. Die „gute Minna“ wollte ihm eine Freude machen und kam ganz unvermutet aus Dresden an, wo er ſie ſeit einiger Zeit bei Tichatſchecks untergebracht hatte. So ſehr ihn dieſer gutgemeinte Ueberfall auch rührte, ſo verhehlte er mir doch nicht, wie ungelegen er ihm komme. Beider Individualitäten waren leider allzuſehr verſchieden: Sie, die beſcheidene bürgerliche Frau, welche die Güte und Hingebung ſelber geweſen — und Er, das himmelſtürmende Genie, das keine Grenzen kannte! Es war mir ergötzlich, zu ſehen, wie er ſich zuſammennahm und ſichtlich ſich bemühte, als liebevoller Gatte und gemütlicher Hausvater zu erſcheinen. Er ließ kalte Speiſen aus dem Hotel bringen, bereitete ſelbſt den Thee und ſott ein halbdutzend Eier dazu, denn auch ich mußte miteſſen und hernach der Vorleſung des Meiſterſingergedichts beiwohnen, welches ſeine Frau noch nicht kannte. Mit Behagen ſchlüpfte er in einen ſeiner berühmten Sammetſchlafröcke und zog ein dazu paſſendes Barett über den Kopf, worauf die Vorleſung begann. Der erſte Akt verlief ohne Unfall, obwohl Frau Minna hier und da einige Fragen einwarf, die ihn zu eigentlich überflüſſigen Erläuterungen nötigten. Vor Beginn des zweiten gab er ihr eine Beſchreibung der erforderlichen Dekorationen: „Rechts der Schuſterladen des Hans Sachs, links das Haus Pogners, und nach dem Hintergrund läuft eine etwas gebogene Straße“ — „Und hier ſitzt das Publikum,“ ſchaltete Frau Minna ein, während ein von ihr gedrehtes Brotkügelchen über Wagners Manuſkript rollte — die Vorleſung war aus. Es entſtand eine peinliche Pauſe. Da ich

die Zeit gekommen erachtete, nach Mainz zurückzukehren, wollte ich aufbrechen; Wagner bestürmte mich jedoch zu bleiben. Sehr nachdrücklich und mich festhaltend sagte er: „Bleiben Sie um Gottes willen nur diesen Abend da!" Ich blieb und bemühte mich nach Kräften, wieder eine bessere Stimmung herbeizuführen. Leichter, als ich mir's dachte, gelang es; denn ich fing von Gustav Schmidts neuester Oper „Die Weiber von Weinsberg" zu erzählen an, welche demnächst in Mainz zur Aufführung gelangen sollte. Aus den Proben hatte ich manches im Kopf behalten und vervollständigte daher meinen Bericht am Flügel durch Wiedergabe der schönsten Stilblüten der Schmidtschen Muse, welche nicht verfehlten, eine Heiterkeit zu erwecken, die größer war, als sie Schmidt lieb gewesen, falls er davon eine Ahnung gehabt hätte. „Ich will nur sehen, ob sich Schmidt beikommen läßt, mich zur Aufführung einzuladen," sagte Wagner, „er benimmt sich immer so scheu und verlegen, wenn er mich sieht," worauf ich meinte: „Zu seiner Strafe sollten Sie eigentlich der Vorstellung beiwohnen." Als wir einige Tage darauf Schmidt in Mainz begegneten und Wagner eine Anspielung bezüglich der Aufführung machte, sagte Schmidt in richtiger Würdigung seines Werkes: „Kommen Sie lieber nicht — das ist nichts für Sie!" Dafür reiste aber Wagner mit Minna nach Darmstadt, wo Schindelmeisser zu seinen Ehren eine Aufführung des „Rienzi" veranstaltet hatte. Als das Ehepaar Wagner wieder von Darmstadt nach Mainz kam, traf ich beide im „Café Paris". Frau Minna schwelgte noch in Erinnerung der schönen Tage in Dresden, als Rienzi dort neu war; immer habe sie bedauert, daß „Richard" nicht

noch „ein paar ſolcher Opern“ geſchrieben habe, während ihr Gemahl mir bemerkte, die Oper ſei ihm faſt ſo fremd vorgekommen, als wäre ſie das Werk eines andern. Dieſe anſcheinende Geringſchätzung des „Rienzi“ ſeinerſeits war mir ſehr auffallend. Steht dieſer auch nicht auf der Höhe des „Tannhäuſer“ und „Lohengrin“, ſo birgt er doch eine Fülle des Großen und Gewaltigen; im Anfang des zweiten Aktes iſt bereits der ganze Wagner in aller Schönheit aufgegangen, und im Durchführungsteil der Ouvertüre bringt er ſo kühne und überraſchende Harmoniefolgen wie kaum in irgend einem ſeiner andern Werke. War auch „Rienzi“ noch nicht auf der neueſten Theorie aufgebaut, ſo war dies durchaus kein Grund, ihn über die Achſel anzuſehen; denn Theorien wechſeln, und über ihren wahren Wert läßt ſich ſtreiten. Immer ſchien es mir, als ſei dieſe Minderachtung des erſten erfolgreichen Werkes ſeitens ſeines Autors eine etwas gemachte, mehr äußerlich zur Schau getragene geweſen, und die Antwort, welche er ſpäter einem ſeiner ihn belagernden Hyperbefliſſenen gegeben haben ſoll, ſcheint dies zu beſtätigen. Wie mir von durchaus glaubhafter Seite berichtet wurde, ſoll einmal ein ſolcher in ſeiner Gegenwart es für opportun gehalten haben, ſich etwas beſpektierlich über „Rienzi“ zu äußern. Schnell habe ſich in Wagner das Vatergefühl geregt und ſchneidig zur Antwort gegeben: „Machen Sie mal einen!“

Was bei der großen Verſchiedenartigkeit beider Ehehälften vorauszuſehen war, erfolgte: Schon nach Verlauf einer Woche reiſte Frau Minna Wagner wieder von Biebrich nach Dresden. Von da an kamen wieder häufiger jene kleinen Beſtellzettel Wagners nach Mainz, meiſt nur zwei

oder drei Zeilen enthaltend, die leider verloren gingen, da ich bei meinem bald darauf erfolgenden Umzug nicht persönlich anwesend sein konnte, und andere jenen Billetchen keine sonderliche Bedeutung beilegten. War ich durch Geschäfte gezwungen, einen oder zwei Tage fern zu bleiben, so konnte ich sicher sein, am dritten ein Schreiben von ihm zu erhalten. Fand ich ihn schon bei Tisch, so leistete ich ihm während des Essens Gesellschaft und ging dann mit ihm spazieren. So kamen wir einmal während der schönen Frühlingstage an den herzoglichen Schloßgarten, den zu besehen Wagner Lust zeigte. Da mir von keinem Rauchverbot bekannt war, nahm ich keinen Anstand, mit meiner kurz vorher angezündeten Zigarre einzutreten. Dies sah eine Schildwache am Thor, welche auf mich zulief und mich anschrie: „Die Zigarre weg!“ Wagner bedeutete den Mann: „Wenn hier nicht geraucht werden darf, so können Sie das anständiger sagen!“ Ich löschte meine Zigarre aus, und wir traten in den Garten. Kaum hatten wir einige hundert Schritte zurückgelegt, so sahen wir einen Offizier uns entgegenkommen, welcher in vollem Behagen ganze Rauchwolken in die Luft blies. Da sagte Wagner: „Nein, das ist doch zu stark; nicht einmal die Uniformen kümmern sich um das herzogliche Verbot. Schnell stecken Sie wieder Ihre Zigarre an und geben mir Feuer, daß auch ich mir eine anzünde!“ Gesagt, gethan, und dampfend zogen wir dem qualmenden Offizier entgegen. Dieser sah uns finster an, uns von Kopf bis zu Fuß messend, hielt dann seine Zigarre nach der andern Seite und schritt an uns vorüber. Jetzt erkannten wir ihn — es war der Herzog!

Hatten wir die Umgebung von Biebrich hinlänglich durchſtreift, ſo wurde auch einmal ein Wagen genommen und nach Wiesbaden gefahren. Als wir ankamen, duldete Wagner durchaus nicht, daß ich den Kutſcher bezahlte; er beeilte ſich, demſelben einen Louisdor in die Hand zu drücken. Da er weiter gehen wollte, ſagte ich ihm: „Der Mann hat doch höchſtens einige Gulden zu bekommen. Warten Sie, er will Ihnen ja herausgeben.“ Wagner ſagte lachend: „Soll ich mir von dem Mann herausgeben laſſen, ſoll ich ihm etwa die Hand hinhalten?“ — — und ging mit mir davon. Jetzt wurde mir Verſchiedenes klar. Darauf wendeten wir uns nach den Spielſälen und ſahen dem dortigen Treiben zu. Die blanken Goldſtücke flogen hin und her, als wären es nur rötliche Blechſtückchen. Da ſagte Wagner: „Mich erfaßt ja niemals die Luſt zum Spiel, weil ich von vornherein überzeugt bin, daß ich allemal verlieren würde, wenn ich mich zum Setzen verführen ließe. Einem andern könnte ich jedoch gut raten. Jetzt ſind ſchon mehrmals die Nummern herausgekommen, welche ich mir vorher gedacht hatte.“ Ich ſchlug ihm vor, ich wolle probeweiſe einige Male den kleinſten zuläſſigen Einſatz auf die Nummern ſetzen, welche er mir angeben würde, und im Gewinnfall denſelben gleich einziehen. So geſchah es, und in der That kamen die von ihm bezeichneten Nummern viermal hintereinander heraus! Da jedesmal der fünfunddreißigfache Betrag des Einſatzes ausbezahlt wurde, und dieſer auch einige Male erhöht worden war, konnte ich ihm ſchon nach wenigen Minuten das Sümmchen von einigen hundert Gulden einhändigen. Am Weiterſpiel verhinderte

er mich dann mit den Worten: „Genug! Von jetzt an würden wir, dessen bin ich sicher, verlieren!“ und zog mich hinaus, wo wir unter den Kolonnaden auf- und abspazierten und den Klängen der Kurkapelle lauschten, auf deren Programmen schon ab und zu Stücke aus „Tannhäuser“ und „Lohengrin“ auftauchten.

In Mainz war ich gerade mit dem Einstudieren von Schenks komischer Oper „Der Dorfbarbier“ beschäftigt, die auch Wagner während seiner Kapellmeisterzeit öfters dirigiert hatte. Er hatte sie noch sehr gut im Gedächtnis und amüsierte sich viel über deren naive Komik, sowie über die lustigen Reime „Luft — Schuft.“ Er verfehlte nicht, der Aufführung beizuwohnen, und nach der Vorstellung begleitete ich ihn nach Biebrich. Es war ein prachtvoller Frühlingsabend, das „Schiffchen“ und der letzte Zug waren schon abgefahren, somit gingen wir dem rechten Rheinufer entlang zu Fuß nach Biebrich. Ein herzliches Wort folgte dem andern und ein Gefühlsaustausch dem andern. Es war Mitternacht, als wir am „Europäischen Hof“ anlangten. Hier gedachte ich zu übernachten und früh mit dem ersten Zug nach Castel zu fahren. Er litt das jedoch nicht, sondern nahm mich mit in sein „Biberneſt“, wo ich auf dem Sofa schlafen mußte, nachdem er mich mit einem feinen Eiderdaunenplümeau schön zugedeckt hatte. Als ich mich am Morgen verabschiedete, sagte er: „Vergessen Sie nicht, was ich Ihnen heute nacht, als wir vor dem „Europäischen Hof“ standen, gesagt habe. Es war kein Scherz!“ Ich sagte: „Sicherlich nicht! Sobald Sie die Einleitung zum dritten Akt geschrieben haben, werde ich begierig sein,

zu erforschen, was Sie mir heute nacht verkündeten.“ Er wollte nämlich im dritten Meistersingervorspiel irgendwie meiner gedenken. Da er mir jedoch verschwieg, auf welche Weise er das zu thun gedachte, so war ich natürlich desto gespannter, endlich zu sehen, wie er das gemeint hatte. Gesprächsweise und auch schriftlich kam er wiederholt auf jene Prophezeiung zurück, deren Lösung jetzt nicht erfolgen konnte, da er noch bei der Komposition des ersten Aktes war. —

Zu dem Osterkonzert des Darmstädter Hoftheaters hatte Schindelmeisser unter anderm auch mein „Grab im Busento“ auf das Programm gesetzt. Ich fuhr zur Probe hinüber und kehrte, der Einladung des Großherzoglichen Regierungsrates Städel folgend, in dessen Behausung (Hügelstraße, dem botanischen Garten gegenüber) ein. Als Herr Städel noch Kreisrat von Worms gewesen, kam er in seiner amtlichen Eigenschaft öfters mit meinem Vater in Berührung, welcher in den dreißiger und anfangs der vierziger Jahre Bürgermeister der Gemeinde Osthofen war. Beide befreundeten sich, und diesem Beispiel folgten auch ihre Familienangehörigen. Selbst nachdem Städel als Regierungsrat nach Darmstadt berufen wurde, dauerte dieses Freundschaftsverhältnis fort. Sein Sohn, Friedrich Städel, fungierte als Rechtspraktikant in Mainz. Ich war sehr intim mit ihm und machte ihn auch mit Wagner bekannt, welcher gern mit ihm verkehrte, da der junge Städel über eine präzise Dialektik verfügte und überhaupt ein sehr fähiger Kopf war. So erklärt es sich, wie ich zwei oder drei Tage während der Aufführung meines Busentograbes in

Darmstadt im befreundeten Hause Städel zubringen sollte. Bei der Abreise hatte ich mich in Mainz etwas verspätet und mußte mich sehr eilen, noch das Schiff zu erreichen, welches die Reisenden nach der Gustavsburg, oberhalb der Mainmündung, zu bringen hatte, weil damals noch keine feststehende Rheinbrücke existierte. Erst von der sogenannten Gustavsburg konnte man per Bahn nach Darmstadt fahren. Erhitzt kam ich auf das Schiff und holte mir während der zugigen Ueberfahrt eine Erkältung. In Darmstadt konnte ich zwar noch der Probe, nicht aber der Aufführung beiwohnen, welche am folgenden Tag unter sehr beifälliger Aufnahme stattfand. Fieber und Schüttelfrost hatten mich bereits ans Bett gefesselt.

Mein ältester Bruder Jean hatte der Aufführung beigewohnt und war gegen Abend wieder nach Osthofen zurückgekehrt, da ich mich gerade etwas besser fühlte, und er meinen Zustand für nicht sonderlich bedenklich hielt. Unterm 22. April richtete jedoch Regierungsrat Städel an meinen Vater folgendes Telegramm: „Wendelin seit gestern kränker. Lungenentzündung — nicht transportabel, jemand baldigst hierherkommen." Sofort kam meine Mutter, das Nötige mitbringend, dann abwechselnd meine drei Schwestern Lenchen, Gretchen und Marie, die, obwohl alle verheiratet, ihre Häuslichkeiten im Stich ließen und in rührender Bereitwilligkeit zu meiner Pflege nach Darmstadt reisten. Eine Woche rang ich mit dem Tode; dann besserte sich mein Zustand langsam. Als ich eines Tages aus dem Fieber erwachte, saß Wagner vor meinem Bett, hielt teilnahmsvoll meine Rechte in der seinen, sah mir besorgt in das abge-

magerte Geſicht und ſagte mir herrliche, tröſtende Worte. Friedrich Städel mußte ihm vorher täglich von meinem Befinden Nachricht geben, und ſobald es mein Zuſtand erlaubte, fuhr er von Biebrich nach Darmſtadt, mich zu beſuchen. Auch Schindelmeiſſer und Profeſſor Külp, Direktor der Real- und Gewerbeſchule, bei welchem ich früher gewohnt hatte, kamen und erfreuten mich durch ihren Beſuch. Aus den beabſichtigten drei Tagen, die ich bei Städels zu bleiben gedachte, waren über drei Wochen geworden! Unſre Freundſchaftsbande ſchloſſen ſich angeſichts ſo aufopfernder, wahrhaft großartiger Bethätigung ſelbſtredend noch viel enger, als ſie ſeither geweſen. Mit Dankesſchuld beladen, konnte ich etwa gegen Mitte Mai nach Oſthofen gebracht worden. Die Fahrt mußte in unſerm Wagen zurückgelegt werden, welcher von Oſthofen mich abzuholen kam und dann über Pfungſtadt, Gernsheim, Eich wieder heimfuhr. Meine Mutter und älteſte Schweſter begleiteten mich auf dieſer beängſtigenden Reiſe, denn ich war noch äußerſt ſchwach. Dennoch fühlte ich mich während der nächſten Tage ſchon im ſtande, an Regierungsrat Städel und Wagner zu ſchreiben. Von Wagner lief gleich darauf folgende Antwort ein:

Liebſter armer Wendelin!

Es war mir ſehr tröſtlich, ſo ein beſtimmtes Zeugniß Ihrer Beſſerung vor Augen zu bekommen, wie Ihren Brief. Nehmen Sie meinen herzlichſten Glückwunſch! Sie Guter haben mir wahrlich ſchon recht gefehlt, und ich bin aus der Einſamkeit faſt gar nicht herausgekommen. — Jetzt haben Sie denn noch

das rechte Maaß von Geduld, damit Sie auch mir recht bald wieder gegeben sein können!

Allerdings trage ich mich mit dem Gedanken, auf wenige Tage nach Dresden zu gehen: mitunter sehnt sich denn doch noch das Herz nach etwas Heimischen, und dort habe ich ein paar Nichten, die ich nicht ungern habe. Eine eigenthümliche Scheu davor, von irgend einem Vorhaben, mir etwas zu versprechen, hält mich noch im Schwanken. Ich will's nun davon abhängen lassen, ob ich zur rechten Zeit noch meine zweite Scene fertig in's Reine bekomme. Gelingt dies, so entschließe ich mich vielleicht schnell; bin dann aber jedenfalls noch vor Ende des Monats wieder zurück, und komme dann nach Osthofen. Gehe ich nicht nach Dresden, so komme ich wohl auch schon früher.

Eine zeitlang ging es zuletzt mit meiner Arbeit recht hübsch: aber die Laune hält nicht immer vor: schön Wetter brauche ich unbedingt. Endlich mußte auch ich anfangen zu mediziniren, da gewisse verstimmende Unterleibsleiden, mit heftigen Congestionen nach dem Herzen gar nicht mehr nachlassen wollten. Im Ganzen sehe ich ein, daß auch diese Arbeit kein Spaß ist, und die eigenthümlichen Schwierigkeiten derart sind, daß, wenn sie in meinem Sinne gelöst werden sollten, dies nur mit Hilfe guter Einfälle geschehen kann, die Einem nun einmal nicht auf Commando zu Gebot stehen. Zum Instrumentiren bin ich noch nicht gekommen; doch habe ich nun eine Arbeitseintheilung

getroffen, bei welcher mir täglich auch ein paar Stunden für's Instrumentiren abfallen sollen. Bis Ende nächsten Monates soll — denke ich — doch ein gut Theil des ersten Aktes in Partitur fertig sein.

Was Sie betrifft, so bitte ich, halten Sie sich jetzt hauptsächlich an Lectüre; das ist eine gute Zeit dazu. Ich empfehle Ihnen nochmals Dunker's Geschichte des Alterthumes. —

Nun grüßen Sie mir herzlichst Ihre liebe Familie und vor Allem Ihren vortrefflichen Papa. Bald drücke ich auch ihm die Hand!

Muth, Geduld! Und baldiges Wiedersehen!

Biebrich, 18. Mai 1862.

Von Herzen

Ihr

Rich. Wagner.

Zu seinem bevorstehenden Geburtstag sandte ich Wagner meine herzlichsten Glückwünsche. Er mußte sie in der Frühe noch nicht erhalten haben, als er die folgenden wichtigen Zeilen schrieb:

Liebster!

Seit heute, der Morgenstunde meines Geburtstages, weiß ich, daß die „Meistersinger" mein Meisterwerk werden!

Ich war krank; doch geht's besser.

Bald sehe ich Sie!

Biebrich, 22. Mai 1862.

Ihr

R. W.

Gedenken Sie meiner einmal bei der Einleitung zum 3. Act. [1])

Am ersten Juni überraschte mich Wagner mit seinem Besuch in Osthofen. Er hatte sich von einem Knaben den Weg nach der Steinmühle zeigen lassen, wo er zunächst nur meine Mutter zu Hause traf, die aber sogleich einen Boten nach dem zwanzig Minuten entfernten Mühlheimer Hof schickte, wohin ich gerade zum Besuch meiner dort verheirateten zweiten Schwester gegangen war. Natürlich eilte ich sogleich nach Hause und fand ihn einmütig mit meiner Mutter auf dem Sofa sitzen. Nach unsrer äußerst herzlichen Begrüßung unterließ ich es nicht, zu meiner in Osthofen verheirateten ältesten Schwester, Lenchen, zu schicken, welche vor Begierde brannte, den von ihr wahrhaft Vergötterten zu sehen und kennen zu lernen. In unglaublich kurzer Zeit war sie da, riß die Thür auf und blieb freudeverklärt stehen mit dem Ausruf: „Also wirklich!!" — Dann hielt sie, über diese etwas stürmische Art ihres Eintritts erschrocken, ein, stammelte einige verlegene Worte, aber Wagner, den solche Unmittelbarkeiten freuten, erhob sich und drückte ihr einen Kuß auf die Stirne. Nun war ihre Verlegenheit gebannt, und sie konnte ihren Gefühlen freien Lauf lassen, die sie in Mannheim während des „Lohengrin" empfunden, als sie denselben mit Mutter und mir im vorigen Sommer dort gehört hatte. Meine Mutter stimmte lebhaft ein. Besonders schmerzlich war ihr der Abschied Lohengrins

[1]) Wieder also jene mysteriöse Hindeutung auf die Einleitung zum letzten Akt! D. V.

von Elſa, und treuherzig legte ſie Wagner die Frage vor, die ſie ſchon ſo lange auf dem Herzen gehabt: „Ach, warum haben Sie denn beide voneinander getrennt? Sie hätten doch ſo glücklich miteinander leben können!“ Auf dieſe naive Fage, die uns natürlich lachen machte, blieb Wagner die Antwort ſchuldig. Wie hätte er ihr auseinanderſetzen ſollen, weshalb beide getrennt werden mußten? Hatte er nicht einſt ſelbſt ſchmerzliche Thränen darob vergoſſen?

Es entſtand eine kurze Pauſe. Wagner erhob ſich, öffnete ein auf dem Flügel niedergelegtes Paket und übergab mir „zum Studium während der Rekonvalescenz“ ſein einziges Exemplar der „Walküre“. Es war eine prachtvolle Reinſchrift von ſeiner eignen Hand, ohne Korrekturen oder Radierungen, alle drei Akte in einem Band, und auf der letzten Seite ſtand die Notiz: „Seelisberg, Juli 1855.“ (Schon ſieben Jahre beendet, noch nicht aufgeführt und noch nicht einmal gedruckt! Wie bitter für ihn und wie ſo tröſtlich für — andre!) Obwohl überflüſſig, fügte er doch die Mahnung hinzu, auf dieſes einzige Exemplar Bedacht zu nehmen, „deſſen etwaiger Verluſt ihm unerſetzlich ſein würde“. Solange dieſen Schatz die Steinmühle beherbergte, blieb er in dem Pult meiner Mutter eingeſchloſſen und wurde nur hervorgeholt, wenn ich bemüht war, mir ſeinen koloſſalen Inhalt zu erſchließen. Ich brauche nicht hinzuzufügen, daß dies täglich, auch nächtlich, faſt ſtündlich geſchah, und, als ich Wagner die Partitur wieder nach Biebrich brachte, ich ſie ihm vorſpielen konnte.

Nach Ueberreichung der „Walküre“, ſeiner „Walkmühle“, wie er ſich oft ſcherzhaft ausdrückte, gab er mir noch einen

vollſtändigen Entwurf zu einer Oper „Wiland, der Schmied", den er mir gelegentlich in Verſe zu bringen verſprach, die ich dann komponieren ſollte! Ich war ſprachlos vor ſo großer Liebe und Güte.

Gegen Abend kamen noch mein Vater und mein Bruder Julius vom Felde nach Haus und waren nicht wenig überraſcht, einen ſolch illuſtren Gaſt anweſend zu finden und begrüßen zu dürfen. Es wurde dann in den Garten gegangen und im Gartenhäuschen über dem Bach Platz genommen. Der Oſthofer Wein that auch hier ſeine Schuldigkeit; Wagner entfaltete eine ganz wunderbare Beredſamkeit, der alle ſtaunend lauſchten. Plötzlich zog er ſeine Uhr aus der Taſche und rief: „Herrje — ich muß fort!" Noch eh' wir's uns verſahen, war er über den Tiſch an den Ausgang geſprungen, eilte den kleinen Abhang hinunter über die beiden Brücken und durch den Garten, — wir natürlich hinterdrein. Im Hauſe ſtellte ihm mein Vater vor, zum Zug ſei es wohl ſchon zu ſpät; er möge ruhig dableiben; doch ließ er ſich, dringender Geſchäfte halber, nicht halten, hinzufügend, wie leid es ihm thue, gerade jetzt fortzumüſſen; er käme jedoch bald wieder und auf länger. Ich eilte mit ihm zur Bahn; dieſe Eile wäre aber vergeblich geweſen, hätte der Zug nicht zufällig Verſpätung gehabt. Als dieſer ſich ſchon wieder in Bewegung ſetzen wollte, half ich ihm noch glücklich hinein.

In der folgenden Woche beſuchte ich ihn einen Tag in Biebrich. So war ich nach meiner Krankheit zum erſtenmal wieder nach Mainz gekommen, wo die Theaterſaiſon längſt zu Ende gegangen, und von wo meine Effekten auch

ſchon nach Oſthofen geſchickt worden waren, bei welcher Gelegenheit die mir ſo teuren kleinen Wagnerbilletchen verloren gingen, wie ich bereits früher erwähnte. Wagner traf ich in voller Arbeitsluſt und zwar beim Inſtrumentieren der „Meiſterſinger". Die Inſtrumentaleinleitung und einen Teil der erſten Scene ſah ich ſchon in Partitur. In der Einleitung faſt gar keine Korrekturen! Er klagte mir, daß er ſeinen Geburtstag ganz einſam hätte zubringen müſſen; nur ein Biebricher Zuckerbäcker habe ſeiner gedacht, der ihm morgens einen zuckernen Schwan mit einem dito Kahn nebſt Schwanenritter ins Haus gebracht habe. Vergeblich zerbrach er ſich den Kopf über die Perſon des Veranſtalters. Als ich auf Mathildchen Maier riet, gab er dieſe Möglichkeit zu. Gegen Abend begleitete er mich auf dem „Schiffchen" nach Mainz und ſorgte, daß ich noch rechtzeitig wieder in Oſthofen anlangte. Immer noch hegte er die Befürchtung, die Krankheit könne repetieren. Als ich ihm nicht ſofort nach meiner Ankunft geſchrieben, kamen gleich die folgenden Zeilen ohne Datum:

Liebſter Freund!

Ich bin ſehr beunruhigt, gar nichts von Ihnen zu hören, und fürchte, Sie haben ſich vielleicht bei dem letzten Ausflug hierher wieder geſchadet.

Bitte, zerſtreuen Sie — wenn möglich — meine Befürchtung!

Von Herzen

Ihr

Rich. Wagner.

Faſt gleichzeitig lief ein ſichtlich in großer Fidelität geſchriebenes Blatt ein, welches an den merklich veränderten Schriftzügen und den vorgenommenen Korrekturen nur allzudeutlich zeigte (und noch zeigt), in welcher Stunde es beide verfaßt hatten. Auf der einen Seite ſteht, nach einem dickdurchſtrichenen Mainz:

Bingen, den 15. Juni 1862.

„Armer Wendelin!“

— eben weil Du nicht da warſt!

So nennt Dich eben Richard Wagner, mit dem wir ſoeben im ‚Hotel Victoria‘ im dritten Stadium eines fidelen, reizenden Abends ſind, zu dem ich Dich habe einladen ſollen, was ich im Intereſſe Deiner noch zu ſchonenden Geſundheit nicht gethan habe. Nimm dieſe Verſäumniß nicht übel und laß den Appell von hier aus eine dreifach ſtarke Aufforderung ſein, recht bald zu einem weniger aufgeregten, nicht minder genußreichen Tag Dich in unſerer Mitte einzufinden. Mit herzlichem Gruß

Dein

F. Städel.

Auf der Rückſeite des Blattes ſteht in breiten, intereſſanten Lettern:

Lieber Wendelin!

Jetzt hilft's nicht, Sie müſſen bald wieder ganz geſund werden. Wie wir an Sie denken, wenn ein guter Augenblick uns erfreut, ſo müſſen Sie auch dabei ſein, ihn zu genießen. Heute Abend iſt ſo ein ſchöner,

freundlicher Moment uns beſchieden geweſen: wir gedachten Ihrer!

Seien Sie bald wieder der unſere!

Ihr

R. W.

Da ich mich nun vollſtändig wiederhergeſtellt fühlte, ſiedelte ich etwa um den 20. Juni nach Biebrich über, wo ich im „Europäiſchen Hof" Wohnung und Penſion nahm. Herr Franz Schott hatte die liebenswürdige Aufmerkſamkeit, mir in meinem Zimmer des erſten Stocks einen Flügel aufſtellen zu laſſen. Zunächſt arbeitete ich einen vierhändigen Klavierauszug des Meiſterſingervorſpiels aus, da für den nächſten Monat der Beſuch Hans v. Bülows nebſt Frau Gemahlin zu erwarten ſtand, und ſich Wagner darauf freute, das genannte Vorſpiel von Herrn v. Bülow und mir ſo vollſtändig, als dies ein ſolches Arrangement ermöglicht, vorgetragen zu hören. Er übergab mir zu dieſem Behuf ſein Manuſkript der Einleitung. Da hatte ich nun Muße und zugleich die Pflicht, mir jede Note genau anzuſehen, und ich konnte in aller Ruhe die enorme Sicherheit bewundern, mit welcher er im ſtande war, aus ſeiner Skizze dieſe merkwürdige Partitur faſt ohne jede Korrektur niederzuſchreiben. Als ich mit meinem Arrangement fertig war, reizte es ihn, dasſelbe mit mir zu ſpielen; jedoch gab er den Verſuch bald wieder auf, da er viel zu wenig Klavierſpieler war. Aufs neue beklagte er es, niemals eigentlichen Klavierunterricht gehabt zu haben, hinzufügend, es ſei ihm heute noch ein Rätſel, wie er während ſeiner Theaterzeit die Opernpartituren wenigſtens ſo weit hätte bewältigen

können, daß die Sänger einigermaßen danach singen konnten. In der That war dies ein Wunder, denn er spielte ohne jede Applikatur. Trotzdem hörte ich ihn einmal das Lohengrinvorspiel sehr hübsch vortragen, als Mathilde Maier mit ihrem Bruder Eduard ihn zu besuchen kamen. Stücke ohne belebte Figuration brachte er ganz leidlich heraus. Zu jener Zeit sah er Maiers öfters, welche ihm sehr sympathisch und zugleich gute Zuhörer waren. Immer rühmte er mir Mathildens „schönes Schweigen". Konnte sie ihr Bruder nicht begleiten, so brachte sie ihre jüngere Schwester, die Kätt' (Katharine), mit.

In diesen Tagen ließ mich Wagner schon an einem Vormittag zu sich bitten. Das Ehepaar Schnorr v. Carolsfeld war zu Besuch da und wollte ihm das große Tristanduett des zweiten Aktes vorsingen. Ich übernahm die Begleitung, und obwohl vorher nicht die geringste Verständigung zwischen uns statthatte — ich lernte Schnorrs ja selbst erst eben kennen —, wurde dennoch diese schwierige Nummer ohne den geringsten Anstoß bewältigt. Von dem wundervollen Vortrag beider war Wagner ganz hingerissen, umsomehr, als er selbst sein großes Duett soeben zum ersten Male hörte. Bewegt rief er dann aus: „Jetzt ist mir um das Schicksal meines ‚Tristan' nicht mehr bang, da ich euch gehört habe."

Nach einer kurzen Pause wurde der Akt bis zum Schluß durchgemacht. Wagner sang den König Marke, und ich markierte während des Spiels den Melot. Geradezu hinreißend trug Wagner das große Solo Markes vor. Die Stelle, allerdings eine der schönsten des ganzen Werkes:

„Die so herrlich, hold erhaben, mir die Seele mußte laben —“ klingt mir heute noch in den Ohren. Auf die sinnige Frage nach dem „geheimnisvollen Grund“, die so beredt die Musik beantwortet, kam nun Schnorr wieder an die Reihe. Sein Vortrag der Glanzstelle: „Dem Land, das Tristan meint“, mit dem herrlichen Schluß, war unsagbar schön, aber nicht minder schön erklang die Antwort Isoldens; denn Frau v. Schnorr war eine ganz ausgezeichnete Sängerin, von welcher ihr etwas jüngerer Gemahl außerordentlich viel gelernt hatte.

In keiner gelinden Ekstase zogen wir vier dann zum Essen in den „Europäischen Hof“, wo das ideale Sängerpaar ebenfalls im ersten Stock neben meinem Zimmer Wohnung nahm, um eine Woche dazubleiben. Gewöhnlich kam Schnorr vormittags zu mir herüber, wo wir am Flügel alles durchnahmen, was Wagner nachmittags, nachdem er mit seinen Arbeiten fertig, vorgetragen werden sollte. So kamen nacheinander der ganze „Tristan“, die „Walküre“ und zwei Akte „Siegfried“ an die Reihe; denn der letzte war noch nicht komponiert, der zweite nur skizziert, während der erste auf einzelnen Blättern schon in Partitur vorlag. Es war sozusagen ein wahrer Staat, wie Schnorr die Schmiedelieder sang. Wagner war von deren Wucht geradezu erstaunt und wenn er dann den Mime sang, bildeten beide ein reizendes Duett; denn Wagner excellierte wahrhaft in dieser Rolle: er bückte sich, verdrehte sich und entwickelte ein so himmelschreiendes Falsett, daß Stein und Bein erweichen mochten. Dabei wußte er ein Gesicht zu machen, als sähe man deutlich den häßlichen Zwerg mit seinen triefenden Augen vor sich.

Was Wunder, wenn unter solch reizenden Produktionen die Tage, welche das Schnorrsche Künstlerpaar in Biebrich zubrachte, allzuschnell vergingen! Leider war der herrliche Sänger gedrängt, den Rest seines Dresdener Urlaubs auf dem Rigi zu verbringen, wo er in der dünnen Luft hoffen durfte, von seiner gewaltigen Leibesfülle zu verlieren. Er ging fast jährlich hin, und dort hatte ich vor Jahren auch zum erstenmal seine wunderbare Tenorstimme gehört. Als ich nämlich Anfang August 1858 mit Eusebius Käslin den Rigi bestieg, und wir in Rigi-Kaltbad Rast machten, hörten wir im nebenliegenden Salon eine Reihe der schönsten Schumannschen Lieder wundervoll gesungen und vorzüglich begleitet. Erstaunt fragten wir und erfuhren, es sei Schnorr v. Carolsfeld. Ich öffnete ein wenig die Thür und sah ihn inmitten eines eleganten Damenkranzes am Piano sitzen, auf dem er sich selbst begleitete. — Auch auf meinem Biebricher Zimmer gab er mir einmal einen ähnlichen Beweis seines vorzüglichen Gedächtnisses und seiner herrlichen Interpretationskunst: er spielte und sang mir die ganze Partie des Florestan von A bis Z auswendig vor! Dann machte er sich den Scherz und rief ins andre Zimmer: „Frau, erschrick nicht!“ und sofort donnerte der Anfangstakt des zweiten Tristanaktes mit der schrillen Dissonanz zu ihr hinüber. Frau Schnorr lachte ob der weisen Mahnung, nach den vorherigen Beethovenklängen jetzt nicht zu erschrecken. [1])

[1]) Schnorr sollte wegen seines musikalischen Talentes ursprünglich Musiker werden; nachdem sich aber sein herrlicher Tenor entfaltete, beschloß er Sänger zu werden. Er studierte sich alle Par-

Vor Schnorrs Abreiſe machten wir noch eine kleine Rheinpartie nach Rüdesheim; von da ließen wir uns im Kahn nach Bingen überſetzen, wo wir im „Hotel Viktoria" einkehrten und auf der Veranda ſpeiſten. Wagner war wegen des bevorſtehenden Abſchieds recht melancholiſch, bekam aber bald wieder Leben, als ſich im Abendſonnenſchein der gegenüberliegende Rüdesheimer Berg nach und nach intenſiv rot färbte und wie Purpur leuchtete. Dieſer herrliche Anblick weckte alle Lebensgeiſter, und als die Bergesglut allmählich ſchwand, gelang es, durch die feurigen Tropfen von jenem Berge die von der untergehenden Sonne einmal in uns entfachte Purpurſtimmung künſtlich und recht erfolgreich feſtzuhalten. Bei voller Dunkelheit fuhren wir im Kahn wieder ans jenſeitige Ufer, um mit der Bahn nach Biebrich zurückzukehren. In der Mitte des breiten Rheinſtroms erhob ſich Schnorr v. Carolsfeld und ſang mit voller Stimme das Steuermannslied aus dem „Fliegenden Holländer". Sein mächtig ausgehaltenes hohes g hallte an den Bergen wieder und wurde vom Echo wiederholt zurückgebracht — es war herrlich!

Nun kam ein andrer hochintereſſanter Beſuch nach Biebrich: Herr und Frau v. Bülow. Ob dieſe noch das Schnorrſche Ehepaar antrafen, iſt mir nicht mehr erinnerlich; ich glaube jedoch, daß dies nicht der Fall geweſen, und daß ſich ein Unfall, den Wagner erlitt, und bei dem ich allein zugegen war, vor Bülows Eintreffen

---

tien ſelbſt ein, und zwar ſo perfekt, daß Hofkapellmeiſter Rietz, der inzwiſchen von Leipzig nach Dresden übergeſiedelt war, ihm niemals eine Gegenbemerkung zu machen wagte. D. V.

ereignete. Wären Herr und Frau v. Bülow ſchon dageweſen, ſo hätten ſie ſicherlich Wagner nach dem Eſſen mit mir auf dem Spaziergang begleitet und wären, wie gewöhnlich, dann mit uns in deſſen Wohnung gegangen, wo der Abend plaudernd oder muſizierend verbracht wurde. Sei dem, wie ihm wolle: thatſächlich langte ich allein mit ihm an. Links vom Garteneingang ſtand eine Hütte, und an der Kette lag ein großer Hund, den ſein Herr, der Hauseigentümer, ſelbſt als „bös“ bezeichnet hatte. Wagner, bekanntlich ein großer Tierfreund, glaubte dieſer Warnung kein ſonderliches Gewicht beilegen zu ſollen; denn er war der Meinung, durch liebevolle Behandlung könne man auch das bösartigſte Geſchöpf zu einem umgänglichen und anhänglichen machen. In der That hatte er es bald dahin gebracht, daß der Hund bei ſeinem Anblick wedelte und es ruhig geſchehen ließ, wenn er hinging und ihm den Kopf tätſchelte. Mit dieſem Erziehungsreſultat noch nicht zufrieden, wollte er ihm an jenem heißen Tag des Monats Juli auch „die Wohlthat eines erquickenden Rheinbades“ zu teil werden laſſen, band den Hund los und führte ihn an der Kette durch den Garten nach dem Rhein. Je näher er dem Waſſer kam, deſto widerſetzlicher wurde der Hund, und als er ihn gewaltſam weiterzog, ſchnappte dieſer nach ſeiner Hand. Nun ließ Wagner die Kette fahren — die Beſtie hatte ihm den rechten Daumen durchgebiſſen! Was machen?! Zu einem unbekannten Biebricher Arzt hatte Wagner kein Vertrauen. Da fiel mir mein Mainzer Doktor ein, welcher, nachdem vorher zwei andre Aerzte Monate hindurch an meinem Finger herumgepfuſcht hatten, ſo daß ich in Gefahr war, denſelben zu ver-

lieren, mir ihn durch Kompreſſivverband endlich rettete. Zu dieſem, Doktor Gaßner, wollte ich gehen und ihn herbitten. Wagner war damit einverſtanden. Zum Glück traf ich den vielbegehrten Mann zu Hauſe, welcher die Liebenswürdigkeit hatte, gleich mit mir nach Biebrich zu fahren. Er verordnete, den Daumen fleißig zu baden und ihn vollkommen ruhig zu halten. Wagners ängſtliche Frage lautete: „Wie lang wird es dauern, bis ich wieder ſchreiben kann?“ und er geriet bei der Antwort: „Wohl vier bis ſechs Wochen“ in keine geringe Verzweiflung. In dieſer Zeit ſollte er an Schott die Partitur des erſten Meiſterſingeraktes abliefern! Doktor Gaßner tröſtete ihn ſo viel als möglich und verſprach, öfters kommen und nachſehen zu wollen. Der Patient war froh, daß ich ihm zu dieſem Arzt verholfen hatte. —

Am nächſten Morgen fuhr ich zu Herrn Franz Schott, ihn mit dem Unfall bekannt zu machen und darauf hinzuweiſen, daß Wagner ſeiner eingegangenen Verpflichtung nun wohl erſt einige Wochen ſpäter nachkommen dürfte. Herrn Schott kam dieſe Nachricht ſehr ungelegen. Ich benutzte dieſen Umſtand, ſeine Aufmerkſamkeit auf die längſt fertig daliegende und eines Verlegers harrende „Walküre“ zu lenken, und ſtellte ihm vor, wie unangenehm es ſei, wenn etwa Breitkopf und Härtel oder ein andrer ihm zuvorkommen würden, jetzt, wo er das „Rheingold“ bereits gedruckt habe. Als ich noch hinzufügte, nach meiner Meinung überträfe die „Walküre“ das „Rheingold“ in ungeahntem Maße und würde ſicherlich ſogar noch „Kaſſenoper“, ſagte Schott lächelnd: „Gehen Sie, Sie ſind ein Schwärmer!“

Nach längerem Zuwarten entschloß er sich später dennoch, dieses Werk seinem großen Verlag zu sichern. [1])

Aus seinem Unmut über die unfreiwillige Muße, zu der Wagner plötzlich gekommen, zog ihn glücklicherweise sein neuer Besuch, welcher von früh bis abends bei ihm blieb. Während er den Daumen badete, spielten ihm Hans v. Bülow und ich sein Meistersingervorspiel in meiner Bearbeitung vierhändig vor, dann kamen einige der letzten Beethovenschen Sonaten, die Bülow bekanntlich alle auswendig wußte, oder Wagner erzählte. Vor allem las er den Neuangekommenen wiederholt seine Meistersingerdichtung, die sie noch nicht kannten. Mit dem denkbar größten Interesse wurde sie natürlich von ihnen

---

[1]) Der damalige „Schwärmer" hat über ein Dritteljahrhundert hinaus hierin vollkommen recht behalten, da sich die „Walküre" als das zugkräftigste Werk Wagners behauptete, das er nach seiner Kapellmeisterzeit geschrieben. Im Theaterjahr Juli 1895 bis 30. Juni 1896 fanden in 86 Städten Aufführungen statt: von „Rheingold" 34, vom „Tristan" 39, von der „Götterdämmerung" 49, vom „Siegfried" 50, von den „Meistersingern" 81 und von der „Walküre" 84. Von sämtlichen vorgenannten Werken hatte also die „Walküre" den Vorrang. Freilich erreichte sie lange nicht die Aufführungszahl des „Fliegenden Holländers", welcher mit 136 verzeichnet steht, oder gar des „Tannhäuser", welcher die stolze Zahl von 248 aufweist. Alle übertraf der „Lohengrin" mit 308 (!) Aufführungen. Zahlen sprechen!! (Vergl. Nr. 119 der „Münchner Neuesten Nachrichten" 1897, welche diese interessante Zusammenstellung direkt den „Bayreuther Blättern" entnahm.)

Denselben Gunstgradmesser zeigen die 1000 Wagneraufführungen des Stadttheaters in Hamburg seit Herbst 1874—97. Auch hier marschieren des Meisters frühere Werke an der Spitze, und zwar wiederum der Lohengrin mit 244, Tannhäuser 206, Holländer 101, Rienzi 50, Götterdämmerung 40, Rheingold 28 Aufführungen. (Vergl. Abendblatt der „Frankfurter Zeitung" 1897 Nr. 312.)

entgegengenommen. Frau v. Bülow, welche, ſeit ich ſie nicht geſehen hatte, bedeutend hübſcher geworden, war von der neueſten Dichtung Wagners ganz entzückt und verglich ſie ihrem Werte und Inhalt nach direkt mit der Shakeſpeareſchen Muſe. Damen ſind ja in der günſtigen Lage, ſolch große Komplimente unverblümt ausſprechen zu dürfen, ohne befürchten zu müſſen, auf Widerſtand zu ſtoßen. Zweifellos war dieſer Wagner-Shakeſpearevergleich von Frau Coſima v. Bülow äußerſt klug und glücklich erſonnen. Nach ihr war es noch ſehr die Frage, ob Wagner als Dichter nicht den Wagner als Muſiker überrage. Als ich einmal eines ſchönen Vormittags das Vergnügen hatte, mit ihr im herzoglichen Schloßgarten zu luſtwandeln, ſprachen wir wieder eifrig über die wunderbare Doppelnatur Wagners, in deren rückhaltloſer Bewunderung wir ganz einig waren. Nur darin gingen wir etwas auseinander, daß Frau v. Bülow die letzten Dichtungen meines Erachtens allzuſehr über die früheren erhob; denn im „Lohengrin" erblickte ich das Ideal einer Operndichtung. Während dieſes Geſprächs näherten wir uns einem Weiher, auf dem zwei Schwäne kreiſten. Der eine zeigte plötzlich eine feindliche Haltung und ſtieg ans Ufer. Ich machte noch einen Scherz und ſagte: „Sehen Sie, gnädige Frau, der hat etwas über ‚Lohengrin' gehört und will ſeinem Bruder zu Hilfe kommen," da ſtand er auch ſchon mit hocherhobenem Hals und ausgebreiteten Flügeln drohend vor uns. Frau v. Bülow ſtieß einen Schrei aus und floh auf den Raſen, während ich mit meinem Stock den Anprall parierte und mich weiter ſchob, denn mit einem wütenden Schwan iſt nicht gut Kirſchen eſſen.

Als wir eines Abends wieder um Wagner verſammelt waren, und er ſich in ſehr mitteilſamer Stimmung befand, kam er auch auf die nach Bewältigung der „Meiſterſinger“ und der „Nibelungen“ geplanten Werke zu ſprechen und entwickelte ſehr ausführlich und ſchon ſehr ins einzelne gehend ſeine Ideen über „Parſifal“. Dann ſprach er noch über einen ihn ſehr feſſelnden indiſchen Stoff; doch meinte er, daß es dazu wohl ſchwerlich kommen werde, denn er habe immer die Ahnung, als würde „Parſifal“ ſein letztes Werk. Er hatte ſich dabei ſichtlich in eine gewiſſe Rührung geſprochen. In Frau von Bülows Antlitz zeigten ſich Thränen — es entſtand eine Pauſe. Ich ſchlich auf den Balkon und Hans v. Bülow kam leiſe nach, mir die prophetiſchen Worte zuflüſternd: „So gering auch die Hoffnung und ſo wenig Ausſicht auf Verwirklichung ſeiner Pläne beſteht — Sie werden ſehen, er erreicht ſein Ziel und bringt auch noch den ‚Parſifal‘ zu ſtande.“ Dieſe Worte machten einen ſolchen Eindruck auf mich, daß ſie mir unvergeßlich wurden. Unter den damaligen troſtloſen Umſtänden, und wo noch nicht im entfernteſten an einen rettenden König zu denken war (ohne den nicht einmal die „Meiſterſinger“ vollendet worden wären!), war Bülows Prophetenwort wahrlich keine geringe Leiſtung — da gehörte faſt ſchon Tollkühnheit dazu, an die Vollendung des „Parſifal“ zu glauben. —

Bei ſo unſicheren Ausſichten auf die Zukunft war ein häufiger Stimmungswechſel in Wagners Gemüt nur allzu erklärlich. Malte ſie ſich ſeinen Blicken roſenfarbig, war er ſanft, gutmütig und zu Scherzen aufgelegt, und ſah er

düſter hinaus, wurde er leicht ſchroff, abſtoßend, ſogar heftig. Dies hatte auch einmal bei ganz geringfügiger Veranlaſſung, über die er ſelber gelacht haben würde, wenn er in guter Laune geweſen, Frau v. Bülow zu erfahren. Er rauchte aus ſeiner türkiſchen Pfeife, das heißt, er hielt das Mundſtück einer längeren Kautſchukröhre mit den Lippen feſt, welche in einen mit türkiſchem Tabak gefüllten Topf mündete, der mittten im Zimmer auf dem Boden ſtand. Während der lebhaften abendlichen Unterhaltung war es dunkel und dunkler geworden. Frau v. Bülow wollte etwas aus dem Nebenzimmer holen und nahm unverſehens den Weg zwiſchen Wagner und dem Tabaktopf. Mochte ſie nun mit ihrem Reifrock hängen geblieben ſein oder der ominöſen Kautſchukröhre vergeſſen haben, plötzlich rollte der Topf über den Boden hin, während das Mundſtück Wagners Lippen entfuhr und mit der Röhre davonging. Der Anblick war gar zu komiſch: Frau Coſimas verdutztes Geſicht und der plötzlich ſeiner Pfeife beraubte Wagner! Hans v. Bülow und ich mußten herzlich lachen, er aber, ſtatt mitzulachen, fuhr Frau v. Bülow ſo heftig an, daß ſie ſich niederſetzte und in Thränen ausbrach.

Mehr noch als in dieſem Falle, welcher natürlich ſchnell begütigt und vergeſſen wurde, konnte ein fremder Maler von dem jähen Stimmungswechſel Wagners erzählen. Herr Weſendonck hatte dieſen Mann eigens von Rom kommen laſſen und Wagner brieflich gebeten, demſelben einige Male ſitzen zu wollen, da er ein gutes Oelbild des Meiſters zu beſitzen wünſchte. Obwohl Wagner wenig Geſchmack an ſolchen „Sitzungen“ hatte, erklärte er ſich dennoch dazu bereit.

Herrn Willig (ich hoffe, den Namen richtig im Gedächtnis behalten zu haben) wurde ein Zimmer im unteren Geschoß des Hauses eingeräumt, und gleich machte er sich an die Arbeit, während Frau v. Bülow die Freundlichkeit hatte, aus einem Buch vorzulesen, um Wagner vor Langeweile zu schützen. Ein Bild nach dem andern wurde entworfen und gleich wieder verworfen, weil das Original von einer Sitzung zur andern gänzlich veränderten Gesichtsausdruck mitbrachte. Der unglückliche Maler war in Verzweiflung und gestand mir einmal: „Ein solcher Fall ist mir in meiner ganzen Praxis noch nicht vorgekommen: Herr Wagner macht ja jeden Tag ein andres Gesicht!“ Endlich begnügte man sich mit einem zwar ähnlichen, aber leblosen Bilde.

Wie schwer zugänglich Wagner für Kompositionen selbst nahe Befreundeter war, empfand eines Nachmittags Hans v. Bülow, welchem die Korrektur einiger gemischter Chöre von seinem Verleger zugeschickt wurde, über welche er gern Wagners Urteil hören wollte. Er spielte sie ihm vor und mußte sich mit einigen künstlich gedrechselten, wenig oder eigentlich nichts sagenden Redewendungen begnügen, die Hans v. Bülow wohl etwas verdrossen. Als wir weggingen, sagte er mir: „Es ist doch auffallend, wie wenig Interesse er für andre hat; ich spiele ihm nichts mehr von mir vor!“ Da war es mir im Frühjahr doch etwas besser ergangen. Ich brachte ihm einige Scenen des projektierten „Frithjof“ mit, die er zu meiner Verwunderung recht aufmerksam verfolgte. Als nach den Trauerchören ein kurzer, belebter Marsch kam, rief er: „Ah, jetzt wird es ja recht elegant — aber an Ihrer Stelle würde ich daran nicht

weiter komponieren — das ist kein Text für Sie.“ Ich wagte darauf nicht zu sagen: Machen Sie mir doch einen! — Er mochte dies selber fühlen, denn bald darauf brachte er mir seinen Entwurf zu „Wiland der Schmied“.

Da die Lieferungszeit des ersten Meistersingeraktes an Schott leider nicht innegehalten werden konnte, entschloß sich Wagner, ihm einstweilen das Liederheft „Fünf Gedichte“ zu übergeben, die wohl noch aus seiner Züricher Zeit stammten. Die „Studie zu Tristan und Isolde“ deutet wenigstens darauf hin, aber mehr noch, daß der Verfasser der Gedichte nicht er selbst (wie allgemein geglaubt wird), sondern Frau Mathilde Wesendonck ist, die aus irgend welchen Gründen ungenannt blieb. Ob es der Zufall wollte, oder ob von Wagner herbeigeführt, — eines Tages erschien die ausgezeichnete Liedersängerin Emilie Genast in Biebrich, welcher die „Fünf Gedichte“ einstudiert wurden. Sodann wurde Herr Schott benachrichtigt, welcher seinen Wagen herüberschickte. Auf den Rücksitzen nahmen die beiden Damen, Frau v. Bülow und Fräulein Genast, Platz, Wagner und Hans v. Bülow auf den Vordersitzen, während ich, als der Jüngste, mich auf den Bock schwang. Wir fuhren nach Castel, über die Rheinbrücke und durch die Stadt direkt nach Laubenheim zur Villa Schott, wo Frau Betty Schott den Sommer verbrachte. Natürlich war auch an jenem Tag der Herr des Hauses anwesend. Vor diesem kleinen, aber „gewählten“ Kreise sang nun Fräulein Genast unter Hans v. Bülows Begleitung die Wagner-Wesendonckschen „Fünf Gedichte“. Der Eindruck war ein fascinierender; alle saßen wie gebannt, und — Frau Cosima

v. Bülow ſchwamm in Thränen. Herr Franz Schott rieb ſich vergnügt die Hände und ſchloß ſogleich das Manuſkript in einen Schrank. Nachdem der Kaffee mit Zubehör ſerviert und ein Spaziergang durch den weiten Garten, in dem auch ein gutes Tröpflein wachſen mußte, gemacht worden war, kehrten wir, wie wir gekommen, nach Biebrich zurück.

Wagners kranker Daumen war inzwiſchen ſo weit beſſer geworden, daß er ihn in einem ſchwarzen „Däumerling" tragen konnte. Weil damit noch nicht ans Schreiben zu denken war, wurde die viele freie Zeit wenigſtens in freier Luft verbracht und faſt täglich ein Ausflug ins Rheingau gemacht, das wir nach allen Richtungen durchſtreiften. Wo ein beſſeres Haus zu ſehen war, das nur im entfernteſten einer „Villa" glich, wurde gleich nach deſſen Beſitzer geforſcht, immer in der Hoffnung, daß ſich „einer" finden werde, der es ſich zum Vergnügen machen würde, dasſelbe Wagner zu übergeben. Dieſe Villen- oder Schloßjagd war in ihm zur förmlichen Manie geworden, und wie oft kamen wir todmüde von den vielen Kreuz- und Querſtreifereien abends wieder in unſer Quartier! Wie oft durchzogen wir von Eltville aus das Land, wo er immer hoffte, das erſehnte Zauberſchloß zu finden! Frau v. Bülow — jetzt Frau Wagner — wird ſich deſſen ſicherlich noch erinnern, wie müde wir eines Abends im Wirtshaus neben dem hohen Turm in Eltville einkehrten und auf den Biebricher Zug warteten. —

Eines Samstagabends hatte Wagner eine ganz beſondere Ueberraſchung durch den unerwarteten Beſuch ſeines

früheren Kollegen und Revolutionsgenossen August Röckel. Diesem war es nicht so gut ergangen wie seinem Freund Wagner. Nachdem der 1849er Maiaufstand mit Hilfe der Preußen niedergeschlagen worden war, schloß sich jeder einem Trupp Dresdener Flüchtlinge an, welcher die sächsische Grenze zu gewinnen trachtete. Eines Abends wären sie, so erzählte mir einmal Wagner, in ein Landstädtchen gekommen, um einige Stunden zu rasten und zu beraten. Man hätte sich über die weiteren Ziele nicht einigen können. Ermüdet sei er in einer Ecke des spärlich beleuchteten Saales eingeschlafen und erst gegen Morgen erwacht. Der Saal war leer, seine Gefährten fort und er in der Eile des Aufbruchs — vergessen worden. Diesem glücklichen Umstand habe er es zu verdanken gehabt, in Freiheit geblieben zu sein, während seine Fluchtgenossen gefangen wurden. [1])

---

[1]) Näheres über die Beteiligung Wagners und Röckels an der Dresdener Revolution findet sich in dem Buch „Wagner, wie ich ihn kannte" von Ferdinand Präger (Leipzig, bei Breitkopf und Härtel 1892). Sehr beachtenswert sind die Aktenstücke, welche der Verfasser aufzutreiben im stande war, durch die etwas Licht in jene Vorgänge kam, die Wagner selbst nur allzusehr bestrebt war in Dunkel zu hüllen. Hörte man ihn darüber sprechen, so hatte es den Anschein, als hätte er der Bewegung mehr passiv gegenübergestanden oder wäre höchstens in nebensächliche Berührung mit ihr gekommen. In Prägers Buch stellt sich dies anders dar. Diesen Ausführungen ward zwar 1893 von Bayreuther Seite teilweise widersprochen, immerhin bleibt aber die Thatsache stehen, daß Wagner sich am Aufstand beteiligt hatte und infolgedessen fliehen mußte. Nach Prägers Schilderung gereichte das Faktum der Beteiligung am Aufstande Wagner nicht im mindesten zur Unehre. Interessant sind auch die Mitteilungen Prägers über seine persönlichen Begegnungen mit Wagner. Leider bemühte er sich, im Leser die Vorstellung zu erwecken, als habe zwischen ihm und Wagner

Der arme Röckel! Dreizehn Jahre mußte er im Waldheimer Zuchthaus ſchmachten! Während der letzten Jahre war ihm öfters nahgelegt worden, er möge doch ein Gnadengeſuch einreichen; dasſelbe würde Erfolg haben, wie dies bei ſeinen Mitverurteilten thatſächlich der Fall geweſen ſei. Aber Röckel wollte von keinem Gnadengeſuch hören.

„eine ununterbrochene Freundſchaft von faſt einem halben Jahrhundert“ beſtanden (ſ. Anfang der Vorrede und S. VI, wo es heißt: „Wagner und ich waren beide geborene Leipziger und nur zwei Jahre Unterſchied beſtand in unſerm Alter. Dies allein (!) war ſchon ein Band der Freundſchaft zwiſchen uns beiden, welches nie zerriß“) — während ſich erſt im letzten Buchdrittel S. 242 zur Ueberraſchung des Leſers der wahre Sachverhalt herausſtellt, indem Wagner an Präger u. a. ſchreibt: „Nun auf baldige perſönliche Bekanntſchaft Ihr ergebener R. W.“ In dieſem Brief vom 1. Februar 1855 (!) ſtehen ſie noch auf dem Siefuß, und erſt am 5. März lernten ſie ſich perſönlich kennen! Solche Irrführungen ſind in einem ernſten Buch durchaus nicht ſchön, um ſo mehr, als deren Abſichtlichkeit auf der Hand liegt, d. h. wenn man genau zuſieht. Um dem Leſer dieſe Arbeit zu erleichtern, iſt beiſpielsweiſe folgendes zu erwähnen. Auf S. 156 heißt es: „Als 1847 einer meiner Brüder, der wohlhabend war, auf mein Erſuchen Wagner in Dresden beſuchte, klagte ihm derſelbe ſeine Geldnot. Mein Bruder kam für den Augenblick mit dem Nötigſten zu Hilfe“ — —. „Bald darauf ſchrieb mir Wagner: „verſuche doch, den ‚Tannhäuſer‘ an einen Londoner Herausgeber zu verkaufen; ſollte jedoch keiner Geld geben wollen, ſo ſieh wenigſtens, daß ſie (?) es (?) umſonſt annehmen, damit mir doch das Eigentumsrecht für die Zukunft bliebe.“ Dieſes etwas unſichere Schreiben konnte nicht vor Sommer 1855 an Präger gerichtet worden ſein, denn erſt in dieſem Jahr ſeiner Londoner Konzerte konnte Wagner an einen Verlag des „Tannhäuſer“ in London denken; außerdem datieren die erſten Briefe Wagners an Präger erſt von Anfang 1855, die auf dem Siefuß ſtehen. Wie kommt nun das obige Schreiben Wagners auf dem Dufuß ins Jahr 1847, an welches der Leſer, durch das Wörtchen „bald“ verführt, unwillkürlich denken muß?

Er erkannte die Rechtmäßigkeit des Urteils nicht an und wollte da nicht um Gnade flehen, wo er sich keiner schlechten That bewußt war. Daß er sich dem Aufstand angeschlossen, hielt er für sein unveräußerliches Menschenrecht, und wenn das Volk danach strebte, seine eigne, ursprüngliche Souveränität wieder aus der Fürstenhand zurückzuverlangen, so hielt er dieses Volksbegehren für ein durchaus berechtigtes. Röckel war daher nicht dahin zu bringen um Gnade zu flehen, was in gewissen Kreisen anfing, Verlegenheit zu

---

Geschah dies wegen der behaupteten „fast halbhundertjährigen Freundschaft"? Und sollten auch aus diesem Grunde die Anrede und das Datum dieses Wagnerschen Briefes verschwiegen worden sein? — Ein anderer Fall: Der S. 200 mitgeteilte Brief Wagners vom 15. Mai 1851 ist nicht an Präger, wie es zuerst den Anschein nimmt, sondern an Eduard Röckel in Bath. Man muß sich hier sehr in acht nehmen, denn Präger sagt vorher S. 199: „Nach Durchlesung des hier folgenden Briefes, wovon das Original im Besitze meines Freundes Ed. Röckel in Bath (England) ist" u. s. w. Warum wird nicht klipp und klar der Adressat genannt? Dann heißt es S. 200: „Hier folgt nun der vorerwähnte Brief, ein Autograph Wagners" — der Name des Adressaten wird hier abermals verschwiegen und gleich die Anrede: „Mein lieber Freund" hinzugefügt, — so daß man unwillkürlich auf den lieben Freund — Präger schließen muß, mit dem Wagner doch erst vier Jahre später korrespondierte und bekannt wurde. Trotz dieser Schwächen des Buches und verschiedener Leichtfertigkeiten (u. a. läßt es während der Wirksamkeit Wagners in Königsberg Meyerbeers „Propheten" „neu von Paris einführen", der erst 'zehn Jahre später das Licht der Welt erblickte) — trotz alledem ist Prägers „Wagner, wie ich ihn kannte" durchaus lesenswert. Er bringt viele interessante Aufschlüsse, besonders bei Erzählung der einzelnen Begegnungen in London, Zürich und Luzern. Nur schade, daß er es nicht über sich brachte, den Teil des Buches, dem er die Ueberschrift geben mußte: „Wagner, wie ich ihn nicht kannte" von dem andern „wie ich ihn kannte" augenfällig abzugrenzen. D. V.

bereiten. Endlich, nach dreizehn Jahren, kam die Begnadigung von selbst — unbegehrt. Was geschah bei Verkündigung derselben? Röckel weigerte sich, von ihr Gebrauch zu machen, sagend: Nur mit Gewalt bin ich hier hereingekommen, und Gewalt nur bringt mich wieder hinaus! Was gewiß noch niemals vorgekommen, sollte sich da ereignen: Röckel mußte aus dem Zuchthaus förmlich hinausgeworfen werden! Darauf reiste er über Weimar direkt zu seinem Freunde Wagner nach Biebrich. Nie werde ich die Ueberraschung Wagners vergessen, als Röckel plötzlich mit seiner bildhübschen Tochter, die er seit ihrer Kindheit nicht mehr gesehen, und welche nun als Schauspielerin am Weimarer Hoftheater wirkte, wo ich sie öfters spielen sah, ins Zimmer trat. Nach dem erschütternden Augenblick des ersten Wiedersehens, und nachdem wieder etwas Ruhe eingekehrt war, gab Wagner ob des guten Aussehens Röckels seinem Erstaunen Ausdruck, indem er sagte: „Wenn ich dich so kräftig und ungebeugt vor mir sehe, so kommt es mir gerade vor, als wäre ich so lange in Waldheim gewesen und du statt meiner in der Schweiz. Wie hast du nur die gräßliche Zeit so gut überstehen können?", worauf Röckel sagte: „Nur durch meine unverwüstliche Gesundheit und die Arbeit." Frage: „Worin bestand diese Arbeit?" Antwort: „Gewöhnlich mußte ich spinnen, und gegen das Ende hin durfte ich Noten schreiben. Es wurde mir, als dem früheren Hofmusikdirektor, die Befugnis übertragen, aus stimmbegabten Gefangenen einen kleinen Männerchor zu bilden, den ich einübte, und für den ich die Chorstimmen schrieb." (Die Frage, ob er bei dieser wohl einzigen Gelegenheit nicht

auch an das Studium des Gefangenenchors im „Fidelio“ gedacht habe, unterließ ich, obwohl sie mir auf den Lippen schwebte, aus naheliegenden Gründen.) Auf Wagners Frage: „Und was willst du jetzt thun?“ sagte Röckel entschlossen: „Nun — es wird fortgewühlt! Als Mitarbeiter schließe ich mich den Blättern der Opposition an. Zu diesem Zweck fahre ich morgen den Rhein hinunter, um zu sehen, ob sich nicht vielleicht auch am Niederrhein etwas anknüpfen läßt.“ Wagner: „Ich bewundere deinen Mut; dabei wirst du nicht auf Rosen gebettet sein. Uebrigens können wir dich und deine Tochter auf der Fahrt eine Strecke begleiten, denn auch wir beide (auf mich deutend) haben mit Herrn und Frau v. Bülow aus Berlin eine kleine Rheinpartie auf morgen geplant.“ Röckel war sehr erfreut, dies zu hören, und zur Abfahrt wurde das erste zu Thal fahrende Schiff vereinbart.

In der Früh des herrlichsten Sonntagmorgens fuhren wir den Rhein hinab, — „saßen all' auf dem Verdecke“, und „märchenhaft vorüberzogen Berg' und Burgen, Wald und Au'!“ — Bis St. Goar wollten wir Röckels begleiten. Als St. Goarshausen gerufen wurde, waren wir der Meinung, St. Goar käme erst hernach, und blieben sitzen. Als es dann doch nicht kam, erfuhren wir, beide Orte lägen sich gegenüber, und auf beiden Seiten des Schiffes habe je ein Kahn gehalten, um die Aussteigenden entweder rechts oder links zu befördern. St. Goar war also verpaßt. Darüber war Wagner sehr ungehalten, zumal sich die Gegend jetzt verflachte. Ich machte daher den Vorschlag, direkt hinunter ins Siebengebirg zu fahren,

welches den Glanzpunkt der Rheingegenden bilde. Es blieb keine andre Wahl; somit wurde mein Vorschlag angenommen. In Remagen stiegen wir aus und aßen in einem sehr frequentierten Gasthaus zu Mittag. Im Nebensaal ließ sich ab und zu ein Männerchor aus Bonn hören, und als Wagner vernahm, derselbe hege die Absicht, ihn anzusingen, ließ er uns schnell zu einem Spaziergang aufbrechen. Alle Welt strömte an diesem Tag hinauf nach der berühmten St. Apollinariskirche, und auf beiden Seiten des Wegs fehlte natürlich auch nicht die Schar der Krüppel und Gewohnheitsbettler, welche von einem Kirchenfest unzertrennlich ist. Ich begleitete Frau v. Bülow, während Wagner und ihr Gatte den Berg etwas schneller hinaufstiegen. Nach beiden Seiten spendete emsig Frau v. Bülow ihre Gaben, und als ihr Portemonnaie leer war, bat sie mich um das meine. Das war nun ein recht kitzlicher Fall; denn ich wußte, daß Hans v. Bülow über diesen Punkt anders dachte als seine Frau Gemahlin, und daß wir beide, er und ich, im Gewährungsfall ihrer Bitte in eine unangenehme Lage kommen würden, er — in der Zurückerstattung des Verauslagten und ich — in der Nichtannahme desselben. So zog ich denn vor, Frau v. Bülow von weiterer Almosenspendung entschieden abzuraten. Darüber wurde sie mir nun freilich etwas böse und fragte ziemlich gereizt: „Sie geben mir also Ihr Portemonnaie nicht?“ Ich sagte ruhig: „Für jeden andern Zweck mit Vergnügen, für diesen, zu meinem lebhaften Bedauern, — nicht!“ Jetzt eilte sie, in der Hoffnung die Vorausgegangenen einzuholen, den ziemlich steilen Weg hinauf. Einige Male hörte ich sie keuchend

rufen: „Hans! — Hans!“ — — Hans hörte aber nicht, beeilte ſogar ſeine Schritte etwas und bog, als ſie oben anlangte, mit Wagner gerade in die Kirche ein, in welcher auch ſie verſchwand.

Ich folgte langſam nach und ſagte zu mir: ‚Da haſt du dir eine ſchöne Suppe eingebrockt!‘ Als ich oben anlangte, kam Hans v. Bülow auf der andern Seite der Kirche heraus, ging ſchnell auf mich zu, ſchüttelte mir die Hand und ſagte: „Ich danke Ihnen, ich danke Ihnen!“ — Auf einem andern Weg ſtiegen wir dann hinunter, wobei ich mir angelegen ſein ließ, Frau v. Bülow wieder freundlich zu ſtimmen.

Unten nahmen wir einen Kahn zur Ueberfahrt nach Honnef, von wo wir den Drachenfels beſtiegen. Wagner hatte ſeinen leichten Sommerüberzieher über den Arm geworfen, und unter ſcherzendem Geplauder erreichten wir bald den Gipfel. Nachdem wir uns umgeſehen, und der Abend heranrückte, beſchloß die Geſellſchaft, beizeiten wieder hinabzuſteigen und irgendwo Quartier zu nehmen, während ich vorzog, die Nacht oben zu bleiben, wo es mir ſehr gefiel. Ich verabſchiedete mich daher vor ihrem Weggang.[1]) Um Mittag ſollte ich mit v. Bülows und Wagner an der gegenüberliegenden Eiſenbahnſtation Mehlem zuſammentreffen.

In der Frühe wurde ich durch einen Extraboten überraſcht, der mir die ſchriftliche Mitteilung brachte, Wagner

---

[1]) Ob Röckels ſich erſt hier oder ſchon in Remagen von uns trennten, weiß ich nicht mehr genau.

vermiſſe ſein kleines Portefeuille mit hundert Thalern in Papier. Dasſelbe ſei wahrſcheinlich aus der oberen Taſche ſeines Ueberziehers gefallen, als er ihn über dem Arm trug. Beim Hinabſteigen möchte ich auf den Weg achten; das Verlorene müſſe ſich da finden. — Sofort brach ich auf, — fand aber nichts. Angeſtellte Erkundigungen ergaben, daß der Weg früh morgens hauptſächlich von Arbeitern benutzt wurde, welche in den über eine Stunde weiter im Gebirg liegenden Steinbrüchen beſchäftigt waren. So wenig tröſtlich dieſe Auskunft war, entſchloß ich mich dennoch, einen Mann nach jenen Steinbrüchen zu ſenden mit dem Auftrag, daß das etwa gefundene Geld um Mittag nach der Station Mehlem gebracht werde. Im genannten Stationshaus fand ich nach meiner Ankunft trübe Geſichter. „Nichts gefunden?“ „Nichts!“ — Ich erzählte die Geſchichte von den Steinbrüchen hinten im Gebirge — — das Thermometer ſank auf Null. In dem Reſtaurationslokal nahmen wir zur Stärkung einen kleinen Imbiß; bis zum Abgang des Zuges waren nur noch etwa drei Viertelſtunden. Wie ich da während des Eſſens zufällig gradüber durch das Fenſter ſah, bemerkte ich ein etwa ſechzehnjähriges Mädchen in vollem Lauf nach dem Stationshaus eilen. Ohne irgend etwas merken zu laſſen, ſtand ich auf und ging hinaus, die Eilende mit den Worten anhaltend: „Bringen Sie das Geld?“ Das ärmlich, aber ſauber gekleidete Mädchen ſagte: „Ja! Mein Vater hat's heute Morgen um vier Uhr gefunden, als er in den Steinbruch ging; da iſt's!“ O Arbeiterehrlichkeit!!

Nun führte ich das hübſche Kind zunächſt in ein

andres Zimmer, winkte die Wirtin herbei und bat sie um einen Teller und die Blumen auf dem Büffett. Als diese kamen, legten wir den Hundertthalerschein in den Teller und staffierten diesen schön mit Blumen aus; dann sagte ich zu dem Mädchen: „So, nun gehen Sie hinein und auf jenen Herrn zu, der mit dem Rücken nach dem Fenster sitzt, machen einen Knix und sagen, ihm den Teller reichend: Herr Wagner, ich grüße Sie!“

Hoffentlich richtete sie alles schön aus. Ich hörte nichts, da ich draußen blieb und neugierig zur Thür hineinlugte; doch sah ich Wagner ein Gesicht machen, als die Landnymphe „wie ein Gebild aus Himmelshöhen“ auf ihn zuschritt, um das es jammerschade ist, daß es nicht von einem Raffael der Ewigkeit überliefert wurde. Ob er dem hübschen Kind einen Kuß gab, weiß ich nicht mehr, halte es aber für wahrscheinlich, da sie gewiß einen verdient hatte, — das aber weiß ich noch, daß, nachdem er den Hundertthalerschein seiner poetischen Gewandung entkleidet hatte, er sofort an die Kasse lief, wechseln ließ und dem braven Mädchen zwanzig Thaler einhändigte, welches vergnügt davonsprang. Wagner rief dann zur Wirtin: „Jetzt schnell ein paar Flaschen von Ihrem besten Champagner!“ Im Jubel wurden dieselben geleert. Der Zug brauste heran, wir stiegen nach Coblenz, respektive Andernach ein. Der Rest der Heimreise wurde von da mittels Dampfschiffes zurückgelegt, obwohl wir auf diese Weise erst in der Nacht nach Biebrich kamen. Von dieser späten Fahrt ist mir nichts weiter in Erinnerung, als daß sich Wagner, der den Kopfsalat sehr gern aß, einigemal

die winzigen Dampfschiffportionen erneuern ließ und schließlich auf der Rechnung unter anderm vermerkt fand: für Salat einen Thaler fünf Silbergroschen! Von den hundert werden nicht allzuviel nach Biebrich gekommen sein — — was thats? Auch er konnte mit Goethes Sänger sagen:

„Ich singe, wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet;
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet."

Eines Tages ließen sich zwei Hofkapellmeister zum Besuch anmelden: Aloys Schmitt aus Schwerin und Carl Reiß aus Cassel, — derselbe, mit welchem ich bei Professor Moscheles seiner Zeit über die verpönte Zukunftsmusik zusammengeraten war. Obwohl wenig dazu geneigt, war Wagner doch so artig, die beiden Herren nachmittags in seiner Wohnung zu empfangen. Fast gleichzeitig hatte er den Besuch des Konzertmeisters Ferdinand David aus Leipzig, den er von früher her kannte und der auch mein Lehrer im Partiturspiel am dortigen Konservatorium gewesen war. Vor dessen Ankunft verriet Wagner einige Neugier, ob David noch im Besitz seiner auffallend großen Lippen sei, die in seiner Jugend den Mund „wie rote Ringe einfaßten." Er kam, — jetzt ein ältlicher Herr, — die Lippen verblaßt. Zum Glück hatte er seine Geige mitgebracht und spielte mit jugendlichem Feuer am Abend bei Wagner mit Hans v. Bülow Beethovens Kreutzersonate, wie ich sie vollendeter niemals gehört habe. Beide spielten auswendig!

Oefteren Besuch hatte Wagner von Wiesbaden. Da wohnte der große Weingutsbesitzer und Justizrat Wilhelmj,

welcher mit seiner blühenden Gemahlin und deren blondlockigem Söhnchen August (der spätere berühmte Geiger) häufig herüberkam. Einmal (vor dem Daumenmalheur) ließ sich Wagner auf Bitten von Frau Wilhelmj an den zweiten Siegfriedakt bringen, der nur skizziert war, bei dessen Interpretation man ihm daher nicht behilflich sein konnte. Er begleitete sich also selbst, und als er merkte, daß sein Spiel mehr und mehr zu einem unverständlichen Chaos wurde, sprang er wütend auf, schleuderte die Blätter fort und rief: „Jetzt bringt mich aber niemand mehr dran!“ Dieser plötzliche Ausbruch wirkte um so erheiternder, als er allzusehr mit dem großen Ernst kontrastierte, den Wagner beim Vortrag entfaltet hatte. Auf Wilhelmjs Bureau war damals ein sehr intimer Freund von mir, Dr. jur. Carl Schüler aus Darmstadt, thätig. Schon im Frühjahr hatte ich ihn in Wiesbaden mit Wagner bekannt gemacht, und natürlich kam auch er öfters zum Besuch herüber. Unter den Besuchern Wagners befand sich selbstverständlich auch der gleichfalls in Wiesbaden lebende Komponist Joachim Raff. Obwohl die musikalische Richtung beider ziemlich auseinanderging, verkehrten sie doch in recht freundschaftlicher Weise miteinander. Das kolossale Wissen Raffs mußte eben jedem um so mehr imponieren, da es sich durchaus nicht aufs musikalische Gebiet allein beschränkte. Ich führe nur ein Beispiel an. Als er mich einmal fragte, mit welcher Komposition ich augenblicklich beschäftigt sei, sagte ich: „mit Goethes ‚An den Mond‘.“ Ohne sich weiter zu besinnen, gab er mir die treffende Antwort: „Da werden Sie besonders mit zwei Strophen große Mühe bekommen.

Die eine lautet (er citierte vollkommen korrekt, natürlich auswendig!):

„Ich beſaß es doch einmal,
Was ſo köſtlich iſt!
Daß man doch zu ſeiner Qual
Nimmer es vergißt. —“

und die andre, die Schlußſtrophe:

„Was von Menſchen nicht gewußt,
Oder nicht bedacht,
Durch das Labyrinth der Bruſt
Wandelt in der Nacht. —“

— er hatte richtig die zwei ſchwierigſten Strophen herausgegriffen! So bekannt das Gedicht auch iſt, ſo dürfte ihm, Raff, doch ſchwerlich ein zweiter unter den Muſikern eine ſo zutreffende und ſachverſtändige Gedächtnisleiſtung nachmachen. Ich mußte die Kompoſition in der That aufgeben.

In jenen Auguſttagen bekam Wagner eine angenehme Nachricht aus Frankfurt am Main. Der an der Spitze der dortigen Theaterverwaltung ſtehende Herr v. Guaita plante für nächſten Monat eine Lohengrinaufführung unter Wagners perſönlicher Leitung und hatte ſoeben Goethes „Torquato Taſſo“ in Vorbereitung, zu welchem er die gleichnamige ſymphoniſche Dichtung von Liszt als Ouvertüre durch Hans v. Bülow dirigiert wünſchte. Dieſe Nachricht erweckte im „Biberneſt“ Freude. Wagner befand ſich in ziemlich ausgelaſſener Stimmung, die ſich draſtiſch äußerte, als, während eines gleich darauf losbrechenden Gewitters, der Sturm die Fenſter aufriß und ſämtliche beſchriebenen Blätter und Bogen der Meiſterſingerpartitur im Zimmer

herumwirbelte. Hans v. Bülow und ich flogen hinterdrein, sie aufzufangen, mußten uns aber bald vor Lachen anhalten, denn Wagner stand heftig gestikulierend am Fenster, die Winde und Wogen beschwörend, die er, da sie nicht gehorchen wollten, plötzlich im reinsten Sächsisch anschrie: „Said'r denn närrsch?" Dann schlug er das Fenster zu und half uns die Blätter einsammeln, die in die gräßlichste Unordnung gekommen und nur mit Mühe wieder in ihre richtige Lage zu bringen waren. Die Worte: „Ihr da oben hädded mir beinahe 'ne ‚scheene Ober' komboniert, wenn wir eich gehn gelassen hädden," bildeten den Schluß dieser komischen Scene.

Einige Tage später reisten wir nach Frankfurt, wohin schon v. Bülow vorausgegangen war, um dem Orchester Liszts „Tasso" einzustudieren. Da der Aufenthalt einige Tage währte, so nahmen wir im Hotel zum „Schwan" Quartier. Während der Hauptprobe, der ich beiwohnen konnte, machte ich auch die Bekanntschaft des Herrn v. Guaita und der vorzüglichen Schauspielerin Fräulein Friederike Meier, welche eine der beiden Leonoren spielte. Am nächsten Abend der Aufführung saß ich mit Wagner und Frau v. Bülow in einer der Parterrelogen rechts von der Mitte. Liszts „Tasso", der nebenbei gesagt eine der besten seiner „Symphonischen Dichtungen" ist, hatte unter der excellenten Leitung Bülows einen entschiedenen Erfolg zu verzeichnen, und die Aufführung des Goetheschen Prachtwerks war eine ganz vorzügliche. Mit dem letzten Zug kehrten wir (Wagner, Cosima v. Bülow, Hans v. Bülow und ich) in einem separierten Coupé spät nach Biebrich zurück. Ueber diese denkwürdige Heim-

fahrt ziehe ich vor hier nichts zu sagen, so wie ich schon in der Berichterstattung dieser Tage in Frankfurt mir eine gewisse Reserve auferlegt habe. „Coming events cast their shadows before!“

Diese Reserve gilt auch für den Besuch, den Wagner und das Bülowsche Ehepaar am nächsten Sonntag und Montag in Osthofen abstatteten. Samstags war ich dorthin vorausgefahren, damit alles zum Empfang des hohen Besuches bereit war. Von Darmstadt waren dazu Schindelmeisser (der leider durch Krankheit abgehalten), Regierungsrat Städel und sein Sohn Friedrich, der sich in Mainz der Biebricher Gesellschaft anschloß, eingeladen. Gegen Mittag ließen wir sie im Wagen von der Bahn abholen. Im oberen Saal der Steinmühle war eine lange Tafel gedeckt, an welcher die illustren Gäste mit unsern zahlreichen Familienangehörigen Platz nahmen. Wagner, der auf der einen Seite meine Mutter und auf der andern Frau v. Bülow hatte, erhob sich, indem er auf die Steinmühle toastete, die solche Gastfreundschaft übe und „solch einen Sohn habe“. Während des Essens entwickelte sich die Unterhaltung immer reger, und nach demselben erfreute Hans v. Bülow unsre Familie mit dem Vortrag jener brillanten Lisztschen Rhapsodie, die sie seit der Anwesenheit Bendels nicht mehr gehört, und welche sie damals so oft entzückt hatte. Wie klang das reizende Stück erst unter Bülows Händen! Nach dem Kaffee lustwandelte die Gesellschaft im Garten, während Hans v. Bülow mit Friedrich Städel einer öffentlichen Wahlversammlung beizuwohnen ging, in welcher Bülow sogar einmal das Wort ergriffen

haben ſoll. Am Abend verſammelte ſich die Geſellſchaft wieder im Saal, wo ſie nach dem Abendeſſen noch längere Zeit verweilte, und als endlich zu Bett gegangen werden ſollte, ließ mein Vater die Mühle außer Thätigkeit ſetzen, damit Wagner, der nebenan im „grünen Stübchen“ ſchlief, im Schlaf nicht geſtört wurde. Montagnachmittag verabſchiedete ſich die Geſellſchaft, weil Herr und Frau v. Bülow das nahe Worms beſuchen wollten. Wagner und ich begleiteten ſie dorthin, und nachdem ich ſie in der Stadt herumgeführt hatte, fuhren wir abends wieder zuſammen nach Biebrich.

Nun waren aber auch die letzten Tage des Bülowſchen Aufenthaltes in Biebrich herangekommen. Nach einem ſolennen Diner im Europäiſchen Hof brachten wir, Wagner und ich, das befreundete Paar nach dem Bahnhof. Ein bewegter Abſchied folgte, wobei viele Thränen floſſen. Endlich ſtiegen Herr und Frau v. Bülow in den Wagen, und die Pferde trabten davon. Nun bemerkte ich erſt, daß mir die Mantille Frau v. Bülows noch auf dem Arm hing, die ich ihr nach dem Bahnhof getragen. Schnell wurde damit ein Mann nachgeſchickt, der noch rechtzeitig die „Kurve“ erreichte, ehe der pferdegezogene Wagen dem von Wiesbaden kommenden Zuge angehängt war.

Kaum waren v. Bülows abgereiſt, als für Wagner die Periode der pekuniären Verlegenheiten hereinbrach, da Schott nicht eher weiterzahlen wollte, bis Wagner die bereits erhaltenen Vorſchüſſe auf die „Meiſterſinger“ durch Manuſkript ausgeglichen habe. Im Hinblick auf die damaligen Verhältniſſe und vom gewöhnlichen Geſchäftsſtandpunkt aus

beurteilt war dieſe Handlungsweiſe Herrn Schott um ſo weniger zu verübeln, als ſelbſt Höherſtehende, Mächtigere, trotz aller Bewunderung für Wagner, ihn ohne materielle Hilfe ließen. Zum Beleg deſſen muß ich Wagners Frühjahrsreiſe nach Karlsruhe anführen, wohin er von den Allerhöchſten Herrſchaften berufen war, um bei Hof ſein Meiſterſingergedicht vorzuleſen. Seine Königliche Hoheit der Großherzog Friedrich und Ihre Königliche Hoheit die Frau Großherzogin geruhten zwar, dieſer Vorleſung mit dem lebhafteſten Intereſſe zu folgen und Wagner huldvollſt zu danken, ließen jedoch den deutlichen Hinweis auf ſeine bedrängte Lage und die Notwendigkeit der Hilfe, ohne welche er ſein Werk nicht beendigen könne, leider unberückſichtigt. Statt der gehofften Hilfe hatte er noch die Reiſe- und Aufenthaltsſpeſen zu tragen! Ganz entmutigt kam er zurück und machte ſeinem Unmut über das gänzliche Fehlſchlagen ſeiner Erwartungen in nicht wiederzugebenden Ausdrücken Luft, indem er noch hinzufügte, ohne das von mir Mitgenommene wäre er in die größte Verlegenheit gekommen. Ich hatte ihn nämlich in der Bahn von Mainz bis Oſthofen begleitet, als er ſich auf jener hoffnungsvollen Reiſe nach Karlsruhe befand. Da er faſt ganz ohne Geld war, ſchüttete ich ihm vor dem Ausſteigen vorſichtshalber noch den Inhalt meines Portemonnaies in ſeinen Hut. „Man kann nie wiſſen, wie es geht," ſagte ich — „doch guten Erfolg!" Dann ſprang ich hinaus, da ſich der Zug ſchon wieder in Bewegung ſetzte.

Nun war alſo eingetroffen, was längſt vorauszuſehen war: Schott zahlte nicht mehr, und Wagner ſaß auf dem Trockenen! Schon im Frühjahr hatte ich ihm kleinere

Beträge gegeben; nun ſollte ich ihm mit einer größeren Summe aushelfen. Zu dieſem Behuf fuhr ich nach Oſthofen, um meinem Vater Wagners Lage ans Herz zu legen, und auf dem Fuß folgte mir das ausführliche Schreiben, datiert:

Biebrich, 24. Auguſt 1862.

Lieber Wendelin!

Es ergeht mir recht übel! Aus dem beigelegten Briefe erſehen Sie, welch traurigen Verlaß ich auf Schott habe. Somit muß ich ernſtlich daran gehen, mir Geld aufzunehmen. Bei wem?

Ich bitte, reden Sie ausführlich mit Ihrem lieben Vater. Soll ich zur Ruhe kommen und die gerade jetzt wieder außerordentlichen Schwierigkeiten meiner Lage in der Art überwinden, daß ich für meine fernere Zukunft das einzig mir gedeihliche Wohnungsverhältniß gründe, ſo iſt es eben jetzt die höchſte Zeit, daß mir prompt und ſicher die nötigen Geldfonds zu Gebote geſtellt werden. Ich hatte von Schott 3000 Gulden verlangt, wovon ich die Hälfte ſofort wohl für die Niederlaſſung meiner Frau, und was damit zuſammenhängt, zu verwenden gehabt haben würde. Woran mir vor Allem liegt, iſt die Zeit bis zur Vollendung meiner neuen Oper mir ſorgenlos geſichert zu ſehen: der Erfolg derſelben, wenn ſie einmal fertig und aufgeführt iſt, iſt für meine weiteren Lebensverhältniſſe unrechenbar, und ich thue wohl recht, für weiter hinaus jetzt nicht zu ſorgen. Allein, will ich bis dahin ohne neue Unterbrechung durch Geldſorgen gelangen,

ſo muß ich jetzt noch auf etwas mehr als die von Schott zuletzt geforderte Summe Bedacht nehmen, namentlich da die von mir ſo ſehr erſehnte definitive Niederlaſſung auch für mich in dieſe Zeit noch fallen und unausbleiblich beſondere Koſten noch verurſachen würde.

Soll jetzt mit einem Zuge meine Lage vollkommen beruhigt werden, ſo bedarf ich eines General-Anleihens von etwa 5000 Gulden — dies in völliger und genügender Form zu Stande zu bringen, iſt mein Zweck. Ich bedarf eines vermögenden Mannes. Hören Sie, was ich ihm biete. Sobald ich mich jetzt mit Schott in keine weiteren Vorſchußverhältniſſe mehr einlaſſe, ſtehe ich zu ihm ſo, daß ich ſeine bisherigen Vorſchüſſe vollſtändig durch Manuſkripte, d. h. Verlagsartikel, allein abtragen und die Theatereinnahmen von meiner neuen Oper mir ungeſchmälert zurückbehalten kann. Hierüber werde ich mich mit Schott auf das Bündigſte auseinanderſetzen. Dieſe Theatereinnahmen, das heißt, die von den Theaterdirektionen für meine neue Oper: „Die Meiſterſinger" mir zu zahlenden Honorare oder Tantièmen (mit einziger Ausnahme der Berliner Tantièmen), ſtelle ich Ihrem Herrn Vater, bis zur vollſtändigen Zurückerſtattung ſeines Darlehens nebſt Zinſen, zur alleinigen Verfügung. Ich bin der feſten Annahme, daß auf dieſem Wege bereits bis Neujahr 1864 die ganze Schuld abgetragen ſein würde. Sobald dies gewünſcht wird, werde ich von Schott einen Revers ausfertigen laſſen, wonach er ſich verpflichtet, den Verkauf der Partitur an die Theater zu

besorgen, und den Betrag der Einnahmen stets an Ihren Herrn Vater abgehen läßt. Oder vielleicht könnten die Direktoren angewiesen werden, die Aufführungsrechtsbewilligung von Ihnen einzuholen, indem ich öffentlich Ihnen dies übertrage.

Sie sehen, ich fasse ein ernstliches Anlehen mit direkter Festsetzung der Zurückzahlungsweise in das Auge.

Sehen Sie, was Sie über Ihren lieben Vater vermögen! Immerhin wird ihm ein solches Geschäft fremdartig erscheinen: dennoch habe ich auf ihn — einzig Vertrauen.

Zunächst, liebster Freund, bedarf ich auf das Dringendste 1500 Gulden. Ich muß Anfangs nächsten Monats den größten Theil dieser Summe meiner Frau zur Verfügung stellen und sonst für den Transport der Möbel u. s. w. verausgaben. Ich selbst bin in diesem Augenblicke auf das Aeußerste reduziert und bedarf zu allernächst 500 Gulden für meine eigene Situation. Zeigt Ihr lieber Vater sich gütig für mich, so treffen wir wegen der weiteren Zustellungstermine des ganzen Anleihens dann nähere Bestimmungen.

Nun sehen Sie, was Sie für mich armen, geplagten Mann vermögen, und beschämen Sie alle Fürsten und ähnliches . . .[1])

Von Herzen

Ihr Richard Wagner.

---

[1]) Folgt ein Ausdruck, der in Rücksicht auf die Strenge des Preßgesetzes unterdrückt werden muß.

Meinem Vater leuchtete Wagners Vorſchlag nicht übel ein, und ich hatte ihn ſchon beinahe dafür gewonnen, als leider mein zweitälteſter Bruder Julius dazukam, der entſchieden von einem ſolchen Unternehmen abriet. Nun wollte ſich mein Vater die Sache weiter überlegen und meinte, ich möge nach Worms zu Onkel Bandel fahren, um zu ſehen, ob dieſer nicht vielleicht geſonnen ſei, ſich mit einer Hälfte des Betrags daran zu beteiligen. Ich ſuchte meinen reichen Onkel Bandel auf. Derſelbe hatte zwar Geld für eine Maſſe Oelbilder zweifelhaften Wertes, die er in den weiten Gängen und im hohen Treppenraum ſeiner Eulenburg aufgehängt hielt, aber für die „Meiſterſinger" wollte er nicht einmal 3000 Gulden geben! O Kurzſichtigkeit der Menſchen! Hätte er geahnt, was er damit hätte „verdienen" können, ſo würde ſich der ſonſt ſo ſchlaue Spekulant ſpäter im Grabe herumgedreht haben.

Während ich ſo hin- und herwandelte, wurde ich durch ein Telegramm Wagners aus Kiſſingen überraſcht, wo er hingefahren war, um dem dort weilenden Schottſchen Ehepaar die dringendſten Vorſtellungen zu machen. Als ſie den Verzweifelnden kommen ſahen, ließen ſie ſich verleugnen! Doch hier jenes klaſſiſche

Telegramm

(Mainz von Kiſſingen.)

(Aufgegeben den 1. September, 8 Uhr 20 Minuten vormittags. Angekommen den 1., 9 Uhr 40 Minuten vormittags.)

Wendelin Weißheimer, Oſthofen

Poſtfrei.

S. krank. Nicht vorgelaſſen. Unmöglich nach B. zurück.

Frankfurt. Von da Dienſtag 5 Uhr Mainz café Paris. Erwarte Sie. Strengen Sie das Aeußerſte an.

Wehwalt.

Wenn Beethoven einmal den Beſuch Roſſinis abwies, ſo zierte dies den erſteren keineswegs; denn immerhin ſtand hier Genie dem Genie gegenüber! — Wenn jedoch der Muſikverleger Schott, ſonſt ein ſehr braver Mann, aber kein Genie, ſich vor einem der Genialſten verleugnet (denn Wagner ſah Schott auf dem Balkon, eh' er klingelte!), ſo darf eine ſolche Handlungsweiſe bei gewiſſenhafter Berichterſtattung hier nicht unerwähnt bleiben.

Der bezeichnete Dienstag fiel auf den letzten Oſthofer Markttag, den ich, trotz der vielen Gäſte im Haus, ſelbſtverſtändlich im Stich ließ, um, mit einer Vollmacht meines Vaters an unſern Bankier Bamberger verſehen, nach Mainz zu reiſen. Dort fand ich im Café Paris Wagner bereits meiner harrend. Wie war er erfreut, als er mich kommen ſah! „Ich wußt' es ja, Sie laſſen mich nie und nimmer im Stich!" rief er, dann ſetzte er mich über den Betrag des momentan Unentbehrlichſten in Kenntnis, wovon er für die nächſte Zeit leben ſollte und ſeine Wohnung bezahlen mußte, — denn ohne Zahlung konnte er in dieſelbe nicht wieder hinein!! Während ich zu Herrn Bamberger ging, die erforderliche Summe auf Rechnung meines Vaters zu holen, war Wagner nach der Rheinbrücke gegangen, wo er mich erwartete, um dann mit dem „Schiffchen" nach Biebrich zu fahren, das ihm jetzt wieder offen ſtand. Als ich ihm die Summe einhändigte, fiel er mir weinend um den Hals ...

Während der Heimfahrt (ich hatte verſprochen, noch am Abend zurückzukehren) dachte ich nun ernſtlich an die Verwirklichung eines ſchon in Biebrich gehegten Projektes zu gehen, welches im Glücksfall Wagner eine ſchöne Einnahme bringen konnte. Er ſelbſt war nicht abgeneigt, und Herr v. Bülow ſtellte mir zu dem Zweck ſeine Mitwirkung in Ausſicht. Ich wollte nämlich im Leipziger Gewandhaus ein Konzert veranſtalten, in welchem Wagner das neue Meiſterſingervorſpiel dirigieren, Schnorr die Schmiedelieder, beide Schnorrs das Duett aus „Triſtan und Iſolde" unter Wagners Leitung ſingen und Bülow das Lisztſche A-dur-Konzert ſpielen ſollte. Von mir waren die Toggenburgſymphonie und einige Chöre geplant. Wie ernſtlich auch v. Bülow an Verwirklichung dieſes Konzertprojektes dachte, zeigt ſich gegen die Mitte ſeines hier folgenden Schreibens, das er mir nach Oſthofen ſandte. Der Paſſus, ich möchte Wagner zureden, in Frankfurt den „Lohengrin" zu dirigieren, erklärt ſich daraus, daß er hierzu vor Bülows Abreiſe von Biebrich weniger Luſt als anfänglich zeigte, da er ſich mit dem Tenoriſten Kaminski als „Lohengrin" begnügen ſollte, der ihm unſympathiſch war, und den er nur den „polniſchen General" nannte. Nach dieſer Vorbemerkung laſſe ich Hans v. Bülows Brief folgen, der eine wahrhaft rührende Ergebenheit für Wagner bekundet. Er lautet:

Lieber Herr Weißheimer!

Ein ſonderbares Geſchick hat uns ohne Abſchiednahme von einander gehen laſſen. Ich heulte, als ich Wagner wohl auf lange Zeit zum letzten Male ins Auge

blicken konnte — da ſah ich nichts mehr — und Sie — waren aus übertriebener Discretion abſeits ſtehen geblieben — da bekamen die vierfüßigen Locomotiven eine Art raptus — und nun erſt erlangte ich wieder die nöthige Beſinnung. Es war zu ſpät — aber die Mantille meiner Frau — beruhigen Sie ſich hierüber — hat uns noch glücklich eingeholt, ſo daß ſie (meine Frau) unerkältet heimgekommen iſt.

Ich will nun heute das Unterlaſſene ſo weit als möglich nachholen. Mich hat's ſehr gefreut, Sie näher kennen zu lernen, mit Ihnen in der Nähe des großen Meiſters zu verweilen; mich freut's ferner ſehr, Sie um ihn zu wiſſen, ſicher, daß er keine verſtändnißvollere Ergebenheit jetzt finden kann. Ich ſage Ihnen aufrichtig: ich habe Sie recht lieb gewonnen als Muſiker und Menſch und wünſchte, Sie möchten ſich auch mit mir befreundet haben, ſo weit als möglich.

Das Erſte, was ich hier gethan, war, mich ans Studium von Liszts A-dur-Konzert zu machen, das ich zum erſten Male „in die Finger" bringe — und zwar zunächſt nur für den Zweck Ihres Leipziger Konzertes, das doch ſicher zu Stande kommt mit Meiſterſinger-Ouvertüre?

Mitten darin wurde ich aufgerüttelt durch zwei höllenheiße Briefe aus Kiſſingen und Frankfurt. Sie verſtehen? Ich bin umhergelaufen und habe — nichts erreichen können. Ich ſchreibe morgen nach Biebrich, was ich ſchreiben kann. Sauer wird's mir werden. Warum bin ich Thor nicht dies Jahr nach Amerika

gegangen? Redliche Theilung hätte JHM dann „ein Jahr an Niemandes Seite" erſchwingen können. Wenn Sie Zeit haben, ſchreiben Sie mir doch hier und da, wie es in der Villa ausſieht. Direkt erfahre ich doch leider nur ſehr Fragmentariſches.

Die Frankfurter Lohengrinaufführung ſollte Wagner doch nicht undirigirt vorübergehen laſſen. Ob mit Schnorr oder dem polniſchen General — der Zweck bleibt doch der nämliche: Erzielung eines außergewöhnlichen Eindrucks, der endgültig doch nur von des Autors Dirigentenſtab oder vielmehr Geiſt abhängt — Gewinnung der Möglichkeit, einen verſtändigen, thatluſtigen Enthuſiaſten aufſchießen zu laſſen, der „das Nöthige beſorgt". Ich möchte, Sie redeten zu. Hazardſpiel bleibt's — aber was in dieſer Welt iſt nicht Hazardſpiel? Klavierſpiel z. B. erſt recht.

Mögen Sie mir noch eine Gefälligkeit erweiſen? Ich habe im Atelier die Brüſſeler Photographie vergeſſen, die mir Wagner geſchenkt hat. Die Verwirrung der letzten Tage war gar zu groß! Senden Sie mir ſelbige gelegentlich mit der Fauſtſinfonie, wenn Sie dieſe letztere nicht gerade brauchen.

Ihnen beſtes Wohlſein und Arbeitsfriſche wünſchend mit freundlichſten Grüßen meiner Frau

Ihr

ganz ergebener

Hans v. Bülow.

Berlin, 4. September 1862.
10. Schöneberger Straße.

Um Wagner in seiner traurigen Lage möglichst zu helfen, zog ich auch in Wiesbaden Erkundigungen ein und riet ihm, sich an die Familien Wilhelmj und Rosenträger zu wenden. Er schrieb jedoch:

Biebrich, 7. September.

Lieber Wendelin!

Ich habe mir zu Wilhelmj und Rosenträger kein Herz fassen können. Ich bin gewiß, daß sie mir nicht helfen, und ich mich nur blosstelle! — Nun suche ich, wie es geht, immer für die fatale nächste große Ausgabe (der Uebersiedelung meiner Frau) das nöthigste zu schaffen, immer noch hoffend, daß mit der Zeit auch weiterer Rath kommt, und ich doch für die „Meistersinger" aushalten kann. An Hans v. B. habe ich mich gewandt, mir mindestens etwas auf kürzere Zeit zu verschaffen. Er thut gewiß sein möglichstes, um mir ein paar 100 Gulden aufzutreiben. Sehen Sie doch nur um des Himmels willen, ob Ihnen nicht noch etwa 300 Gulden möglich werden sollten. Ich hätte dann von Ihnen — und — um auf unser wohlbesprochenes und motivirtes Projekt zurückzukommen — vielleicht wäre diese Summe dem Papa eher begreiflich für das Operngedicht, was ich Ihnen (Sie wissen: unter allen Umständen) zu liefern verspreche.

Vielleicht — gelingt es mir doch so, den Frieden für die „Meistersinger" zu erzwingen! — Lassen Sie sich daher inständigst gebeten sein! —

„Lohengrin" auf Freitag angeſetzt. Von morgen früh an die Orcheſterproben; bin beſtändig während dieſer Zeit im „Schwan".

Adieu! Herzlichen Gruß

Ihr

R. W.

Da mir einen Tag vorher mein Freund Dr. Schüler aus Wiesbaden geſchrieben hatte, daß ein Beſuch bei obengenannten Familien leicht zu dem gewünſchten Ziel führen könne, ſo offerierte ich Wagner, ſtatt ſeiner nach Wiesbaden zu fahren, um die Sache wenigſtens anzubahnen. Nach ſeiner Rückkehr von Frankfurt könne er dann leichter das Seine thun. Sofort antwortete er hierauf aus

Frankfurt, 8. September.

Liebſter Wendelin!

Ich erhalte ſoeben Ihren Brief und danke herzlich für Ihre Liebe! —

Sie erwecken mir Hoffnung für Wiesbaden: — wahrlich, das thut mir wohl! Hans hat mir eben traurig und hoffnungslos aus Berlin berichtet — und — die „Meiſterſinger" ſanken tief herab! Sie richten ſie wieder ein wenig auf. Gehen Sie Mittwoch nach Wiesbaden: der Dritte kann einzig, was der Eine ſo ſchwer kann. Ich bin ſo ſeltſam verzweiflungsvoll geſtimmt, — kommen Sie dann Donnerſtag zur Hauptprobe. Es ſoll und muß nun hier gehen. Heute hatte ich erſte Orcheſterprobe: Alles bleibt auf dem gemeinſten Frankfurter Niveau: ſoll ich abermals be-

währen, was eben der Geiſt vermag, ſo habe ich hier volle Gelegenheit dazu. Immerhin wird es eine wichtige Aufführung: meine Geduld ſtärkt ſich, wenn ich mir heimlich ſage, daß ich ſelbſt auch — Ihnen dadurch nützen kann! Ich hab's im Auge! —

Adieu, lieber Junge!

Von Herzen

Ihr

R. Wagner.

Beſagten Mittwoch machte ich mich alſo nach Wiesbaden auf, und in der That fand ich das Anliegen ſeitens der Betreffenden nicht ungünſtig aufgenommen. Sie wollten Wagner helfen, falls er nicht zu hohe Anforderungen ſtellen würde. Einmal in Wiesbaden, wollte ich es nicht verſäumen, alles aufzubieten und auf gut Glück für Wagner ſogar auf den — Bettel zu gehen! So ſchwer mir dies auch wurde, ſo überwand ich's doch und ſprach in der Nähe des Kurhauſes zu dieſem Behuf allerhand diſtinguiert ausſehende Perſönlichkeiten an, welchen ich den in der Nähe wohnenden großen Mann ſchilderte, der in verzweifelten Umſtänden dahin lebe und darben müſſe, während ſich andre vielleicht eine beſondere Ehre daraus machen würden, ihm hilfreich beizuſtehen. Natürlich holte ich mir dabei verſchiedene Körbe, mit Ausnahme eines Herrn, der ſich die Sache überlegen wollte und mir daher auf morgen Rendezvous im Kurhaus gab. Ihm zu lieb blieb ich in Wiesbaden und verſäumte die Hauptprobe in Frankfurt. Dieſes Opfer war zu groß und auch vergeblich; denn jener Herr kam nicht zur verabredeten Stunde.

Nun also Freitag zur Lohengrinaufführung nach Frankfurt! In Castel traf ich Mathilde Maier, die dem nämlichen Ziel zusteuerte. Wir fuhren nach dem „Schwan" und trafen Wagner in verhältnismäßig guter Stimmung. Gemäß meinen Mitteilungen war er nun bereit, nach seiner Rückkunft die Verhandlungen mit Wilhelmj und Rosenträger (scherzend sagte er Hosenträger oder auch Rosentreter) persönlich aufzunehmen.

Trotz der Nähe des Theaters wurde doch dorthin gefahren; denn sobald wir eingestiegen waren, brachte der Kellner einen mächtigen Reisesack. „Ja, wollen Sie denn abreisen?" rief ich erstaunt. Er: „Nein! Sie werden schon sehen, was es damit für Bewandtnis hat." Später sah ich's denn auch: nach jedem Zwischenakte kam er völlig umgekleidet heraus, weil er trotz seines ruhigen Dirigierens stark transpirierte.

Diesmal saß ich in einer der Parterrelogen links, und vor mir hatte Fräulein Mathilde Maier Platz genommen. Als Wagner erschien, wurde er von dem sehr zahlreichen Publikum mit brausendem Jubel empfangen, der mehrmals von neuem ausbrach. Erst als sich dieser vollständig gelegt hatte, und eine wahre Mäuschenstille eingetreten war, ließ er in sehr breitem Tempo die ätherisch-zauberhafte Einleitung erklingen, die sowohl nach Inhalt, Klang und Form (hier sogar die Haydnsche, mit Wiederkehr des Hauptthemas auf der Ober- und später in der Unterdominante) für mich das Schönste ist, was jemals aus seiner gottbegnadeten Feder geflossen. Als sich die berauschenden Violinklänge wieder im Aether verloren, woher sie gekommen, — brach abermals

ein herzbewegender Jubel aus, dem Wagner, ſichtlich ergriffen, mehrere Dankesverbeugungen darbringen mußte. Manchem wird es neu ſein, hier zu erfahren, daß dieſe wunderbare Einleitung urſprünglich nur das Adagio zu einer längeren Ouvertüre bildete, deren Allegro mit den Takten beginnen ſollte, die jetzt am Anfang des erſten Aktes ſtehen. Nach näherem Zuſehen ſtand aber dann Wagner, wie er mir ſelbſt mitteilte, von der Ausarbeitung einer eigentlichen Ouvertüre ab und ließ nur die Adagio-Einleitung als ſolche ſtehen.

Der ganze erſte Akt gelang vorzüglich, und auch der „polniſche General" machte ſeine Sache vortrefflich. Das grandioſe Finale, welches Wagner bei Beginn der Proben zum Teil zugenäht fand, und das er natürlich „auftrennen" ließ, machte in ſeiner majeſtätiſchen, unverkürzten Geſtalt einen wahrhaft impoſanten Eindruck. Auch der zweite Akt ging faſt ohne jede Störung vorüber. Leider verpauſierte ſich der Bläſer der Baßklarinette vor Aufgehen des Vorhangs um einen Takt. Als dies einige Zeit ſo unrichtig fortging und nicht anders zu helfen war, drehte ſich Wagner um und brachte den Mann mit einem ſcharf angehaltenen ß—t! zum Schweigen, der ohnehin ſchon unglücklich genug daran war, denn er mußte mitten in der erſten Sperrſitzreihe ſitzen und ſein ungefüges [1]) Inſtrument zwiſchen den

[1]) Ich ſage das nicht unbedacht; denn jeder nur einigermaßen erfahrene Dirigent wird ſich des Ritornells der Baßklarinette im fünften Hugenottenakt erinnern, das Marcels Trauungsſermon einleitet und bei dem Hinaufſteigen bei ſchlechter Bindung gern einen lokomotivartigen Pfiff hören läßt, der, wenn er trotz aller

Zuhörern blaſen, — weil im Orcheſter des alten Theaters kein Platz mehr für ihn war!

Die hinreißende Einleitung in den dritten Akt, der Brautchor, die ſüßen, herzbewegenden Schönheiten des Liebesduetts und deſſen erſchütternder Schluß nach der Frageſtellung kamen unter Wagners Zauberſtab zu ungeahnter Geltung. Der Zwiſchenvorhang fiel. Im Publikum war nur ein Entzücken. Wie bald ſollte es durch eine unvorherzuſehende Störung aus allen ſeinen Himmeln fallen! In dem folgenden, marſchartigen Satze paſſierte etwas, was in den Theaterannalen wohl einzig daſtehen dürfte: Die oben auf beiden Seiten neben der Bühne aufgeſtellten Trompeten in Es und E fingen, ſtatt hintereinander, zu gleicher Zeit an und machten ein wahrhaft haarſträubendes Konzert, welches Ohrenverrenkung und Darmverſchlingung hervorrufen konnte. Wagner hielt ſich entſetzt beide Ohren zu und wandte ſich mitleidig dem erſchrockenen Publikum zu. Als dann der Einſatz der E-Trompeten kam, blieben dieſe natürlich aus, da ſie ja ſchon ihr Stücklein mit ihren Kollegen in Es geblaſen hatten. Gar wunderlich nahmen ſich da die fortſchwirrenden Triolenfiguren der Saiteninſtrumente aus, denen nun der Halt fehlte. An dem ganzen Unglück war der Uebereifer Ignaz Lachners ſchuld. Auf der Probe hatte Georg Goltermann erſt auf der einen Seite die Es-Trompeten dirigiert und dann bequem Zeit gehabt, hinten herum zu gehen, um diejenigen auf der andern Seite zu

---

Vorſicht doch ertönt, in dieſer feierlichen Scene von der komiſchſten Wirkung iſt.

beaufſichtigen. Vor dem letzten Akt in der Aufführung kam jedoch Lachner auf die Bühne und meinte, Goltermann ſolle bei den Es-Trompeten bleiben, er, Lachner, wolle drüben die in E dirigieren; denn Goltermann könne ja leicht zu ſpät ankommen, da am Abend die Bühne hinten mehr zugeſtellt ſei, als dies bei den Proben üblich. Dieſe Offerte war alſo von Lachner durchaus gut gemeint; nur ſchade, daß er ſeine E-Trompeten viel zu früh losließ! So entſtehen oft Theaterunfälle trotz der beſten Abſicht der betreffenden Teile, und das Publikum, das die Urſache nicht kennt, iſt dann in ſeinem Urteil ſehr hart. Wohl hat es ein Recht, zu verlangen, daß derartiges nicht vorkomme, vergißt aber dabei, daß die Theaterleute auch nur Menſchen ſind, und daß es noch ein Glück iſt, wenn es wirklich nur mit ſolchen, nicht aber mit ihrem Gegenteil — der Beſtie im Menſchen — zu thun hat.

Trotz dieſer empfindlichen Störung war dennoch bald wieder der Ernſt und die weihevolle Stimmung zurückgekehrt, die dem ganzen Abend das Gepräge verliehen, an welchem Wagner zum erſtenmal in ſeinem Leben ſein unſterbliches Werk ſelber dirigierte. Die Enthüllung der Gralſage entzückte, der Abſchied Lohengrins von Elſa rührte zu Thränen, und als der Vorhang fiel und die letzten weihevollen Harmonien verklungen waren, vereinten ſich Orcheſter und Publikum zu einer ſtürmiſchen, nicht enden wollenden Demonſtration für Wagner.

Vor dem Theater harrten wir, Mathilde und ich, ſeiner im Wagen, bis er wieder umgekleidet erſchien und mit uns zum Hotel fuhr. Er klagte über heftigen Durſt, und

als der Wagen hielt, ſchrie er dem öffnenden Kellner entgegen: „Brühe! Brühe!“ Der Arme ſtand ganz verdutzt, da ergänzte ich: „Bringen Sie Bouillon hinauf,“ dem Wagner hinzufügte: „Aber keine Taſſe, ſondern einen ganzen Suppenkumpf voll!“ Der Kellner ſtürzte erleichtert fort, und wir ſtiegen die Treppe hinauf in Wagners Zimmer. Als nun der Kellner wirklich mit einem Suppenkumpf hereintrat, riß ihm Wagner denſelben aus der Hand, ſetzte ihn an den Mund und trank ihn auf einen Zug aus, dem Maul und Naſe aufſperrenden Kellner die leere Terrine wieder zurückgebend und die Worte hinzufügend: „Nach einem ungewöhnlichen geiſtigen Genuß iſt auch ein übermäßig materieller am Platz!“ Dann ſetzten wir uns und ſchwelgten in der Erinnerung an die unvergeßlichen Eindrücke dieſes denkwürdigen Lohengrinabends in Frankfurt a. M. am 12. September 1862.

Am nächſten Tag kehrte Wagner wieder nach Biebrich zurück, nachdem wir uns genau über das für ihn in Leipzig zu veranſtaltende Konzert beſprochen hatten. Gegen Abend wollte ich dorthin abreiſen, um es ſo raſch als möglich zu ſtande zu bringen. Zu dieſem Zweck gab er mir ein Schreiben an die Gewandhausdirektion mit. Als ich ihn beim Abſchied noch an Wilhelmj und Roſenträger erinnerte, ſagte er in durchaus ernſthaftem Tone: „Wahrhaftig, ich bin jetzt in ſolcher Lage, daß, wenn es mir angeboten würde, ich im ſtande wäre, um 5000 Gulden meine ganze Unſterblichkeit zu verkaufen!“ Ich ſagte: „Glücklicherweiſe müſſen Sie dieſe behalten und dürfen vorläufig auch noch deren Bürde tragen, die Ihnen doch gewiß einmal erleichtert

oder ganz abgenommen wird." Er ging dann wieder in den gewöhnlichen Scherzton über und ſächſelte: „Grüßen Sie mir mein Laibzig ſcheene und raiſen Se glicklich! Gott der Allgütige" — er wandte dieſe Abſchiedsformel niemals im ſeriöſen Sinne an, ſondern benutzte ſie nur, um über den Trennungsmoment wegzukommen — „Gott der Allgütige ſei mit Ihnen und begleite Sie allerwegen!" Ich ſagte: „Amen!", dann flogen wir uns in die Arme — und bald ſaß ich im „Dampfwagen", der uns auf einige Wochen voneinander trennte.

Vorbereitungen zum Konzert in Leipzig.

Sofort nach meiner Ankunft beſuchte ich meinen Freund Karl Riedel, um mich der Mitwirkung ſeines Vereins zu verſichern, welche mir ſogleich zugeſagt wurde. Dann ſchrieb ich an Schnorr v. Carolsfeld nach Dresden, welcher mir umgehend in folgendem Schreiben ohne Datum antwortete:

Geehrter Herr!

Rechnen Sie auf meine Hülfe! Wenn ich Urlaub bekomme (und in Verweigerung ſolches iſt man hier augenblicklich groß) ſteht Ihnen und Ihrer Sache meine Kehle zur Dispoſition. Etwas anders aber iſt es mit meiner Frau; ſie iſt in hieſiger Gegend als dramatiſche Sängerin noch unbekannt, wird aber in nächſter Zeit vor dem Publikum als ſolche erſcheinen; daß ſie nun vorher im Konzert (und das Konzertſingen

iſt meiner Frau Sache nicht) ſingen ſoll, trifft ſich höchſt ungelegen; ich bitte Sie daher, auf ihre Mitwirkung zu verzichten, ſo gern und freudig bereit ſie ſonſt iſt, in dieſer Sache etwas zu thun. Damit Sie aber vor Allem ſich in nächſter Zeit nicht ſchon auf mein Kommen verlaſſen, ſage ich Ihnen, daß bis zur zweiten Woche des Oktobers an ein Fortkommen von hier nicht zu denken iſt. Wir haben nächſte Woche hier Verſammlung ſämmtlicher Kapellmeiſter wegen einer Berathung in Sache einer gemeinſchaftlichen Stimmung in Deutſchland, bei welcher Gelegenheit mehrere Opern dieſen Meiſtern der Kapelle vorgeſetzt werden ſollen: 28. Sept. „Idomeneus" in Stimmung aus Mozarts Zeit (hieſige Kircheninſtrumente), 30. Roſſinis „Tell" in hieſiger, dann am 3. Okt. „Armide" in Mozartſcher und endlich am 7. Okt. „Euryanthe" in hieſiger Stimmung. Bei dieſer Gelegenheit ſing' ich in „Armide" und „Euryanthe" zum erſten Male, habe alſo vollauf zu thun. Iſt dieſe Zeit vorbei, dann kann ich wohl auf einen Urlaub rechnen, der mir es erlaubt, Ihr Konzert mitzumachen. Und wie gern würde ich es thun und werde ich es thun, da es den Zweck hat, Wagner eine ruhige Arbeitszeit zu ſchaffen. Ich habe hier ſo einen alten Schulgenoſſen und Baron, der ſehr reich und blödſinnig iſt, entdeckt. Leider ſcheitert mein Bemühen, aus dieſem Geldſack ein Kapital zu erlangen, an der Perſon des Vormunds, der wohl eine jährliche Ausgabe für die Armen von tauſend Thalern bewilligt, aber nur deßhalb, weil es in der

Zeitung ausposaunt wird. So ist selbst der Blödsinn gehindert, in dieser Sache etwas zu thun, und ich hätte gejubelt, wenn ich da ein paar Tausend erwischt hätte, um Wagner eine Spanne ruhiger Arbeitszeit zu verschaffen. Wenn nur dieser unglücklichen Geschichte ein Ende gemacht werden könnte; es ist zu traurig! Ein Mann mit dieser unerschöpflichen Schöpferkraft muß wie ein gewöhnlicher Mensch für das tägliche Bedürfniß sorgen, muß seinen Geist erniedrigen, indem er auf Mittel sinnt, seine Gläubiger zu befriedigen. Es ist die traurigste und zugleich lächerlichste Geschichte, die ich auf meiner Lebensbahn bis jetzt gesehen!

Meine Adresse ist: Wienerstraße Nr. 3, 1. Etage.

Mit freundlichstem Gruß

Ihr

Schnorr v. C."

Somit mußte also wegen Nichterscheinens von Frau Schnorr von dem großen Tristanduett Abstand genommen werden, und da auch die Mitwirkung des Herrn Schnorr selbst noch in Frage stand, so beschloß ich, um eventuell die Zeit ausfüllen zu können und mit einem größeren Werk vor die Oeffentlichkeit zu treten, zu meinem ersten Satze der Toggenburgsymphonie noch ein Adagio, ein Scherzo und einen Finalsatz zu schreiben. Und alles dies in den vier oder fünf Wochen, welche bis zum Konzert noch frei waren! Selbst dies nicht einmal; denn es gab während derselben noch gar viel andres zu erledigen, Korrespondenzen, Gänge, Besuche, Chorproben, Stimmkorrekturen ꝛc. ꝛc. Eine solche

Maſſenarbeit ladet ſich wahrlich nur die verwegene Jugend auf! Bald ſollte jene auch noch von Biebrich her beträchtlich geſteigert werden, denn Wagner hatte immer neue Wünſche, die ich ihm erfüllen mußte. Dazu kam noch eine Angelegenheit, deren Erledigung immer drängender und unumgänglicher wurde: Wagner ſollte von allen Lebensſorgen und Nöten endgültig befreit werden durch Veranſtaltung einer Nationalſubſkription! Mir und andern ſchien das der einzig mögliche Weg zu ſein, ihm ein für allemal zu helfen. Ich wandte mich zunächſt an Hans v. Bülow, um deſſen Meinung über die Art und Weiſe der Ausführung zu erfahren, ihm zugleich einige Perſönlichkeiten nennend, die ſich eventuell an die Spitze ſtellen könnten. Wer als ſogenannter Reichsverweſer in meinem Brief genannt war, kann ich mit dem beſten Willen mich heute nicht mehr erinnern. H. v. Bülow ſchrieb mir hierauf nicht gleich; ich ſandte ihm daher einen Brief meines Freundes Friedrich Städel, der in dieſer Sache ebenfalls thätig war. Hierauf kam nun folgende Antwort:

Berlin, 23. Sept. 1862.
10. Schönebergerſtraße.

Lieber Herr Weißheimer!

Der ſogenannte Reichsverweſer iſt nicht der geeignete Mann zu der projectirten Unternehmung, die ich übrigens ſeit lange als leider unausweichlich erkennen muß. Es wird nichts nützen, fürchte ich, wenn er ſich an die Spitze ſtellt — zudem wird ſein Organ in Süddeutſchland, wo für den Augenblick mehr zu erzielen wäre als z. B. bei uns — wenig

oder faſt gar nicht geleſen. Röckel in Weimar oder Coburg (ich weiß nicht, wo er ſich eigentlich etablirt hat) dürfte beſſere, wirkſamere Dienſte leiſten können durch Schrift und ſonſtige Propaganda. Von Biebrich aus ſchon wollte ich in dieſer Sache an ihn ſchreiben — Wagner, den ich ſo dumm-gewiſſenhaft war, davon in Kenntniß zu ſetzen, opponirte aber ganz rabbiat. Nun — das wird er wohl jetzt nicht mehr thun.

Ach Himmel — die Sache hat ſo viele Bedenklichkeiten — es kann gräßliche — Schweinereien in der Preſſe geben — und wie wird die Würde des Meiſters dabei unbefleckt gewahrt werden können? Aber ſchließlich iſt ja kein anderer Ausweg da. Die Fürſten, die Ariſtokraten, die Bankiers — einzeln genommen — ſind zu nichts zu bringen — alſo bleibt keine andre Wahl als unbeſchränkte, ausgedehnteſte Oeffentlichkeit — Appell an die Anſtändigen, Liberalen in der Nation „en masse“.

Liszt fragen — unnöthig. Er war ſtets dagegen — wird es auch jetzt noch ſein. Zudem — iſt er jetzt zu tief erſchüttert vom Tode ſeiner Tochter Blandine Ollivier, deſſen Trauerkunde auch bei mir die troſtloſeſte Wirrniß hervorgebracht hat. Um die alte, vortreffliche Mutter Liszts, die die Kinder auferzogen hat und in ihren letzten Tagen Eines nach dem Andern [1]) dahinſterben ſehen muß, einigermaßen zu tröſten, bringe ich das Opfer, Frau und Tochter nach Paris

[1]) Nicht lange vorher war Liszts einziger Sohn Daniel ſeiner Schweſter Blandine in den Tod vorangegangen. D. V.

reiſen zu laſſen. Ich bin entſetzlich angegriffen durch die Sache und einer Initiative für jetzt in der Wagnerſchen Angelegenheit nicht mächtig. Entſchuldigen Sie alſo, daß ich auf Ihre neulichen Zeilen nicht geantwortet und mich auch heute der Kürze (!) befleißen muß. Noch dazu, da ſolche Eile iſt — in einer Unternehmung, welche die raffinirteſte Ueberlegung heiſchen würde.

Ihres Freundes Städels Brief iſt übrigens eigentlich in Allem nur zu unterſchreiben. Das Hauptintereſſe bleibt: der Meiſter muß der Sorge enthoben werden, ein für alle Mal, um in den Stand geſetzt zu ſein, ſeine künſtleriſche Miſſion zu vollenden. Der Zweck würde alſo ſicher die Mittel heiligen, wenn in denen, wie der Fall iſt, nicht weiter gewählt werden kann. Konſultiren Sie Brendel, tragen Sie ihm die Sache vor, ziehen Sie aber noch andre hinein, z. B. David. Trotz allem, was ſich dagegen ſagen ließe, ich bin überzeugt, er kann der Sache dienlich ſein.

Die Herren in Wiesbaden, die ſich wirklich eine Ehrenkrone verdienen, ſollen nur, ſobald wie möglich, ihren Aufruf redigiren. (Raff hat dazu meiner Anſicht ein ſehr geeignetes Talent.) Der Aufruf müßte vom Mittelpunkt ausgehen, von Frankfurt; die Verbreitung u. ſ. w. wird ſich ſchneller ausführen laſſen, als vielleicht zu wünſchen wäre. Vor Allem Nichtmuſiker hinzuziehn — zum Beiſpiel in Berlin den Profeſſor Werder, einen alten Verehrer von Wagner (ſeit 1846) — wenn möglich auch Geſchäftsleute, ſolche

Individuen, in deren Händen Circulation des Geldes ſtattfindet.

Alſo — mein Rath iſt — vorwärts, ohne Rück- und Seitenblicke. Brendel montiren — und ihn vor Allem den Fürſten v. Hechingen (in Löwenberg, Schleſien. D. Verf.) ſogleich in Kenntniß ſetzen zu laſſen. Wozu bezieht er (Brendel? D. Verf.) ſeine Penſion?

Frankfurt und Leipzig ſind vorläufig (ſehr vorläufig) genügend, die Sache gemeinſchaftlich in Anregung zu bringen. In Städten, wo ein Hof, muß dieſer an die Spitze treten, ſonſt folgt Niemand nach. An die ſogenannten Muſikautoritäten, wer könnte hier zum Beiſpiel an dieſe denken? Es wäre doch infam, Meyerbeer auf der Liſte der Subſkribenten zu ſehen, infamer für Wagner als für Meyerbeer. [1])

Ich bin für — allgemeinſte Oeffentlichkeit, wenn einmal überhaupt Oeffentlichkeit ſtattfinden muß, und ſo ſcheint es.

Gehen Sie alſo los, voran in Leipzig!

Schreiben Sie mir gelegentlich, wie ſich die Sache anläßt — in einigen Tagen hoffe ich etwas mehr auf dem „Damm" zu ſein. Unterdeſſen kann man ja überlegen und einen geſcheudten Einfall haben.

Eilig — wie Sie wollten — und darum wenig nützlich als Rathgeber

Ihr freundſchaftlich ergebener

H. v. Bülow.

---

[1]) Sehr richtig! Leider aber war daran nicht Meyerber ſchuld, der Wagner gegenüber ſtets äußerſt generös geweſen. D. V.

P. S. Unglaublich, daß die Stadttheaterdirektion in Frankfurt a. M. kein gehöriges Honorar herausgerückt — unglaublich übrigens, was in vierzehn Tagen an „Geld" consumirt werden kann!

Dieser letzte Satz bezog sich auf Wagner, bei dem schon wieder Ebbe eingetreten war, trotzdem ich ihn doch erst kurz vorher flott gemacht hatte. Bülow wußte sicher hierüber Näheres, wie aus seiner letzten Bemerkung hervorgeht; wahrscheinlich schrieb ich es ihm selber, um ihn über Wagners Lage zu orientieren. — Schon in Biebrich fragte mich Bülow einmal: „Haben Sie denn keine Idee, wo er das Geld, das er sich immer im Notfall zu verschaffen weiß, so schnell hinbringt? Sie sind doch immer um ihn, Sie müßten es doch wissen." Ich sagte, ich hätte davon keine Ahnung. Die kleinen Verschwendungen, wie zum Beispiel gelegentlich der Fahrt nach Wiesbaden, wo er sich von dem Droschkenkutscher nicht habe herausgeben lassen, seien doch nicht derartig ins Gewicht fallend, daß sie so schnell einen größeren Betrag aufzehren könnten. Heute sei er im Besitz von mehreren hundert Gulden, und im Handumdrehen seien sie fort. Seine Kunst im Geldausgeben sei mir rätselhaft. „Und mir ist es rätselhaft," fuhr Bülow fort, „daß er sich allemal das Nötige wieder zu verschaffen weiß, wenn er es durchaus haben muß — am Ende ist er ein noch größeres Finanzgenie, als er Dichter- und Musikgenie ist. Wie oft habe ich ihn nicht schon in ersterer Eigenschaft bewundert!"

Was Bülows Bemerkung über die Stadttheaterdirektion in Frankfurt anbetrifft, so ist sie dahin zu berichtigen, daß

Herr v. Guaita kurz nach der Lohengrin-Aufführung ſeinen Kaſſier oder einen ſonſtigen Beamten der Verwaltung nach Biebrich ſandte, um Wagner ein anſehnliches Honorar auszahlen zu laſſen; dieſer habe es jedoch nicht angenommen und ſich damit begnügt, daß die Direktion vor ſeiner Abreiſe die Hotelrechnung für ihn beglichen hatte. So las ich jüngſt in einer Frankfurter Zeitung, und es wird auch wohl ſo richtig ſein; denn ich erinnere mich, daß ſich mir gegenüber Wagner damals in ähnlicher Weiſe ausſprach, nämlich kein Honorar annehmen zu wollen. Das Dirigieren des „Lohengrin" war für ihn eine Ehrenſache, für welche er ſich nicht bezahlen ließ — ſo war er nun einmal.

In betreff der Hauptſache des Bülowſchen Schreibens that ich mich nun ſo viel als möglich, und ſoviel ich Zeit hatte, in Leipzig um. Dr. Brendel wollte an den Fürſten nach Löwenberg ſchreiben, und ich ſchrieb nach Mainz und Wiesbaden. Ein Beſuch bei Frau Advokat Stöche in Leipzig fiel wider Erwarten ſchlecht aus, denn ſie wollte plötzlich nichts mehr von der „Zukunftsmuſik" wiſſen, als es ans Zahlen gehen ſollte. Auch hatte es Liszt einmal mit ihr verdorben, der, von ihr lange um ein Klavierſtück gequält, endlich aufſtand und ſie durch ein herrliches Gliſſando über die Taſtatur mit dem — Stiefelabſatz regaliert haben ſoll. Selbſtverſtändlich unterließ ich's, zu Frau Livia Frege zu gehen. Aber zu Konrad Schleinitz mußte ich gehen, dem intimen Freund Mendelsſohns, der ihm auch ſein unvergänglichſtes Werk, den „Sommernachtstraum", gewidmet hatte. Während meiner Konſervatoriumszeit war mir Schleinitz, als Direktor der Anſtalt, immer ſehr ge-

wogen — trotz meiner „Richtung“, die ihm natürlich nicht gefiel. Jetzt handelte es ſich darum, den Gewandhausſaal und das Orcheſter zu bekommen, ſowie einen paſſenden Tag für mein Konzert zu vereinbaren — Dinge, über welche Herr Schleinitz hauptſächlich zu verfügen hatte. Ich ſuchte ihn alſo bald nach meiner Ankunft in ſeinem gemütlichen kleinen Haus in der Nähe der alten Pleißenburg auf und wurde recht freundlich aufgenommen. Wir nahmen Platz, und als er von dem beabſichtigten Konzert hörte, fragte er, wer in demſelben mitwirken ſolle. Ich ſagte: Der Riedelſche Verein, Herr v. Bülow, Schnorr v. Carolsfeld und Richard Wagner. Kaum hatte ich letzteren genannt, da fuhr mir ſein Pinſcher, der vorher ruhig unter dem Tiſch gelegen hatte, mit heftigem Gekläff gegen die Beine. Nur mit Mühe konnte Schleinitz das Tierchen beruhigen. Ich mußte wegen ſeines zufälligen Auffahrens bei dem Worte Wagner unwillkürlich lachen und bemerkte ſeinem Herrn: „Der Hund iſt aber erſtaunlich gut abgerichtet,“ worauf mir Schleinitz zurückgab: „Ja, er hat — Geſchmack.“ Natürlich verdroß mich dieſe äußerſt feine Bemerkung nicht im mindeſten, denn über Geſchmackſachen läßt ſich bekanntlich nicht ſtreiten. Zudem hatte ich ja auch eine derartige Antwort eigentlich provoziert; nur war ich davon überraſcht, daß Schleinitz gleich eine ſo gute fand, die übrigens die damaligen Begriffe der feinen Geſellſchaft über Wagner vortrefflich illuſtriert. Trotzdem ich alſo nach ſeiner Meinung keinen Geſchmack hatte, bewilligte mir Schleinitz dennoch den Saal und das Orcheſter — und das war die Hauptſache, denn nun war ich am Ziel. Im beſten Einvernehmen verab-

ſchiedete ich mich von dieſem liebenswürdigen, zierlichen Mann, der, urſprünglich Rechtsgelehrter, dann ein ſehr einflußreiches Mitglied des Konzertdirektoriums wurde, dem es auch ſeinerzeit gelang, Mendelsſohn als Dirigent der Gewandhauskonzerte zu gewinnen.

Als Konzerttag wollte ſich vor Ende Oktober kein paſſender finden laſſen; ich vereinbarte daher mit Schleinitz, den Letzten genannten Monats dafür zu fixieren. Hiervon gab ich Wagner, Schnorr und Hans v. Bülow Nachricht, mit der Bitte um Antwort. Von erſterem lief dann folgendes längere Schreiben ein:

Biebrich, 30. September 1862.

Liebſter Wendelin!

Ich danke für Ihre Nachrichten! Auch kann ich mir jetzt erklären, wie es kommt, daß ich — den Zeitungen nach — nächſtens in Leipzig „Conzerte" dirigiren werde. Der 31. Oktober iſt mir ganz recht; einzig wäre es ſtörend, wenn ich zuvor nach Wien abberufen werden ſollte; hierüber erwarte ich in dieſen Tagen eine Nachricht, nach deren Eingang ich Sie ſofort avertiren werde. Für jetzt halten wir nur am Reformationstage feſt: am Ende könnte ihn ſelbſt mit Wien ermöglichen. —

Wenn ich — trotz Ander![1]) — nach Wien gehe, ſo bringe ich hiermit übrigens nur meiner ſo gedankenlos von den „Freunden meiner Kunſt" vernachläſſigten Lage ein Opfer. Nach meinem Wunſch

[1]) Erſter Tenor, aber damals öfters leidend. D. B.

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] mit den Betreffenden [illegible] wurden. Gewiß hatte Wagner [illegible] T. W.

[illegible] T. W.

[illegible] T. W.

Jetzt leben Sie wohl, denken Sie an „Schwestertreue — Ritter — Liebe“ [1]), und sorgen Sie, daß Sie mir in dem gewaltigen Leipzig keine Schande machen: denn Sie werden's schwer haben; aber — „wagen“ muß man, namentlich wenn man mit „Wagner“ zu thun hat!

Gott der Allgütige u. s. w.

Ihr

Richard Wagner.

Da er nach Absendung des vorstehenden Briefes die von Wien erwartete Nachricht erhalten, schrieb er gleich wieder:

Biebrich, 1. Oktober 1862.

Also, liebster Wendelin, — am 31. Oktober: abgemacht! Mit Wien — wenn's was wird — wird erst später; ich hab' Nachrichten von Esser [2]), die ziemlich flau klingen.

Dieß für heute! Lassen Sie bald wieder etwas hören oder wenigstens sehen!

Ihr

R. W.

Es schien nun alles so weit in Ordnung zu sein; an Bülow war nicht zu zweifeln, und gerade in Rücksicht auf Schnorr wurde der Konzerttag auf Ende Oktober verlegt,

---

[1]) Anspielung auf meine zu vollendende Toggenburgsymphonie. D. V.

[2]) Hofkapellmeister am Kärntnerthortheater. Heinrich Esser, ein geborener Mainzer, zeichnete sich auch als Liederkomponist aus.

weil er da hoffen konnte, fortzukönnen. Mit Aufgebot aller Kraft arbeitete ich an meiner Symphonie, aber ſchon nach wenig Tagen kam neue Arbeit aus Biebrich, die ſich in folgenden Zeilen ankündigte:

Biebrich, 5. Oktober 1862.

Liebſter Wendelin!

Es geht nicht! Ruhe iſt mir noch nicht gegönnt: mein Arbeiten hat keinen Sinn! Ich muß zuvor meiner Lebenslage eine wirkliche Grundlage geben, um mein fünfzigſtes Lebensjahr mit Würde und Anſtand antreten zu können.

So bin ich denn entſchloſſen, von Leipzig nach Wien zu gehen: an den „Triſtan" mit Ander iſt nicht zu denken; vielleicht ſtudir' ich (mit den neuen Scenen) den „Tannhäuſer" dort ein. Abgeſehen davon will ich aber ein großes Conzert dort geben, das ich vielleicht mehrmal wiederholen kann. Hierzu ſtelle ich mir ein Programm aus allen meinen noch unaufgeführten Werken zuſammen. Dies vorzubereiten bin ich jetzt beſchäftigt. Vor Allem iſt es mir nöthig, mich guter Kopiſten zum Ausſchreiben zu verſichern. Dieſe ſind, ſo viel ich weiß — vortrefflich in Leipzig vorhanden, und Härtel muß zum Beiſpiel welche nachweiſen können. Seien Sie ſo gut, engagiren Sie in meinem Namen ſofort etwa drei Kopiſten: ſie haben mir im Laufe dieſes Monates Oktober das ganze Programm für ſehr großes Orcheſter auszuſchreiben, folglich ſind drei nicht zu viel; lieber noch einen mehr (aber gut und zuverläſſig). Ich ſchicke Ihnen dann in den aller-

nächſten Tagen bereits einen Theil des Auszuſchreibenden. Die Koſten dieſer Kopialen beſtreiten wir, denke ich, aus der Konzerteinnahme, von der Sie ja große Erwartungen haben. — Mein weiterer Plan iſt folgender: wenn ich mit den Conzerten in Wien fertig bin, möchte ich dieſelbe Aufführung in Leipzig (wenn möglich!) wiederholen. Ganz unter der Hand könnten Sie ſich daher nach der geeigneten Zeit erkundigen, wann dies etwa auszuführen wäre. Dann gedächte ich Berlin heimzuſuchen, wozu mir Hans an die Hand gehen ſoll. Dann etwa wollen wir ſehen, ob ich mir gründliche Ruhe für einige Zeit und Biebrich erobert habe. —

Was nun zunächſt unſer Conzert in Leipzig betrifft, ſo iſt mir ein Scrupel darüber angekommen, ob es — für die Erwartungen des verhoffter Maßen ſehr zahlreich ſich einſtellenden Publikums — ſich der Mühe verlohnen wird, wenn ich grade nur dies eine Stück — Vorſpiel zu den „Meiſterſingern" — aufführe. Es kommt mir vor, als ſollte ich dann noch etwas leiſten. Sind Sie — und Andere — der gleichen Meinung, ſo ſchlage ich folgendes vor.

„Fragment aus ‚Triſtan und Iſolde':

a) Vorſpiel.

b) Schlußtempo der Oper (ohne Geſang)."

Dies wäre ſo zu machen: nach dem Vorſpiel, ganz wie es in der Theaterpartitur ſteht, mit dem Halbſchluß auf G in den Bäſſen, würde — ohne Unterbrechung — folgen Partitur Seite 425 — zweites

System „mild und leise". Das Ganze würde so zwei schöne — sich ergänzende — Gegensätze bilden; namentlich der Schluß war in der Wiener Probe ungemein wirkungsvoll.

Das Ganze würde ich etwa betiteln:

a) „Liebestod". Vorspiel.

b) „Verklärung". Schluß der Oper.

Erwägen Sie das. Ich bin dazu bereit. Die Stimmen können Sie von Härtels bekommen: fragen Sie dort gleich nach!

Nun! Gott befohlen! Lassen Sie bald hören!

Ihr

Richard Wagner.

Der Vorschlag, außer dem „Meistersingervorspiel" noch ein andres Stück zu bringen, gefiel mir natürlich außerordentlich. Ueber die zu treffende Wahl beriet ich mich mit Brendel und Riedel. Beide waren mit mir der Meinung, Wagner statt der Tristannummer, die erst gelegentlich der Leipziger Tonkünstlerversammlung gehört worden war, die Tannhäuser-Ouvertüre vorzuschlagen. Wagner schrieb mir hierauf:

Biebrich, 12. Oktober 1862.

Liebster Wendelin!

Also gut: Tannhäuser-Ouvertüre! Mir auch recht. Denn was ich jetzt im Sinne habe, ist reines Effektmachen, um — zu Geld zu kommen.

Deshalb auch ein ruhiges Wort über das finanzielle Projekt in Bezug auf dieses Conzert. Sie boten mir den Ertrag desselben an. Gewiß ist das eine

eigene Sache, und wie ich die Einnahme eines Conzertes, welches immerhin von Ihnen veranſtaltet und auf Ihren Namen gegeben wird, mir ſchenken laſſen ſoll, begreife ich nicht recht. Aber — ich nehme dieſe Einnahme als ein Darlehen von Ihnen an und erſtatte Ihnen dieſelbe in irgend welcher Ihnen dienenden Weiſe wieder — ſelbſt vielleicht aus meinen eigenen ſpäteren Conzerteinnahmen. Denn — auf der andern Seite bin ich für alle meine Hoffnungen auf Hülfe einzig und allein auf dieſe möglich mir in Ausſicht geſtellte Einnahme in Wahrheit angewieſen.

Mir iſt, ſeitdem Sie mich verlaſſen, auch nicht von Einer Seite her nur in irgend etwas geholfen worden. Meine Frau, die ich in die allergrößte Verlegenheit geſetzt habe, war genöthigt, auf kürzeſte Friſt in Dresden ſich Geld aufzunehmen, wofür ich gut ſein muß. Wie ich hier Ende des Monats fortkommen will, iſt mir noch ein Räthſel. Unter ſolchen Umſtänden bleibt die Ausſicht auf Ihr Darlehen bezüglich der Leipziger Conzerteinnahme wirklich und wahrhaftig meine einzige Hoffnung.

Ich ſende heute an Sie auch bereits die Partitur des „Rheingolds“ ab. Zwei Fragmente ſind darin zum Ausſchreiben und — wie ich glaube — unfehlbar genau bezeichnet. Doch bitte ich Sie, dem Kopiſten Alles noch ſehr genau auseinander zu ſetzen. Was die Partien der Harfen betrifft, ſo bitte ich Sie, falls in Leipzig ein paſſabler und ſachver-

ſtändiger Harfenſpieler exiſtirt, dieſen in meinem Namen darum anzugehen,

1. die Partien ſelbſt zuvor (der Practicabilität wegen) durchzugehen und zu verändern, was in dieſer Hinſicht nöthig ſein ſollte,

2. die ſechs Harfen (unter Ihrer Mithilfe) für vier und für zwei zu reduziren. In Wien und Berlin gedenke ich die vier Harfen wohl aufzutreiben; in Leipzig wird es ſchon mit zwei ſchwer werden. Derjenige ſachverſtändige Muſiker, der ſich dieſer Arbeit unterzieht, ſoll — wie ſich von ſelbſt verſteht — für ſein Arrangement von mir förmlich honorirt werden. Der Kopiſt müßte dann beide Arrangements, d. h. eines für vier und eines für zwei Harfen, apart ausſchreiben, ſo daß ich für beide Arten der Ausführung die Stimmen jeder Zeit zur Dispoſition hätte.

Die Baßclarinette ſoll im Violinſchlüſſel (mit der nöthigen Octavenveränderung) ausgeſchrieben werden: die unglücklichen Clarinettiſten beklagen ſich bei mir, durch den Baßſchlüſſel konfus zu werden. — (Ich glaube, auch die Baßtuben [in B] werden durchgängig ſo geſchrieben werden müſſen, weil's die Militärmuſiker nicht anders wiſſen.)

So, — nun habe ich Ihnen einſtweilen genug aufgegeben. — In zwei Tagen ſchicke ich die „Walküre" nach. Beſtellen Sie dazu immer einen zweiten Kopiſten.

Und jetzt Glück auf zum „Toggenburg". An

Fleiß und Eifer fehlt's Ihnen Gott sei Lob nicht! und das ist schön und macht mir Freude.

Adieu, Bester! Von Herzen

Ihr

R. W.

Leider kam nun aus Dresden die unangenehme Nachricht, daß das Urlaubsgesuch Schnorrs seitens der Intendanz abschläglich beschieden worden war. Schnorrs rührenden Absagebrief habe ich leider nicht mehr in Händen;[1]) ich erinnere mich jedoch, daß er mir den Rat gab, Wagner zu veranlassen, dieserhalb nach Dresden zu schreiben: Ihm, dem Meister, werde man doch wohl die Bitte nicht abschlagen. Sofort schrieb ich nach Biebrich und erhielt folgende Nachricht:

(Ohne Datum).

Soeben an den Dresdener Intendanten geschrieben. Wollen hoffen!

Ihr

R. W.

Inzwischen war die angekündigte Partitur des „Rheingolds" bei mir eingetroffen. Die verlangten Kopisten hatte ich aufgetrieben und auch alles übrige besorgt. Eh ich die Kopisten an die Arbeit gehen ließ, hatte ich vorsichtshalber bei Wagner angefragt, ob ihm nicht etwa eine Reduktion derjenigen Instrumente erwünscht sei, die bei Konzertaufführungen nicht gebräuchlich, deren Herbeiziehung daher auf Schwierigkeiten stoßen dürfte. Dieser gutgemeinte Vorschlag hätte ihn beinahe bös gemacht, denn er schrieb:

---

[1]) Wahrscheinlich schickte ich ihn Wagner. D. V.

(Ohne Datum).

Beſter Wendelin!

Was fällt Ihnen ein, daß die Inſtrumentation im „Rheingold“ u. ſ. w. geändert werden ſoll? Keine Idee! Alles bleibt, wie es iſt; die Tuben, wenn auch unter anderem Namen, find' ich überall — namentlich in Wien — beim Militär. Alſo laſſen Sie das! Ich ſchrieb einzig von den Harfen. Leſen Sie das doch nochmals genau durch! —

Von Kahnt noch nichts angekommen. Jede, jede Hülfe iſt mir willkommen: kann er im Augenblick nicht mehr, ſo ſind auch hundert Thaler gut. Denken Sie nur, wie ich dran bin — nicht das Mindeſte hat ſich mir geboten. Ich begreife nicht, wie ich hier fort ſoll!

Adieu! Für Schnorr hoffe ich auf meinen Brief! Von Herzen

Ihr

R. W.

Sofort ging ich zu Kahnt, ihm ſagend, das betreffende Liederheft könne er nun, ſtatt der erſtverlangten fünfzig Friedrichsdor, bedeutend billiger haben, nämlich für hundert Thaler; nur müſſe er dieſelben ſofort nach Biebrich ſenden. — Von dort kündigte ſich wieder neue Arbeit an, und dabei ſollte man eine Symphonie komponieren! Diesmal war das Penſum folgendes:

Biebrich, 14. Oktober 1862.

Liebſter Wendelin!

Ich ſchicke heute die zweite Sendung an Sie ab. Laſſen Sie ſich doch die Mühe nicht verdrießen, mir

jedesmal mit einem Worte anzuzeigen, ob die Sendung richtig an Sie gelangt ist. Die heutige enthält geradeswegs Unersetzbares: die Partitur der „Walküre“ und die zwei Schmiedelieder des „Siegfried“. Was diese letzteren betrifft, so habe ich zwar in der Angabe, wie sie hergerichtet werden sollen, die größte Genauigkeit angewendet, so daß gewiß gar nicht zu fehlen ist: das Manuskript selbst ist aber doch keine eigentliche Reinschrift der Partitur und wird hier und da wohl nur dem Eingeweihteren vollkommen verständlich sein. Wählen Sie also dazu den intelligentesten Kopisten, und gehen Sie ihm außerdem mit den nöthigen Erklärungen des Manuskriptes zur Hand. Die Instrumente sind nicht immer regelmäßig unter- und übereinander gesetzt; jedoch sind sie auf jeder Seite durch Abbreviaturen bezeichnet. Also, ich verlasse mich auf Ihre Beaufsichtigung.

Aus der „Walküre“ sind drei Bruchstücke gewählt: „Siegmunds Lenzeslied“ (erster Akt) — der „Walkürenritt“ (Anfang des dritten Aktes) und „Wotans Abschied von Brünnhild“, Schluß des Ganzen. Der „Walkürenritt“ soll vom Orchester allein gespielt werden, ohne Singstimmen. Es war schwer, dies Stück passend herzurichten; ich mußte in der Partitur bald vor, bald rückwärts greifen. Doch ist Alles, wie Sie finden werden, unfehlbar angeordnet; auch habe ich einen besonderen Konduktor beigegeben.

Nun erhalten Sie nächstens noch eine kleine Sendung. Einen Schluß zu dem Andante der Liebes-

würde ich mich jetzt ein halbes Jahr in meinem nun für den Winter hergerichteten Biberneſte einſchließen und nicht eher wieder aufmachen, als bis die „Meiſterſinger" fertig wären. Ich gedenke morgen endlich wieder an meine Arbeit zu gehen: daß ich das Manuſkript vom Vorſpiel nicht habe, iſt mir ſehr unlieb. [1])

Ihrem Zureden, Wihelmj — Roſentreter zu vertrauen, nachgegeben zu haben, mußte ich ſchmerzlich bereuen: ich wurde auf eine elende Weiſe hingehalten, um ſchließlich gänzlich, ohne jede Art von Hülfe, entlaſſen zu werden. [2]) Es hat mir dieß ganze Erfahrniß eine große Lehre gegeben. Ich hab' ſelten einen Monat trauriger hingebracht. — Doch —, nichts mehr hierüber!

Herr Kahnt hat mir — vermuthlich auf Ihre Anregung [3]) — geſchrieben, Muſikzeitung und Liederverlag angeboten. Sagen Sie ihm, ich hoffe ihn nächſtens in Leipzig zu ſehen und zu ſprechen. Will er mir ſofort für ein Heft Lieder, heute übers Jahr von mir zu liefern, fünfzig Friedrichsd'or zahlen, ſo würde ich beſtimmt darauf eingehen. Ich ſage ihm aufrichtig, daß dieß der einzige Weg iſt, ſeinerſeits etwas von mir zu erlangen.

---

[1]) Ich hatte es in Leipzig, um die Orcheſterſtimmen ausſchreiben zu laſſen. D. V.

[2]) Nach gepflogener Rückſprache mit den Betreffenden mußte mich dieſes negative Reſultat ſehr wundern. Gewiß hatte Wagner zu viel verlangt. D. V.

[3]) In der That. D. V.

Jetzt leben Sie wohl, denken Sie an „Schwestertreue — Ritter — Liebe“ [1]), und ſorgen Sie, daß Sie mir in dem gewaltigen Leipzig keine Schande machen: denn Sie werden's ſchwer haben; aber — „wagen“ muß man, namentlich wenn man mit „Wagner“ zu thun hat!

Gott der Allgütige u. ſ. w.

Ihr

Richard Wagner.

Da er nach Abſendung des vorſtehenden Briefes die von Wien erwartete Nachricht erhalten, ſchrieb er gleich wieder:

Biebrich, 1. Oktober 1862.

Alſo, liebſter Wendelin, — am 31. Oktober: abgemacht! Mit Wien — wenn's was wird — wird erſt ſpäter; ich hab' Nachrichten von Eſſer [2]), die ziemlich flau klingen.

Dieß für heute! Laſſen Sie bald wieder etwas hören oder wenigſtens ſehen!

Ihr

R. W.

Es ſchien nun alles ſo weit in Ordnung zu ſein; an Bülow war nicht zu zweifeln, und gerade in Rückſicht auf Schnorr wurde der Konzerttag auf Ende Oktober verlegt,

---

[1]) Anſpielung auf meine zu vollendende Toggenburgſymphonie. D. V.

[2]) Hofkapellmeiſter am Kärntnerthortheater. Heinrich Eſſer, ein geborener Mainzer, zeichnete ſich auch als Liederkomponiſt aus.

Nun — ſollten Sie zu viel Mühe haben, wiewohl ich annehme, daß auf Ihre Aufforderung Pohl das Nöthige eher beſorgen würde,[1]) ſo gibt es ja noch ein andres Auskunftsmittel: ich ſpiele das Es-dur-Conzert, das, wenn ich nicht irre, erſt einmal in Leipzig geſpielt wurde, und zwar 1857 von mir im Liszt'ſchen Conzerte.

Nun noch etwas Hauptſächliches. Die Verſchiebung des Conzertes derangirt mich ziemlich.[2]) Ich kann bei beſtem Willen nicht vor Sonnabend früh von hier abreiſen (am Dienſtag, 4. November, muß ich übrigens auch in Bremen ſpielen) — ich bin alſo 11¼ Uhr in Leipzig, 11½ Uhr oder ein paar Minuten ſpäter im Gewandhaus. Geht das ſo? Suchen Sie es ſo einzurichten. Sie können ja das Orcheſter vorher einpauken — eventuell, wenn die Stimmen vom A-dur-Conzert *nicht* aufzutreiben wären, ſende ich Ihnen die von Es-dur eine Woche vorher oder doch zu den erſten Proben.

Schnorr's Ausbleiben — recht fatal. Da aber „Buſento" gefallen hat, ſo iſt's ganz praktiſch, es zu wiederholen. Die von Ihnen vorgeſchlagene Reihenfolge ſcheint mir angemeſſen. Mich placiren Sie wo immer — das iſt mir *hierbei* ganz einerlei.

Wegen der Wagnerſchen Copiaturen rathe ich

---

[1]) Ich ſchrieb gar nicht erſt an ihn, ſondern an Schott nach Mainz. D. V.

[2]) Es ſollte aus gewiſſen Gründen einen Tag ſpäter ſtattfinden. D. V.

Ihnen, ſich vom Componiſten die Adreſſen ſeiner Dresdener Copiſten geben zu laſſen. Dort dürfte die Sache ſchneller und beſſer hergeſtellt werden können.

Meine Frau, die ich Mitte nächſter Woche von Paris zurück erwarte, hoffe ich in Ihr Conzert mitführen zu können. Der Zuzug, den Sie übrigens von Berlin zu erwarten haben, wird ein ſehr beträchtlicher. (Weitzmann, Fritzen, Bechſtein u. ſ. w.) Näheres ſpäter.

Freundſchaftlichen Gruß Ihres ergebenſten

H. v. Bülow.

Berlin, 18. Oktober 1862.

P. S. „Noch eins. Laſſen Sie Wagner nicht im Hotel Bavière abſteigen. Sie wiſſen, der Wirth hat ſich gegen Liszt einſtens ſehr ſchlecht aufgeführt. Berlin ſteigt Hotel Pologne ab. Es wäre hübſch, wenn wir da alle zuſammenkämen."

Ueber Schnorrs Kommen war inzwiſchen endgültig entſchieden worden. Wagner ſchrieb mir darüber:

Liebſter Wendelin!

Die Dresdener Generaldirektion hat mir, auf meinen Brief, durch das Sekretariat einen Beſcheid zuſtellen laſſen, den ich getreulich aufheben werde, als merkwürdiges Zeugniß unglaublichſter Erbärmlichkeit. Schnorr darf *nicht* nach Leipzig.

Somit — das Konzert *ohne* Schnorr! Um des Himmels willen, laſſen Sie *deswegen* nichts fahren!

Hören Sie — [illegible] Euch schon was vorschwarzen

Kahnt hat wirklich sich noch nicht gerührt!

Kinder, was seid Ihr doch für Menschen. Ich könnte jetzt bald fort, habe aber noch keinen Begriff, wo ich Geld herbekommen soll. —

Heute schicke ich Ihnen noch etwas Neues zum Ausschreiben, aus den „Meistersingern". Möge es richtig ankommen.

Adieu! Rühren Sie sich, und — rühren Sie mich!

Ihr

R. W.

22. Oktober, Biebrich.

Wegen des Geldes lief ich nochmals zu Kahnt, der mir versprach, es gleich absenden zu wollen. Da ich jedoch diesem unsicheren Kantonisten nicht traute und keinesfalls in eine grenzenlose Verlegenheit kommen wollte, so schrieb ich nach Osthofen, das Geld für alle Fälle bereit zu halten, und an Wagner, dasselbe nötigenfalls von dort beziehen zu wollen. Hierauf schrieb er mir folgenden rührenden Brief:

27. Oktober, Biebrich.

Liebster Wendelin!

Heute wollte ich Ihnen schon wegen Kahnt telegraphiren. Ihrer soeben empfangenen Nachricht zufolge darf ich nun vielleicht heute noch auf die unglücklichen 100 Thaler rechnen. Ich reise dann sofort ab. An Ihren lieben Vater wende ich mich nicht, da — was er mir etwa noch schicken würde — doch nicht ausreichte, um mich für länger vollständig

von hier loszumachen. Ich muß — ſo ſteht es — daher von meinem Leipziger (Dresdner) Ausflug ſogleich wieder hierher zurückkehren, um, wenn es mir dann gelungen iſt, mir das nöthige Geld zu verſchaffen, hier erſt gründlich hinter mir aufzuräumen. Bedenken Sie, daß von keiner Seite her mir eine Anleihe geglückt iſt, ich die Fortſchaffung der Möblen meiner Frau, neue Herrichtung dahier, u. ſ. w. zu überſtehen hatte, und daß ich ſomit alles perſönliche bisher unberichtigt laſſen mußte. Mit meinem größeren, auf längere Abweſenheit gerichteten Gepäcke könnte ich demnach hier gar nicht abreiſen, ohne ärgerliches Aufſehen zu verurſachen. Ich nehme daher nur kleines Gepäck zu einem kürzeren Ausflug mit.

Unter ſolchen Umſtänden iſt mir aber auch jedes Weilen hier höchſt peinlich. Ich reiſe — wenn das Geld noch zu rechter Zeit eintrifft — heute Abend noch nach Frankfurt, um Dienſtag früh mit dem Schnellzug nach Leipzig zu gehen, wo ich denn Abends 6 Uhr ankomme und bei meinem Schwager, Profeſſor Brockhaus, Poſtſtraße 15, 2 Treppen, abſteige. Verzögert es ſich, dann käme ich einen Tag ſpäter — alſo Mittwoch Abend, gewiß. Wollten Sie vielleicht in dieſem Sinne mich bei meiner Schweſter anmelden?

Von meiner Niedergeſchlagenheit, von meinem wirklichen Lebensüberdruß machen Sie ſich ſchwerlich einen Begriff! Sie ſind wahrlich der einzige, der ſich noch um mich bekümmert; ſelbſt Hans ſcheint's aufgegeben zu haben. Es iſt Alles troſt- und ausſichtslos

für mich, und das Einzige, was mich über Alles tröſten könnte, ungeſtörte Arbeitsruhe, iſt mir ganz verſagt.

Nun! — Auf Wiederſehen! Mit herzlichen Grüßen

Ihr

R. W.

Ich beſuchte demnach Frau Profeſſor Brockhaus, um ſie zu benachrichtigen, daß ihr Bruder am Dienstag oder Mittwoch in Leipzig eintreffen würde. Es war ſomit nun alles geebnet, denn es war mir geglückt, von Herrn v. Bronſart das Liszt'ſche Konzert aus Hannover zu erhalten, und auch meine Symphonie war noch gerade vor Thorſchluß acht Tage vor dem Konzert und 136 Seiten ſtark fertig geworden. Von Hans v. Bülow kam nun noch die folgende gute Nachricht:

Geehrter Herr Weißheimer!

Schön! Ich komme Freitag Abend 11 Uhr in Leipzig an, damit die Probe in aller Ruhe arrangirt werden kann. Darf ich Sie bitten, im „Hotel de Pologne" ein großes Zimmer für mich und meine Frau zu beſtellen — das vor der Ankunft des Zuges in geheiztem Zuſtande ſich befindet?

Anbei ſende ich Ihnen Partitur des Conzerts. Haben Sie die Güte, die Stimmen zu vergleichen, ob dieſelben harmoniren. Es genügt hierzu Durchſicht der erſten Violine in den letzten ſechzig Takten. Stimmt's nicht mit einander, ſo ſenden Sie mir die Bronſart'ſche Partitur umgehend, damit ich mich zu den Stim-

men (!) vorbereite. Es gibt, wie ich Ihnen ſchon ſagte, zwei Verſionen, die ſehr weſentliche Differenzen haben. Ich habe die zweite.

Was für Oper iſt am Sonntag? Haben Sie die Freundlichkeit, mich's ſchnell wiſſen zu laſſen, damit ich über meine etwaige Vertretung in Berlin am Montag etwas beſchließen kann. Iſt keine Wagnerſche Oper, ſo fahre ich Sonntag hierher zurück, weil von hier aus die Reiſe nach Bremen bequemer iſt, wo ich nebenbei Dienſtag früh zur Probe eintreffen muß. Alſo Montag könnte ich auf keinen Fall mehr in Leipzig ſein!

Noch Eines — Bechſtein ſoll mir einen Flügel nach Leipzig ſenden. Die Transportkoſten werden nicht Ihnen oder vielmehr Richard Wagner zur Laſt fallen: Bechſtein trägt ſie. Hätten Sie nur wohl die Güte, auf's Programm bemerken zu laſſen, daß der Conzertflügel vom Hoffabrikanten Bechſtein in Berlin iſt?

Wegen der Stimmen hatte auch ich meinerſeits ſowohl nach Weimar als nach Breslau geſchrieben, wo Herr v. Bronſart heute in Damroſch's Conzert ſpielt. (Orpheus[1]) wird gemacht!)

Alſo — haben Sie die Liebenswürdigkeit, eine unfrankirte (!) Zeile in den Briefkaſten zu werfen, ob Partitur und Stimmen ſtimmen, ferner, welche Oper am Sonntag iſt.

---

[1]) Die Symphoniſche Dichtung Liszts. D. V.

Meine Frau grüßt beſtens und freut ſich auf Alles, was ſie zu hören bekommt.

Ihr freundlich ergebener

H. v. Bülow.

Montag, 27. Oktober 1862.

P. S. Können Sie nicht zwei Wagnerſche Lieder ſingen laſſen? Sind eben erſchienen.[1])

Für die Wagnerſchen Lieder war es leider zu ſpät, da ich ſie nicht ſo ſchnell erhalten konnte und auch keine geeignete Sängerin dafür hatte. Alle übrigen Punkte konnte ich zu Herrn v. Bülows Zufriedenheit beantworten.

Am 29. Oktober erwarteten wir Richard Wagner gegen 6 Uhr abends auf dem Thüringer Bahnhof: Dr. Brendel, Karl Riedel, deſſen Frau mit Fräulein Roſalie Scholle, meiner zukünftigen Frau, und meine Wenigkeit. Auch Herr Kahnt war gekommen, um dem großen Komponiſten vorgeſtellt zu werden. Wie Kahnt, nachdem ihm die hundert Thaler erſt gar nicht aus der Taſche wollten, auf einmal nun ſo ſchön katzenbuckeln konnte! Es war eine wahre Freude, den Biedermann ſich winden und bücken zu ſehen. Als ſich die drollige Erſcheinung empfohlen hatte, fuhr Wagner mit uns nach „Hotel Pologne“ — ſo lautete die neueſte Parole. Wie das gekommen, weiß ich nicht, aber noch das, daß er beim Ausſteigen aus dem Hotelwagen Fräulein Scholle den Arm reichte, mit ihr voraus die Treppe hinaufſtieg und ihr einen Kuß auf die Stirne drückte. Beifällig ſchmunzelnd blickte er mich dann an. Während des

[1]) Bei B. Schotts Söhne in Mainz.

Abends leisteten wir ihm Gesellschaft, da er nicht mehr zum Ausgehen aufgelegt war und erst am folgenden Morgen seine Leipziger Verwandten besuchen wollte. Wer ihn am Abend so heiter sprechen hörte und in seine intimen Verhältnisse nicht eingeweiht war, der konnte sich nicht denken, was er in den letzten Wochen alles hatte durchmachen müssen!

Am nächsten Tag war Diner bei Professor Brockhaus, sowie am folgenden Freitagabend großes Souper, bei welcher Gelegenheit ich auch die interessante Bekanntschaft des jungen Gelehrten und späteren Historikers Heinrich v. Treitschke machte. Leider war er ziemlich schwerhörig — man mußte daher laut reden, um sich verständlich zu machen. Er selbst sprach, bei gewähltester Diktion, mit ungeheurer Geläufigkeit.

Freitagvormittag war die erste Orchesterprobe gewesen, die fast ganz dem Studium des Meistersingervorspiels, der Tannhäuser-Ouverture und der Korrektur der Stimmen meiner Symphonie gewidmet war. Da diese sozusagen noch naß in die Probe gebracht wurden, so war an eine vorherige Durchsicht natürlich nicht zu denken; es ging dadurch viel kostbare Zeit verloren. In der Hauptprobe, am Samstagmorgen, kam dann noch das Lisztsche Konzert hinzu, das auch viel Mühe machte; außerdem waren meine Chorsachen sowie das Grab im Busento zu probieren. Für die Symphonie blieb daher nur wenig Zeit übrig: ihre Aufführung war darum kein kleines Wagnis. Immerhin ging sie so gut, daß ich hoffen durfte, damit ein Verständnis zu erzielen, um so mehr als zur Erleichterung desselben die Schillersche Dichtung

mit Bezeichnung der einzelnen Musikteile, die ohne Unterbrechung weiter gingen, auf dem Programm stand. Auch ohne ein solches wäre es gegangen; denn jedem nur einigermaßen Musikkundigen konnte es nicht schwer fallen, zu merken, daß es aus dem ersten Satz in ein Adagio, aus diesem in ein Scherzo und dann in das Finale überging, welches gegen den Schluß immer langsamer und leiser wurde, bis es, den Intentionen des Dichters folgend, schließlich in Verklärung dahinstarb. Lärmender Applaus pflegt da selten loszubrechen, wo es sich um derartige Pianissimoschlüsse handelt. Wollte ich den, so brauchte ich nur nach dem ersten Satz und nach dem Scherzo abzubrechen. Mir war aber mehr um einen starken *inneren* Eindruck zu thun, den ich auch bei nicht wenig *einzelnen* erreichte, deren Ergriffenheit ich sah. Ich könnte da mit Namen dienen und darunter recht klangvollen! Ein solches den Spektakel meidende Werk will nicht *einmal*, sondern öfters gehört werden und muß vor allem sehr gut vorbereitet sein, wozu in Leipzig leider die nötige Zeit fehlte. Nun — vielleicht — kommt der „Toggenburg" noch einmal wieder! — Doch jetzt zu meinem

Konzert mit Richard Wagner und Hans v. Bülow.

Trotz täglicher Inserate im „Leipziger Tageblatt" und andern Blättern, trotz der Preise, wie sie bei Außerabonnementskonzerten im Gewandhaus üblich, trotz der erstmaligen Wiederanwesenheit Wagners in Sachsen und — seiner Geburts-

ſtadt(!), trotz der Mitwirkung Hans v. Bülows u. a. ein faſt leerer Saal!! Was heute unglaublich dünkt — die braven Leipziger von dazumal haben's fertig gebracht, Wagner ſeine neueſte Kompoſition vor leeren Bänken dirigieren zu laſſen. Und auch die wenig Erſchienenen rührten keine Hand, als er ans Pult trat! Da zeigte ſich die wahre Geſinnung der Leute — nachträglich ſollte es das Eintrittsgeld geweſen ſein, das ſie fern gehalten (lächerlich!) — nein! nicht die paar Groſchen mehr, nicht das Geld: — die Geſinnung war's! Und dazu noch eine recht gut vorbereitete und bedächtig ausgeführte Demonſtration dieſer Gewandhäusler! Was nützte es dann, daß Wagner ſein Vorſpiel da capo ſpielen laſſen mußte, daß die Tannhäuſer-Ouvertüre mit Jubel und Orcheſtertuſch aufgenommen wurde? Der „Tannhäuſer" hatte damals ſchon ſeinen Weg gemacht, und die „Meiſterſinger" wären auch ohne die Leipziger Erſtaufführung des Vorſpiels weiter gekommen. Der Konzertzweck war alſo verfehlt, da nur wenig Publikum erſchienen war, und die paar hundert Thaler, die eingegangen, nicht hinreichten, die Koſten zu decken. Statt Wagner alle Taſchen zu füllen, mußte ich ſchleunigſt meinen Vater um Hilfe anrufen, damit nur das Defizit gedeckt wurde. Wagner zeigte ſich hierbei äußerſt taktvoll. Anſtatt niedergeſchlagen zu ſein über die erlittene Einbuße, hegte er Beſorgnis, ob mein Vater am Ende nicht etwa denken müſſe „wir ſeien Schwindler, da faſt immer das Entgegengeſetzte einträfe". Ich ſchrieb ſeine Aeußerung ſogleich nach Oſthofen, worauf eine ſo reizende Berichtigung kam, daß er ſich beruhigte. In einer großen Geſellſchaft bei Prof. Brockhaus hatte er bereits

geäußert: „Ja, Weißheimer, der kann's ruhig aushalten; ihm ſind einſichtsvolle, vermögende Eltern gegeben.“

Ueber den ganzen Verlauf des Konzertes laſſe ich am beſten die noch aufbewahrten Leipziger Blätter berichten. Ich bringe zuerſt den am objektivſten gehaltenen Artikel der „Illuſtrierten Zeitung“. Er lautet:

Wendelin Weißheimer und Richard Wagner als Konzertgeber im Gewandhauſe zu Leipzig.

Ein junger, Referenten wenigſtens noch ganz unbekannter Tonkünſtler, Wendelin Weißheimer, brachte am 1. November einige ſeiner Kompoſitionen im Gewandhausſaale zu Gehör. Hans v. Bülow unterſtützte den Konzertgeber durch den Vortrag des Pianofortekonzerts in A-dur (Nr. 2) von Franz Liszt und Richard Wagner durch eigene Direktion des Vorſpiels zu ſeiner komiſchen Oper „Die Meiſterſinger zu Nürnberg“ und der Ouvertüre zum „Tannhäuſer“.

Man hätte bei dem erſten perſönlichen Auftritt Richard Wagners in Leipzig einen überfüllten Saal erwarten dürfen; er war indeſſen nur mäßig beſetzt. Auch als der berühmte Komponiſt an das Dirigentenpult trat, blieb der Empfang aus, mit dem die Leipziger doch ſonſt gar leicht bei der Hand ſind. Dagegen wurde das Vorſpiel da capo verlangt, eine Auszeichnung, deren Motiv Referent in der Kompoſition nicht zu finden vermochte. Sie beſteht aus einem langen Satz, der in mäßigem Marſchtempo mit vorherrſchendem Blech, ohne einen ſich auszeichnenden Hauptgedanken und ohne bemerkbare periodiſche Ruhepunkte, hinſchreitet und bald das Gefühl der Monotonie erweckt. Referent beſchreibt den erſten Eindruck auf ſich; ein Urteil kann und ſoll das nicht ſein. Wer weiß, wie das Vorſpiel öfter gehört erſcheinen und wirken mag. Wie iſt im Anfang die Tannhäuſer-Ouvertüre als formloſe Ausgeburt einer excentriſchen Phantaſie und ungeſchickten Technik

verläſtert worden! Und jetzt? Mit ihrer Aufführung feierte heute Wagner im Gewandhauſe einen großartigen Triumph. Die Ouvertüre iſt oft in Leipzig geſpielt, aber noch niemals ſo gehört worden, wie der Komponiſt ſie gedacht und empfunden. Sicher geführt von ſeinem unfehlbaren Kommandoſtab und belebt von ſeinem Feuergeiſt, lieferte das Orcheſter eine ſo mannigfaltig nüancierte, vollendete Ausführung, daß dieſes wunderbar phantaſtiſche und zugleich inhaltstiefe Tonſtück uns in neuem, erhöhtem Zauber erſchien. Der Enthuſiasmus, der nach dieſer Ausführung im ganzen Saale ausbrach, war kein gemachter; er drang ſturmartig, unmittelbar und unaufhaltſam aus den tiefmächtig ergriffenen Seelen der Zuhörer hervor.

Wagner iſt bereits tief eingedrungen in Herz und Gunſt der Maſſen, Liszt dagegen hat zurzeit noch ſchwer zu kämpfen, weil er ſeine Erfolge auf dem dunkleren, ſchwerverſtändlicheren Gebiet der Inſtrumentalmuſik ſucht. Das A-dur-Konzert für Pianoforte, von Herrn v. Bülow mit unübertrefflicher, ſowohl techniſcher als geiſtiger Meiſterſchaft vorgetragen, führt eine Reihe durchaus eigentümlicher, geiſt- und effektvoll gedachter, tief empfundener und farbenreich inſtrumentierter Gedanken vorüber, aber in einem ununterbrochenen Zuge, in ungewohnter Konſtruktion und Anordnung. Des Komponiſten Geiſt hat ſie gewiß aus einer muſikaliſchen Idee einheitlich herausgeſchaffen, denn der Vorwurf eines unmuſikaliſchen und unäſthetiſchen Wollens und Könnens erſcheint doch angeſichts öfter von ihm gehörter Kompoſitionen nachgerade kindiſch; doch iſt der Hörer nicht zu ſchelten, wenn er die tiefgegriffenen Intentionen dieſes Tonkünſtlers in den neuen und ungewohnten Formen noch nicht als ein klares Ganzes erfaſſen und empfinden kann.

Der Konzertgeber, Herr Weißheimer, führte von ſeinen Kompoſitionen vor: 1. „Das Grab im Buſento," Ballade für Baßſolo, Männerchor und Orcheſter; Gedicht von A. v. Platen; 2. „O lieb', ſolang du lieben kannſt", Kantate für gemiſchten

Chor und Solo mit Orchester; Gedicht von Freiligrath; 3. „Ritter Toggenburg", Symphonie in einem Satze (5 Teile) für großes Orchester; 4. Chöre: I. „Trocknet nicht, Thränen der ewigen Liebe" von Goethe; II. „Frühlingslied" von Mirza Schaffy. Herr Weißheimer hat ein bedeutendes Talent, mit welchem er der neuesten Richtung folgt. Allein die Schwingen zum Nachflug seiner Vorbilder sind ihm noch nicht gehörig ausgewachsen und erstarkt, um sie erreichen zu können.

Am meisten sprachen die Chöre I und II an, am wenigsten die Symphonie. Man vermochte aus den Tönen derselben nicht herauszuhören, was das Programm zu schildern versprach. Doch ist Herr Weißheimer noch sehr jung, sein Streben ein gediegenes, seine Phantasie reich und eigentümlich, seine technische Gewandtheit und Herrschaft über die Mittel schon sehr ausgebildet, und so darf man, wenn sein Fleiß aushält, und seine Erfahrung zunimmt, einen ausgezeichneten und gediegenen Komponisten in ihm erwarten.

Auffallend war es, daß das damals gelesenste politische Blatt, die „Deutsche Allgemeine Zeitung", die keine Aufführung unrezensiert ließ, über mein Konzert nicht eine Zeile brachte. Dieses merkwürdige Schweigen hatte einen besonderen Grund: Der Besitzer genannten Blattes war — der Bruder von Professor Brockhaus. Jedenfalls hatte Bernsdorf, der ständige Referent, wie es von ihm nicht anders zu erwarten stand, eine furchtbar gehässige Kritik geliefert, die daher keine Aufnahme fand. In diesem Falle hatte also Bernsdorf sein Gift und seine Galle umsonst verspritzt.

Die ebenfalls vielgelesene „Mitteldeutsche Volkszeitung" brachte folgenden Kunstbericht:

Konzert von Wendelin Weißheimer unter Mitwirkung der Herren Hofkapellmeister Richard Wagner, Hofpianist Hans

v. Bülow, Musikdirektor John, Opernsänger Rübsamen und Frl. Lessiak; die Chöre ausgeführt von dem akademischen Gesangverein „Arion“ und hiesigen Dilettanten. Dies Konzert fand im Gewandhaussaal am 1. November vor einem mehr gewählten als großen Publikum statt, das sicher ein zahlreicheres gewesen wäre, wenn die Preisstellung nicht über den hiesigen Maßstab hinausgegangen wäre, zu dessen Ueberschreiten unsre Geldleute (wie auch dieselben Erfahrungen im Theater bezeugen) sich nicht bewegen lassen. — Da Herr Richard Wagner in diesem Konzert zum erstenmal in der sächsischen Heimat erschien und dirigierte, so war es doppelt natürlich, daß ihm das Hauptinteresse sich zuwendete. Sein neues Vorspiel zu „Die Meistersinger von Nürnberg“, mit dem er das Konzert eröffnete, war aber auch ein Werk von solcher Frische, Anmut und Großartigkeit, daß es augenblicklich in allen Herzen zündete und unter lautem Beifallsjubel stürmisch da capo verlangt ward, ein Wunsch, dem der gefeierte Dirigent wie das selbst mit Enthusiasmus spielende Orchester mit dankenswerter Bereitwilligkeit entsprachen — und die Wiederholung ward durch das nun erreichte höhere Verständnis zum doppelten Genuß. Das edle Nürnberg, „das Reliquienkästchen des deutschen Reichs“, öffnete sich wieder einmal vor uns, und dem Meister deutscher Tonkunst war es vorbehalten, daraus einen neuen Schatz zu heben und in Tönen die Blütezeit des Mittelalters vor uns hinzustellen. Nach diesem „Vorspiel“ zu schließen, haben wir in den „Meistersingern“ ein frisches und urdeutsches Werk zu erwarten, das Wagners Popularität mit einem Male verdoppeln wird. Mit gleichem Enthusiasmus ward die Tannhäuser-Ouvertüre zum Beschluß aufgenommen, die der Komponist ohne Partitur dirigierte, und die so präzis und vollendet gespielt ward, wie wir sie noch nicht gehört. Lächelnd mußten wir an das Schicksal denken, das diese Ouvertüre vor achtzehn Jahren an derselben Stelle und gespielt von demselben Orchester hatte! Diesmal erhob sich das ganze Publikum mit lautem

dreimaligem Hoch für Wagner, in das der Tusch des Orchesters einstimmte. Dem höchsten Kunstgenuß mischte sich die Freude, den Langentbehrten wieder begrüßen zu können. — Hr. v. Bülow spielte ein Konzert für Pianoforte A-dur, Nr. 2, von Franz Liszt mit gewohnter Meisterschaft, das ebenfalls lebhaften Beifall fand. Die übrigen Kompositionen waren vom Konzertgeber. „Das Grab im Busento" hörten wir schon vor zwei Jahren in der „Euterpe" und sprachen uns bereits damals sehr anerkennend darüber aus; diesmal war auch das Publikum unsrer Meinung und Applaus allgemein. Hr. Rübsamen sang seine Partie darin ebenso seelenvoll als kräftig. Die Symphonie „Ritter Toggenburg" ward schweigend aufgenommen. Die Schuld davon trägt ihre Länge, und daß ihre fünf Teile dennoch einen Satz bilden, was wenigstens, wenn man viel gehört, ermüdend wirkt. Einzelnes darin, zum Beispiel der Anfang, dann „Große Thaten", namentlich „Schiffet heim", und der Schluß, haben uns ausnehmend gefallen. Ungleich mehr gefielen die ergreifende Kantate „O lieb, solang du lieben kannst" und „Chor" und „Frühlingslied", worin Frl. Lessiak und Hr. John die Soli vortrefflich sangen. Bei der Jugend des Komponisten dürfen wir nach all den abgelegten Proben erwarten, daß er einer großen Zukunft entgegengeht.

Um zu zeigen, in welch bodenlos frecher Weise damals von den Oppositionsblättern „Kritik" geübt wurde, und wie man es wagte, mit Wagner umzuspringen, setze ich folgende erheiternde Leistung der an der Spitze der Opposition marschierenden „Signale für die musikalische Welt" her. Wahrscheinlich war das jener Schmähartikel, den Bernsdorf nicht in der „Deutschen Allgemeinen" unterbringen konnte, mit dem darum sein Freund Bartholf Senff „die musikalische Welt" beglücken mußte. Ich wünsche dem geschätzten Leser viel Vergnügen!

Konzert von Wendelin Weißheimer

im Saale des Gewandhauses zu Leipzig, Sonnabend, den 1. November 1862.

Unter Mitwirkung der Herren Hofkapellmeister Richard Wagner, Hofpianist Hans v. Bülow, Musikdirektor John; Opernsänger Rübsamen und Fräulein Lessiak. Die Ausführung der Chöre durch Mitglieder mehrerer Gesangvereine, sowie den akademischen Gesangverein Arion.

Erster Teil: Vorspiel zu „Die Meistersinger zu Nürnberg" von Richard Wagner. (Neu.) Unter Leitung des Komponisten. — „Das Grab im Busento". Ballade für Baßsolo, Männerchor und Orchester, komponiert von W. Weißheimer. Das Solo gesungen von Herrn Rübsamen. — Konzert für das Pianoforte, in A-dur (Nr. 2), von Franz Liszt, vorgetragen von Herrn v. Bülow. — „O lieb' solang du lieben kannst". Kantate für gemischten Chor und Solo mit Orchester von W. Weißheimer. — Zweiter Teil: „Ritter Toggenburg". Symphonie in einem Satze (5 Teile) für großes Orchester v. W. Weißheimer. — Chöre. I. „Trocknet nicht, Thränen der ew'gen Liebe". II. Frühlingslied; komponiert von W. Weißheimer. Der Zwiegesang im Frühlingslied gesungen von Fräulein Lessiak und Herrn John. — Ouverture zur Oper „Tannhäuser" von Richard Wagner. Unter Leitung des Komponisten.

Herr Wendelin Weißheimer, ein eifriger Anhänger der weimarischen Schule, hat am vergangenen Sonnabend (den 1. November) im Saale des Gewandhauses ein Konzert veranstaltet, in welchem er nicht nur verschiedene Kompositionen von sich vorführte, sondern welchem er auch dadurch ein besonderes Relief zu geben wußte, daß er Richard Wagner zur Mitwirkung gewonnen hatte. Von diesem sei also zuerst die Rede. Er eröffnete das Konzert mit der Direktion des Instrumentalvorspiels zu „Die Meistersinger zu Nürnberg", seinem neuesten, wohl noch nicht ganz vollendeten musikalisch-dramatischen Werke. Bei obgenanntem Titel muß einem zuvörderst unwillkürlich auffallen, daß Wagner von seinem in seinen Schriften gepredigten Grundsatze: „man dürfe Stoffe zur Oper

(oder zum Musikdrama, wie er es nennt) nur aus der Sage holen" — abgegangen ist. Gesteht er damit die Unhaltbarkeit des Grundsatzes zu? Oder hat er die Meistersingerei zu Nürnberg ebenso wie den Sängerkrieg auf der Wartburg mit einer Sage in Verbindung gesetzt? — Beide Annahmen, von denen allerdings die zweite die erste in etwas aufhebt, sind erst nach Bekanntwerden der ganzen Oper zu entscheiden. Nun zu dem in Rede stehenden Vorspiel selbst. Die etwaigen Beziehungen desselben zur darauffolgenden Oper kennen wir natürlich nicht, kümmern uns auch nicht sonderlich darum, denn das spezifisch Musikalische, abgetrennt von allem äußerlich Charakterisierendem, ist uns Hauptsache. Als Musikstück an sich nun dem Vorspiel nur den mindesten Geschmack abzugewinnen, sind wir nicht im stande. Es ist reizlos, wüst, unüberschaulich, weil ohne gehörige melodische und rhythmische Gliederung; die Erfindung ist ebenso barock wie die Ausarbeitung unorganisch, verworren und unbeholfen. In dem ganzen Stücke ist nichts, woran entweder der Laie oder der Musiker Freude haben könnte, eben aus den oben ausgesprochenen Gründen. Oder wird man, um nur vom Musiker zu reden, die vorkommende Verarbeitung mehrerer Themen zu gleicher Zeit uns als Muster musikalischer Kombination entgegenhalten wollen? Dann erklären wir, daß es an sich gar keine so stupende Kunst ist, verschiedene Themas miteinander zu bringen, und daß es bei derlei Verknüpfungen als Hauptsache darauf ankommt, immer durchsichtig, klar und faßlich zu erscheinen. Und ist dies der Fall bei den beregten Stellen im Vorspiel? Nein und abermals nein! Ein Chaos, ein Tohu-Wabohu ist vorhanden, weiter nichts! Nun noch eins. Die „Meistersinger" sollen, wie wir vernehmen, eine komische Oper sein; dieses Vorspiel aber mit seinem aller Heiterkeit absolut baren, rohen und lärmenden Wesen, mit seiner ungesunden Aufgedunsenheit läßt in der That keinen günstigen Schluß auf die Fähigkeit Wagners zur komischen Oper ziehen.

Aber wir ſind ſchon darauf gefaßt, von den „Standpunktsüberwindern“ eine neue Theorie der komiſchen Oper auszuhalten; ſie werden ſchon eine neue Kategorie erfinden, in die ſie das einſchachteln werden, was Wagner uns als komiſche Muſik giebt. Uebrigens mußte das Vorſpiel, auf Verlangen verſchiedener Enthuſiaſten, da capo geſpielt werden, was nur dazu diente, unſre An- und Einſicht von der Sache noch mehr zu befeſtigen.

Der Konzertgeber, Herr Wendelin Weißheimer, ließ folgende ſeiner Kompoſitionen hören: „Das Grab im Buſento“, Ballade für Baßſolo, Chor und Orcheſter; „O lieb', ſolang du lieben kannſt“, Kantate für gemiſchten Chor und Solo mit Orcheſter; „Ritter Toggenburg“, Symphonie in einem Satze (fünf Teile) für großes Orcheſter; zwei Chöre: „Trocknet nicht, Thränen der ew'gen Liebe“ und „Frühlingslied“. Dieſe beiden Chöre haben wir ebenſo, wie die von Richard Wagner dirigierte, Tannhäuſer-Ouverture (mit der das ganze Konzert ſchloß), nicht mit angehört; denn wir waren durch alles Vorhergehende, und vornehmlich durch den „Ritter Toggenburg“ ſo total zerbrochen und abgeſpannt, daß wir um alles in der Welt keinen Ton mehr auszuhalten vermochten. In der That hat Herr Weißheimer uns und das Publikum auf eine ſo harte Probe geſetzt, wie ſie wohl ſelten da war, und es gehörte wahrlich mehr als eine deutſche Geduld dazu, um in dieſem, Wagner noch überbietenden Chaos und Wirrſal nicht außer ſich zu geraten. Einer detaillierteren Beurteilung entziehen ſich die Weißheimerſchen Opera ganz entſchieden; man findet in ihnen nichts, worauf man fußen könnte, und kann nur, ſie in Bauſch und Bogen abfertigend, von ihnen ſagen, daß ſie die wunderbarſte Miſchung von Unreifheit, Zügelloſigkeit und Aufgeblähtheit, von Wollen und Nichtkönnen bieten, wie wir ſie noch kaum erlebt haben. Das klingt freilich ſehr hart; aber muß man nicht gegen die ſich ſpreizende Talentloſigkeit mit Entſchiedenheit auftreten,

und hat man nicht die Verpflichtung, die Annahme derselben in ihre Schranken zurückzuweisen? Die Loggenburg-Sinfonie ist das Unerklärlichste, was uns seit Jahren von zukünftlerischer Seite geboten worden ist: den übrigen Sachen gegenüber braucht man nur ein mitleidiges Achselzucken aufzuwenden. — Diese Symphonie aber ist geradezu empörend! (Gut gebrüllt! Schade, daß ihm hier die Luft ausging!)

Schließlich müssen wir noch erwähnen, daß zur Mitwirkung in dem Konzerte auch noch Herr Hans v. Bülow herbeigezogen war, welcher das Klavierkonzert in A-dur von Liszt mit der ihm eignen Bravour vortrug: dann noch, daß die Solosingenden Herr Rübsamen (vom hiesigen Stadttheater), Fräulein Lehmak und Herr Musikdirektor John (aus Halle) waren. Die Chöre wurden von Mitgliedern verschiedener hiesiger Gesangvereine gesungen, und das Orchester war das des Gewandhauses.

Daß die „Signale" mein „Chaos" mit Wagners „Chaos" in direkte Verbindung setzten, konnte für mich nur äußerst schmeichelhaft sein, und wenn ihr Referent vorzog, vor Schluß des Konzerts auszureißen, so that er es wahrscheinlich nur deshalb, um nicht über meine beiden Chöre und über die Tannhäuser-Ouvertüre günstig berichten zu müssen. Welch vorsichtig-gewissenhafter Mann das! Ueber die Tannhäuser-Ouvertüre zu schimpfen, war schon 1862 nicht ganz ungefährlich.

Durch sein Fernbleiben hatte sich übrigens das Leipziger Publikum eine Blamage bereitet, die selbst keine spätere Denkmalsetzung Wagners dort zu beseitigen im stande ist. Damals wären ein paar tausend Thaler weit ersprießlicher gewesen als ein so entbehrliches Ding für den, der schon selber dafür sorgte, daß er nicht vergessen wird.

Im Stadttheater fand unter den damaligen Verhältnissen am Sonntag natürlich auch keine Aufführung einer Wagnerschen Oper statt. Zehn Jahre später würde kein Theaterdirektor versäumt haben, eine Extravorstellung unter Anwesenheit des Komponisten zu veranstalten und daraus den entsprechenden Nutzen zu ziehen. Der sehr intelligente Direktor Wirsing ließ sich aber diese brillante Gelegenheit entgehen, — eben weil sie damals noch keine brillante war. Herr und Frau v. Bülow kehrten daher schon Sonntagabend nach Berlin zurück. Ich fuhr mit ihnen nach dem Berliner Bahnhof und konnte dort nur nochmals danken, denn Bülow nahm nichts, nicht einmal Vergütung der Aufenthalts- und Reisespesen, an. Ebenso sein ihm treuverbündeter Hoffabrikant Bechstein. Auch Wagner mußte bald wieder abreisen. Vorher wohnten wir einer Vorstellung der Schillerschen „Räuber" im Stadttheater bei. Er amüsierte sich hier sehr über die famosen hohen Glanzstiefel Karl Moors, die kein Unthätchen oder Schmutzfleckchen der durchstreiften Wälder aufwiesen. Außerdem trug der Räuber einen funkelnagelneuen Rock, der mit schneeweißem Schwanenpelz besetzt war und sicherlich direkt von seinem Hof- und Leibschneider im Böhmerwald gekommen sein mußte. Wie hätte auch ein von der Leipziger Damenwelt so viel geliebter und vergötterter Schauspieler, wie der „schöne Hanisch", es über sich bringen können, mit weniger blanken Stiefeln und nicht ganz schneeweißem Schwanenpelz oder gar kostümgetreu „heraus" zu kommen?! Hieße es nicht zu viel verlangt, in einer Welt, der die Treue schon unbequem genug ist, auch noch Kostümtreue zu verlangen?!

Eh wir jene Vorstellung im Theater besuchten, zeigte mir Wagner sein in der Nähe gelegenes Geburtshaus. Er führte mich zu dem sogenannten „roten Löwen" am oberen Ende des „Brühl" und sagte: „Hier, vom Eingang links, eine Treppe hoch, bin ich geboren." Das Haus schien ihm im ganzen unverändert geblieben zu sein. Er erinnerte sich noch der Treppe und des Flurs, auf dem er seinen Spielgenossen entzückt zugerufen: „Wir ziehn aus, wir ziehn aus!" — als umgezogen werden sollte. Später, meinte er, sei er lange nicht mehr so vergnügt darüber gewesen, wenn er ausziehen und immer wieder ausziehen mußte. —

Unmittelbar vor seiner Abreise fand bei seinem liebenswürdigen, herzensguten Schwager und Wagners äußerst sympathischer Schwester, die in ihrer Erscheinung ihrem Bruder ziemlich ähnelte, noch ein kleines Abschiedsdiner statt. Unter den obwaltenden Umständen war die Stimmung keine sehr gehobene. Mitten im Essen ließ sich Herr Härtel zum Besuch anmelden. Er wurde ins Eßzimmer geführt und von Wagner in ein nebenanliegendes Gemach begleitet. Ihre Unterredung dauerte ziemlich lang. Endlich kamen sie wieder zum Vorschein, und nachdem sich Herr Härtel über die verursachte kleine Störung entschuldigt hatte, empfahl er sich, von Wagner bis zur Treppe begleitet. Die Haltung des Chefs der berühmten Firma „Breitkopf und Härtel" war eine ernste, ziemlich reservierte. Wie ich aus einer Aeußerung Wagners schloß, war er mit dem Absatz, den der „Tristan" fand, nur wenig zufrieden. Er hatte diesen sehr ansehnlich honoriert, ihn in glänzender Ausstattung erscheinen

lassen, und nun — „ging" er nicht. Mit viel mehr Recht konnte sich da Wagner beklagen, welcher seinerzeit für den „Lohengrin" nur ein ganz geringfügiges Honorar bekommen hatte, der der genannten Firma Enormes eingebracht. Härtel hätte sich also mit dem „Lohengrin" trösten können, der damals schon recht gut ging.

Am Abend brachte ich Wagner wieder zur Bahn, wo wir uns herzlichst verabschiedeten. Im Bedürfnisfall sollte er meinem Vater schreiben, der das Nötige in Bereitschaft hielt. Auch von andrer Seite war ihm Hilfe angeboten worden, so daß ihm seine Biebricher Verbindlichkeiten keine ernstlichen Schwierigkeiten bereiten konnten. Da er von Eröffnung einer Nationalsubskription durchaus nichts wissen wollte, unterblieben auch weitere Schritte in dieser Angelegenheit, um so mehr, da er Aussicht hatte, die seit Donizettis Tod unbesetzt gebliebene Generalmusikdirektorstelle in Wien mit 4000 fl. ohne Funktion zu erhalten. Kaum war er abgereist, als folgender tiefteilnahmsvolle Brief Schnorrs aus Dresden kam:

Lieber Herr Weißheimer!

Ist das Conzert gewesen? Verzeihen Sie, daß ich auf Ihr letztes Schreiben nicht antwortete; ich konnte es nicht übers Herz gewinnen, den faulen Standpunkt, auf dem man hier steht, Ihnen zu erklären und zu beschreiben. Mit unüberwindlicher Bitterkeit hat mich der Umstand erfüllt, daß Wagner sich umsonst an den hiesigen Intendanten gewendet, der die Stirn hatte, ihm eine solche Bitte abzuschlagen.

Mich drängt es nun, nachdem ich Könneritz [1]) und dessen Vertraute mehrmals über Wagner gesprochen und ausgeholt, darüber Wagner selbst Kunde zu geben und ihn wo möglich abzuhalten (was vielleicht nicht mehr nötig ist), hier noch irgend welche Versuche, die Intendanz für die Ausführung seiner Pläne um Rücksicht anzugehen, zu machen. Die Stimmung ist gegen ihn. Könneritz hat natürlich keine direkten Aeußerungen darüber mir gegenüber gemacht, doch durch negative Aeußerungen klar genug geredet. Daß Wagner, nachdem man ihm den ersten Wunsch betreffs Ihres Conzerts abgeschlagen hat, darüber sich keine Illusionen machen wird, ist mir klar, und doch verfolgt mich fortwährend ein lebhaftes Gefühl, das mir sagt, ich möchte Alles aufbieten, Wagner neue Demüthigungen zu ersparen, indem ich ihm die blanke Wahrheit über die hiesige Stimmung gegen ihn mittheilen möchte. Hat Ihr Conzert stattgefunden, so ist er wohl noch in Leipzig, andernfalls ich Sie dringend bitte, mir mit einigen Zeilen Kunde zu geben, wo Wagner sich aufhält. Geben Sie Wagner diesen Brief, der mir unter der Hand glüht, und den ich direkt an ihn zu richten kaum den Mut finden möchte. Es hat was Hartes, wenn durch unsre Hand dem allverehrten Manne neue Schicksalsschläge geschlagen werden müssen. Sagen

---

[1]) Wohl noch derselbe, dem früher der „Fliegende Holländer" gewidmet?!

D. V.

Sie ihm, daß ich den Mai nun frei habe, vielleicht kann er uns für dieſe Zeit brauchen. Wie erbärmlich doch alles heute iſt! Wagner hat die Kräfte, ſeine Werke annähernd nach ſeinem Wunſche zu ſehen und zu hören in Deutſchland, aber vertheilt in die unzähligen deutſchen Bühnen. Dieſe Kräfte zuſammenwirken zu laſſen, iſt nur möglich, wenn kunſtgebildete Direktionen die an und für ſich ſo unbedeutenden Rückſichten nehmen und das Zuſtandekommen eines ſolchen Planes unterſtützen durch Urlaube ꝛc. ꝛc., und wir haben Lieutenants, Juriſten, Novellenſchreiber ꝛc. zu Vorſtänden! Wer darüber nicht bald den Verſtand verliert, der hat keinen zu verlieren! Ich lebe, um mich aufrecht zu erhalten, in der Zukunft, die Andres und, weil es nicht anders möglich iſt, Beſſeres bringen wird.

Mit Freundesgruß

Ihr

Schnorr v. C.

Umgehend ſchrieb ich dieſem Edlen, daß Wagner leider bereits ſchon abgereiſt, ich ihm jedoch ſofort von dem Inhalt ſeines ergreifenden Schreibens, ſelbſtverſtändlich in diskreteſter Weiſe, Mitteilung machen würde.

Wagner in Wien.

Der Verabredung gemäß war ich noch in Leipzig geblieben, um die Kopiſten im Auge zu behalten und ihnen

in ihrer großen und recht komplizierten Arbeit beim Ausschreiben der Wagnerschen Partituren ratend beizustehen. Besonders nötig war es beim „Walkürenritt", der in andrer Ordnung ausgeschrieben werden mußte, als er in der Partitur stand, weil Wagner für den Konzertgebrauch die Gesangsstimmen ausgeschieden und darum in der Anordnung des Stücks Veränderungen vorgenommen hatte. Es mußte bei dieser und andern Gelegenheiten schon recht aufgepaßt werden, damit nichts versehen wurde. Außer der Umgestaltung der vielen Rheingoldharfen machte auch die Baßklarinette zu schaffen, die Wagner im Baß- statt im Violinschlüssel geschrieben hatte, was auf seinen Wunsch umgeändert werden mußte. Zu welchen Störungen die ungewöhnliche Schreibweise im Baßschlüssel unter Umständen führen konnte, erlebte ich einmal bei einer Lohengrinaufführung in der Mailänder Skala: den ganzen Abend blies da die Baßklarinette eine Oktave zu tief! Wie unbehaglich sich der arme Bläser in dieser Lage befand, konnte man nur allzudeutlich hören, besonders in der Einleitung, wo er, von seinen in den Lüften schwebenden Kollegen verlassen, einsam und traurig in der Tiefe umherirrte. Als ich am nächsten Tage den Kapellmeister Franco Faccio im „Café Biffi" traf und ihn auf obigen Irrtum aufmerksam machte, war er darüber höchlichst verwundert und sagte: „Ma sta così nello spartito" — worauf ich nur sagen konnte: „Giusto, ma è falso!" In der nächsten Aufführung blies die Baßklarinette eine Oktave höher.

Da das Gewandhausorchester sich zu seinem Benefizkonzert von Wagner das Meistersingervorspiel ausgebeten

hatte, ſo waren Partitur und Stimmen noch in Leipzig geblieben. Hierauf bezieht ſich der Paſſus in ſeinem nächſten Brief aus

Wien, Hotel Kaiſerin Eliſabeth, 22. November 1862.

Liebſter Wendelin!

Zuerſt eine ſchöne Empfehlung an Ihre liebenswürdige Braut!

Sodann die Bitte, mit den Noten meiner zu gedenken. „Die Meiſterſinger" will gern das hieſige Orcheſter zu ſeinem nächſten Conzert auch haben: ich gebe es ihnen wahrlich ebenſo gern als den Leipzigern. Alſo: ſchnell mit Partitur und Stimmen nach Wien, an mich, ſobald die Leipziger fertig. Trödeln ſie zu lange, ſo können ſie ſich's ſelbſt ausſchreiben laſſen. Bitte, ſchreiben Sie mir gleich, wann ich's bekommen kann.

Die andern Sachen brauche ich — ſtreng genommen — erſt Ende Dezember. Viel eher, Liebſter, kann ich auch nicht mit Sicherheit auf das Geld rechnen, um die Kopie zu bezahlen. Doch teilen Sie mir unbeſorgt mit, wie hoch ſich die Rechnung etwa belaufen wird, und bis wann Sie ſpäteſtens das Geld nöthig haben. Ich muß dann Rath ſchaffen, und Sie ſollen keiner wahren Verlegenheit ausgeſetzt ſein. —

Es gelang mir, von Biebrich loszukommen. Ueber acht Tage bin ich bereits in Wien, — nächſter Tage beginnen die ernſtlichen Proben des „Triſtan" mit — Ander. Es wird diesmal allerdings werden: die

oberſte Behörde iſt ſcharf dahinter. Alſo etwa 10. Januar; dann hier ein paar Conzerte. Anfang Februar — wenn es ſich noch macht — ein Conzert in Leipzig. Dann Berlin. Wollen ſehen! —

Einſtweilen genieße ich hier meine große Popularität und laſſe mir auf den Drehorgeln meine Muſik vorſpielen. —

Machen Sie Alles ſchön! Laſſen Sie ſich immer herunterreißen und komponiren Sie immer ſchöner: ſo wird Ihnen des Himmels Segens und eine gute Ehe werden!

Gott der Allgütige u. ſ. w.

Ihr

R. W.

Durch das erwähnte Herunterreißen der Leipziger „Signale" ließ ich mich nicht im geringſten irre machen; ihnen ſtanden viele anerkennende Berichte gegenüber, denen ſich noch das „Dresdener Journal" und eine Hamburger Zeitung angeſchloſſen hatten, die über meine Kompoſitionen ſogar ſehr günſtig berichteten. Ich war ſchon eifrig mit einem andern Werk beſchäftigt und brachte es in den wenigen Wochen in Leipzig auch ziemlich fertig. Da nämlich augenblicklich an die Verſifizierung von Wagners „Wiland der Schmied" nicht zu denken war, ſo blätterte ich in den Operntexten Theodor Körners. Es gefiel mir beſonders „Der vierjährige Poſten", und ich ging mit großer Luſt an deſſen Kompoſition. Mittlerweile beſuchte mich Hofkapellmeiſter Karl Stör aus Weimar, der meine Toggenburgſymphonie für ſeine Konzerte acquirierte und mich bat, bei

Wagner anzufragen, ob er geneigt wäre, in Weimar ein Konzert zu dirigieren. Der Hof intereſſiere ſich dafür, und man würde wohl bereit ſein, Wagner für ſein Kommen eine anſehnliche Summe zu bieten, die ſich vielleicht auf 1000 Thaler belaufen könnte. Ich ſchrieb das gleich Wagner, und er antwortete:

Wien, Kaiſerin Eliſabeth, 27. November 1862.

Liebſter Wendelin!

Ei, ei! das ſind ſchöne Dinge, die Sie mir da melden! In Weimar wird Onkel Stör nur auch nichts Beſſeres zu Stande bringen! — Ich danke für Alles! — Jetzt aber das Dringendſte! — Ich werde wohl ſchon in vierzehn Tagen hier ein Conzert geben. Die Stimmen werden wohl fertig ſein, auch könnten ſie gewiß bis dahin hier ſein: nur — Geld kann ich bis dahin nicht zur Bezahlung der Kopiſten ſchicken. Sehen Sie doch um des Himmels willen, wie Sie das machen: noch vor Ende Dezember ſoll Alles bezahlt ſein, und zwar ſogleich nach dem erſten Conzert. — Ach! Ach! —

Tauſend Thaler aus Weimar! Ja, das wäre was! Da könnte man wirklich ſagen: ei der Tauſend! So habe ich hier nur zu rufen: der Tauſig! [1])

Ander iſt wieder auf vierzehn Tage krank!!! Glücklicherweiſe iſt's nun mit Schnorr entſchieden: ſomit Januar „Triſtan"! —

---

[1]) Karl Tauſig, der Wagner oft beſuchte. D. V.

Jetzt — noch den Rheingoldſchluß — ſonſt bin ich verloren! —

Adieu! Allerſchönſte Grüße an Fräulein Braut mit dem geſcheiten Geſicht!

Von Herzen

Ihr

Wien, 10. Dezember 1862. Rich. Wagner.

An meinen Vater ſchrieb ich, daß mir ungemein viel daran gelegen ſei, den in Wien ſich vorbereitenden Dingen perſönlich beiwohnen zu können, und an Wagner ſchickte ich die gerade fertig gewordenen Schmiedelieder. Das „Rheingold“ ſollte unmittelbar darauf folgen. Aber ſchon kam ein neuer Alarmruf:

Ohne Datum. Poſtſtempel 11. Dezember 1862.

Beſter! Allmählich gerathe ich doch wegen der Stimmen in allergrößte Sorge. Gerade die Schmiedelieder brauche ich jetzt (ohne Schnorr) gar nicht. Dagegen macht mir gerade der Schluß des „Rheingoldes“ noch furchtbar zu ſchaffen. Hätte ich nur die Partitur: ich muß die Harfen für vier Stück arrangiren laſſen, ebenſo die Extrablechinſtrumente. Hätte ich nur zum Teufel die Partitur!!!

Gott der Allgütige u. ſ. w.

Ihr

R. W.

Hierauf nahm ich meinen Kopiſten das „Rheingold“ unter den Händen weg und ſchickte es per Eilgut ab. Wahrſcheinlich mußten ja doch die Harfenpartien nochmals für

lieferung verſprochen. Die Kopiſten hatte ich einſtweilen bezahlt. Dennoch ſchrieb mir Wagner:

Lieber Freund!

Die Zahlungen machen mir wirklich Pein. Grade die letzte Nummer des „Rheingoldes" war ſo wichtig, weil die Extrablechinſtrumente hier neu nachgeſchrieben, transponirt und arrangirt werden müſſen: ebenſo die Harfen! O weh! O weh! — Ich muß mich ſehr bald auf Proben gefaßt machen, da — andrer Conzerte wegen — die Kombinationen ſchwierig ſind. — Daß Sie mir die Bezahlung der Kopiekoſten ſo leicht machen, iſt ſchön und Ihrem vortrefflichen Papa ſehr dankenswert! Sonſt ſchweigt einmal wieder Alles mit mir: aus Weimar kein Lebenszeichen! —

Das Studium des „Triſtan" geht ſo weit vorwärts, daß ich gewiß noch auf ſpäteſtens Mitte Januar rechne. Einſtweilen waren die Conzerte nöthig: man muß ſich rühren und perſönlich mit dem Publikum verkehren, ſonſt geht das Secretiren der Zunftgenoſſen ungeſtört fort.

Suchen Sie ja herzukommen; die Zeit von letzter Woche Dezember bis Ende Januar wird doch ſehr merkwürdig und — ich glaube — für die Kunſtgeſchichte ſehr namhaft und entſcheidend werden. An der Unterſtützung Ihres Vaters für Sie zu dieſem Aufenthalt zweifle ich nicht: bitten Sie ihn in meinem Namen darum! —

Ende Januar wird doch sehr merkwürdig, und – ich glaube – für die Kunstgeschichte sehr namhaft und entscheidend werden. An der Unterstützung Ihres Vaters für Sie in diesem Aufenthalt zweifle ich nicht: bitten Sie ihn in meinem Namen mit darum!

Jetzt – mit den Rheingoldschluss – sonst bin ich verloren! –

Adieu! allerschönste Grüsse an Fräulein Brant mit dem gescheiten Gesicht!

Von Herzen

Ihr

Rich. Wagner

Wien,
10 Dez. 62

die Wiener Harfeniſten umgemodelt werden. Bezüglich der Extrablechinſtrumente mußte er das nun ſelbſt thun, was ich ihm ſchon längſt vorgeſchlagen hatte, und worüber er damals faſt bös geworden wäre — er mußte ſie umarrangiren. Da mich die Parentheſe „ohne Schnorr" ſehr beunruhigte, fragte ich ſogleich bei dieſem an, ob er denn nicht nach Wien ginge und erhielt etwa Mitte Dezember folgende Nachricht, mit welcher er zugleich eine Repertoiremitteilung verband, welche ich für den Fall meiner Reiſe nach Wien über Dresden von ihm erbeten hatte. Er ſchrieb alſo:

Geehrteſter Herr!

Vor etwa acht Tagen erhielt ich die Nachricht aus Wien, daß, da der „Triſtan" nach dem Urtheil der Sachverſtändigen erſt in den letzten Tagen des Januar die erſte Aufführung erleben wird (wenn es noch im Januar dazu kömmt!? ſchreibt Wagner), man nicht mehr auf meine Mitwirkung rechnen kann, da ich nur Monat Januar zu opfern habe. Dieſer gelinde Keulenſchlag auf mein Haupt hat mir wieder recht deutlich gezeigt, daß ſelbſt in Wien Wagner verrathen wird. Was die eigentlichen Gründe ſind, die meine Mitwirkung unmöglich machten, weiß ich nicht; jedenfalls vertraue ich Wagner vollkommen und weiß deßhalb, daß er von keinem andern Grunde weiß als ich. Auf jeden Fall, lieber Freund, ſehen Sie hieraus, daß vor fünf bis ſechs Wochen an die erſte Triſtanaufführung nicht zu denken iſt. Wegen der Conzertaufführungen weiß ich weiter nichts, als

daß, nach den letzten Nachrichten darüber, das erste Conzert am 26. Dezember und das zweite am 1. Januar stattfinden soll. In dem dritten sollte ich dann mitwirken, und wie habe ich gejubelt, als mir Wagner vorschlug, die Schmiedelieder darin zu singen. Es soll halt nichts zu Stande kommen. Mich kränkt nur das so unaussprechlich, daß gerade Ander, dieser blasse, blonde, blöde Brillenträger, der keine Idee von Wagner hat, das Glück hat, die erste Aufführung zu singen. Gott gebe nur, daß alles noch recht zu Stande kommt! Ich fühle mich so eng verwachsen mit diesem Werke, daß eine lebendigere Theilnahme, als ich sie empfinde, undenkbar ist. Wie ist das auch anders möglich! — Wissen Sie nicht, ob die Ausgabe des „Nibelungenringes", die Weber in Leipzig als unter der Presse angezeigt hat, bald erscheinen wird, und ob mit dem „Ring" auch die „Meistersinger" erscheinen? Ich kann es nicht mehr erwarten, die „Meistersinger" wieder lesen zu können. Vielleicht erfahren Sie in Leipzig Bestimmtes darüber.

Das ist, was ich Ihnen vom „Tristan" sagen kann. Jedenfalls freue ich mich auf Ihren Besuch und wünsche nur, daß Sie nicht etwa durch einen Repertoirezufall verführt werden, das hiesige Theater zu besuchen. Wir stehen auch auf einem sauberen Standpunkte in der Oper.

Heute Abend ist „Oberon", Freitag „Hamlet" mit Davison, Samstag — Oper „Tell", Sonntag Posse: „Flick und Flock". Montag „Der Wald von Hermanstadt",

Oper von W. Weſtermeyer! (Doch 'ne ſcheene Gegend!)
Sie ſehen außer dem „Hamlet" nichts Verführeriſches!
Mit den beſten Grüßen von meiner Frau

Ihr Schnorr v. C.

Um mir die Reiſe nach Wien für alle Fälle zu ermöglichen, hatte ich Wagner gebeten, direkt an meinen Vater zu ſchreiben. Er that es. Leider iſt ſein Brief nicht mehr auffindbar. Zu meiner großen Freude willigte mein Vater ein und ſogleich frug ich Schnorr nochmals um das Repertoire, welcher mir umgehend antwortete:

Lieber Herr Weißheimer!

In aller Eile mit zwei Worten die Nachricht, daß Freitag nicht „Armide", ſondern (und das auch nicht ganz beſtimmt) „Idomeneus"! Dieß zur Nachricht! Da ich aber vorausſetze, daß Sie doch dieſe Woche kommen, ſo rathe ich Ihnen: kommen Sie je eher deſto beſſer, laſſen Sie das wetterwendiſche Repertoire außer Acht und verleben Sie bei uns einen gemüthlichen Tag! Auf jeden Fall ſind Sie von früh bis Abend mein Gaſt, drum bittet meine Frau dringend, laſſen Sie mich deßhalb einen Tag vorher durch zwei Zeilen wiſſen, daß Sie kommen.

Heute haben wir den verfluchten „Tell"[1]), da gilt's wieder den Arnold pfeiffen!

Mit freundlichem Gruße

Ihr Schnorr v. C.

---

[1]) Dieſe Abneigung Schnorrs dem Roſſiniſchen Meiſterwerk gegenüber iſt doch wohl hauptſächlich nur der ihm zu hochliegenden Partie des Arnold zuzuſchreiben. D. V.

Ich meldete mich also rechtzeitig bei Schnorr an, und als ich gerade im Begriff war, abzureisen, kamen zu meiner Ueberraschung folgende Zeilen:

Lieber Freund!

Es ist eine eigenthümliche Idee, erst Jemand dringend zu kommen auffordern und dann wieder abzusagen. Und doch muß ich's thun! Meine Frau ist seit vier Tagen an einem sehr heftigen Zahngeschwür leidend und bittet Sie, Ihren Besuch noch um ein paar Tage aufzuschieben, bis sie wieder gesund und frisch ist und im Stande sein wird, sich vereint mit mir Ihres Besuchs zu erfreuen. Wenn Sie also der Brief noch rechtzeitig trifft, und Sie Ihren Reiseplan nochmals ändern wollen und können, so warten Sie, bis Sie in einigen Tagen wieder ein paar Zeilen von mir erhalten. Auf jeden Fall aber sind Sie mir zu jeder Stunde willkommen, und der Zweck dieser Zeilen war hauptsächlich der, Sie vor einem ungemüthlichen Besuche zu bewahren, denn wenn die Frau nicht dabei ist, fehlt die bessere Hälfte.

Mit freundlichem Gruße

Ihr

Schnorr v. C.

Auf telegraphische Anfrage erhielt ich am 22. Dezember von Wagner die wenigen Worte, welche seine Erschöpfung infolge der anstrengenden Proben nur allzudeutlich verrieten:

(Ohne Datum. Poststempel 20. Dezember 1862).

26. Dezember erstes Conzert.

„Tristan" wohl erst Ende Januar,

halb todt,

R. W.

Nun war also keine Zeit mehr zu verlieren! Am 23. Dezember reiste ich früh in Leipzig ab und verlebte mit Schnorr einen herrlichen Tag. Leider war seine Gemahlin noch zu Bett; ich konnte ihr aber dennoch wenigstens die Hand drücken. Schnorr blieb mit mir bis Mitternacht auf, dann brachte er mich hinüber nach dem böhmischen Bahnhof, von wo ich mit dem Schnellzug abdampfte — leider durch die Sächsische Schweiz bei Dunkelheit. In Bodenbach Grenzrevision. Da mir Schnorr bei der Abreise noch ein Kistchen mit hundert Zigarren in den Wagen gegeben hatte, sollte ich diese mit einem unsinnig hohen Zoll versteuern oder — so wurde mir freigestellt — sie in die vorbeifließende Elbe werfen. Das that ich aber nicht, sondern ließ sie gegen Quittung zurück mit dem Bemerk, nach einigen Wochen käme ich wieder und würde sie dann abholen. Mit saurer Miene wurden mir die Zigarren in der That auf der Herreise wieder zurückgegeben, die man bereits als vergessene Beute betrachtet zu haben schien, denn es war damit schon der Anfang vom Ende im — Rauchen gemacht. Im Flug ging es dann an Prag und Brünn vorbei, und am 24. Dezember nachmittags 4 Uhr war ich in der Kaiserstadt. Sofort fuhr ich in die Weihburggasse nach „Hotel Kaiserin Elisabeth", lief eine Treppe hinauf und umarmte Wagner. Gleich darauf kamen auch Tausig und

Cornelius, und es entwickelte sich ein so lebhaftes Frage- und Antwortdurcheinander über die Leipziger Gewandhausaffaire und die sonstigen gegenseitigen Erlebnisse, daß Wagner schließlich der Kopf brummte, und er mit einem gebieterischen: „Halt! muß denn alles heute auf einmal heraus?“ dazwischenfuhr. Wir verschoben die Fortsetzung auf ein andermal, und ich begleitete ihn zu seinem Freunde Standhartner, dem ich gleich am ersten Abend vorgestellt werden sollte. Der hervorragende Arzt und, wie man sagte, Leibarzt der Kaiserin Dr. Standhartner, welcher ein großes Haus machte, stand im kräftigsten Mannesalter, hatte ein äußerst intelligentes Gesicht mit hoher, breiter Stirn, die den Anfang einer würdigen Glatze bildete, welche seiner imposanten Figur eine womöglich noch höhere Bedeutung verlieh. Er war die Liebenswürdigkeit selber und hatte für Wagner eine fast unbegrenzte Verehrung. In dem zahlreich vertretenen Verwandten- respektive Freundeskreise der Schönaich und Mauro 2c. 2c. fiel besonders die bildhübsche Seraphine Mauro auf, in deren Adern italienisches Blut floß. Ihr marmorbleiches Antlitz war mit den denkbar schwärzesten Locken umgeben, die bis zur vollen Büste herab hingen. Nach Tisch wurde etwas musiziert und im Salon der Mokka gereicht. Hier fiel mir sogleich Wagners eingerahmte Photographie auf, unter welcher zu lesen stand: „Seinem Freund Standhartner — Richard Wagner.“ Damit aber nicht Standhartner betont würde, wie es im Wiener Dialekt nicht anders geschah, hatte Wagner über obige Dedikation Noten gesetzt, die folgendermaßen zu der richtigen Betonung zwangen:

In dieſer ebenſo intereſſanten als liebenswürdigen und gaſtfreundlichen Familie verkehrte ich ſehr viel während meines Wiener Aufenthaltes und hatte meiſt auch das Vergnügen, Freund Cornelius dort zu ſehen.

Die Hauptprobe zum erſten Konzert war vormittags vor meiner Ankunft geweſen — ich hatte alſo in der Aufführung am zweiten Feiertag den vollſten und reinſten Eindruck vor mir. Die weiten Räume des Theaters an der Wien [1]) waren von oben bis unten vollgepfropft, und das hundertzählige Orcheſter war auf der Bühne plaziert. Als Wagner erſchien, brach ein ungeheurer Sturm los, wie ich Aehnliches nicht gehört hatte. Alles klatſchte, ſchrie; die Kaiſerin bog ſich applaudierend aus ihrer Loge, — es war eine Scene, die gewiß fünf bis ſechs Minuten ſpielte und immer wieder losbrach, ſo daß Wagner ſchließlich nicht mehr wußte, wie er danken ſollte, und mit ausgebreiteten Armen ergebungsvoll ſtehen blieb, bis dieſer unglaubliche Empfangsſturm ſich endlich gelegt hatte. Auch das Kaiſerliche Hoforcheſter ſchien in einer merklich erregten, ſogar nervöſen Stimmung zu ſein, denn es paſſierte gleich zu Anfang des Meiſterſingervorſpiels etwas ganz Unglaub-

[1]) Wohl das „Kaiſerliche Königliche priveligierte Wiedner Theater", in dem am 30. September 1791 Mozart die erſte Aufführung ſeiner Zauberflöte „aus Hochachtung für ein gnädiges und verehrungswürdiges Publikum, und aus Freundſchaft gegen den Verfaſſer des Stücks" dirigierte. D. V.

liches: als die Violinen ihren kühnen Lauf vom hohen A bis zum tiefen C vollführten, fielen ihnen weder die drei Trompeten noch die drei Posaunen und ebensowenig die Pauke in die Arme — ungestört konnten sie ihre Passage beenden! Welch ein Schreck! Wagner hatte es unterlassen, dem genannten Blech den Auftakt dieses kinderleichten Einsatzes extra zu markieren, und sämtliche sieben Herren Hofmusiker — schwiegen. Die Geigen kamen auf dem tiefen C an — Pause! Mit einem kräftigen Ruck brachte nun endlich Wagner die Herren zum Einsetzen — es war aber inzwischen mehr als ein halber Takt zwischen dem richtigen und dem verspäteten Eintritt verstrichen — die Folgen waren daher selbst bei diesem besten Orchester der Welt zunächst noch unabsehbar. Sofort wurden die unfreiwilligsten Kanons in den Bässen und Violoncellen laut, die einen schnellen Oktavenlauf vom tiefen nach dem mittleren c zu machen haben. Derjenige Teil dieser mindestens zwanzig Spieler, welcher die Störung gemerkt hatte, gab verständnisvoll einen halben Takt zu und hielt mit seinem Lauf so lange ein, der andere Teil aber (und wohl der größere!), der nichts gemerkt hatte, platzte mit dem Lauf um so viel früher heraus. So ließen sich statt der einmaligen schnellen Skala zwei oder auch drei hintereinander hören — es gab ein wahres Wettrennen nach dem armen kleinen c, statt einmal $_c/^c$ kamen $_c/^c$ $_c/^c$ $_c/^c$! Natürlich fanden sich bald alle in den zugegebenen halben Takt hinein, und da sich diese Stelle sofort wiederholt, war es jetzt eine wahre Freude, sämtliche Violoncelle und Kontrabässe mit einer wahrhaft erschütternden Einmütigkeit ihren

Lauf [illegible] vollenden zu hören. [illegible] dem [illegible] gab mir Wagner zu, daß er [illegible] schlechten Schrecken [illegible]. [illegible] bewunderungswürdig [illegible] Und das „[illegible]“ [illegible] — [illegible] licherweise [illegible] am Schluß des [illegible] Regel für den [illegible] oder brechen.[1]

Pogners „Arie“ [illegible] goldschluß, welcher mit [illegible] „[illegible] — [illegible]“ begann, wirkten die [illegible] etwas verstärkt, von [illegible] und hinter der Bühne dirigiert worden waren. Den größten Effekt machten jedoch die Scenen aus der „Walküre“, die mit Siegmunds „Winterstürme wichen dem Wonnemond“ begannen, dem sich die große Scene mit Sigunde bis zum ersten Aktschluß anschloß, dann Wotans Abschied mit dem Feuerzauber und zum Schluß der Walkürenritt, der die ohnehin sehr erregbaren Wiener fast toll machte und zu unaufhörlichen Demonstrationen führte. Wie oft in diesem Konzert Wagner hervorgejubelt worden, habe ich leider zu zählen unterlassen, es hätte ein hübsches Sümmchen ergeben!

Am Neujahrstag wurde das Konzert im wesentlichen[2])

---

[1]) Als mir einmal im zweiten Akt der „lustigen Weiber-Oper“ Herr Flut nicht auftrat, ließ ich das Ritornell in den Violoncellen so lang wiederholen, bis er glücklich aus der Garderobe geholt war — auch damals merkte das Publikum nichts. —

[2]) Neu waren wohl nur die Schmiedelieder und eine Schallwand, die Wagner aufrichten ließ. D. V.

wiederholt, und die Menge war womöglich noch enthusiastischer als im ersten. Diesmal war auch Minister v. Schmerling anwesend, der lebhaft applaudierte. Der Ertrag beider Konzerte belief sich auf 3000 Gulden und wäre sicherlich höher gewesen, wenn man nicht die gewöhnlichen Theaterpreise beibehalten hätte. Leider wurde die ganze Einnahme von den enormen Kosten verschlungen. Wagners Hoffnung richtete sich daher vornehmlich auf das dritte Konzert am 11. Januar, welches nur eine Probe nötig hatte, da das Programm meist aus früheren, dem Orchester bereits bekannten Stücken bestand. Freilich hatte er sich aus akustischen Gründen bewogen gefunden, hinter dem Orchester eine Schallwand aufrichten zu lassen, die zwar die vortrefflichsten Dienste leistete, aber — zweihundertunddreißig Gulden kostete. Wie in den vorangehenden Konzerten dirigierte Wagner auch im dritten alles auswendig. Der Jubel, den die Tannhäuserouvertüre erregte, übersteigt alle Begriffe, und nicht minder die Faustouvertüre, die unter Wagners Leitung die vollendetste Orchesterleistung wurde, welche ich jemals gehört habe. Nicht endenwollende Beifallsstürme und Hervorrufe![1]) Neben mir in der Loge saß Johannes Brahms, den ich bei Cornelius kennen gelernt hatte. Er blieb während des ganzen Konzertes kühl und zurückhaltend. Als

[1]) Nicht weniger als drei Nummern mußten dacapo gespielt werden, und — diesmal hatte ich's gezählt — wurde Wagner dreiundzwanzigmal hervorgerufen. Zuletzt hielt er eine reizende Ansprache an das enthusiastische Publikum — dann glich der Beifall der Menge wieder einem Orkan. Noch lange beobachtete die Kaiserin unter ihrer Logenthüre diese Scene und ließ sich von einer Hofdame den Inhalt von Wagners Ansprache wiederholen.

ich ihn nach der hinreißenden Wiedergabe der Faustouvertüre durch Zeichen zum Mitapplaudieren animierte, sagte er: „Ach, Herr Weißheimer, Sie zerreißen sich ja Ihre weißen Glacéhandschuhe." Diese Aeußerung charakterisierte Brahms so kurz und bündig, daß sie mir unauslöschlich im Gedächtnis blieb. In Wien kam er nicht ein einziges Mal zu Wagner. —

Trotz des außerordentlichen Erfolges dieser Konzerte fuhr die gegnerische Presse fort, Wagner mit allen Mitteln zu bekämpfen. Er bekam die gehässigen Artikel angestrichen zugeschickt und auch eine Quantität anonymer Briefe, die er sofort dem Kamin übergab. In den Witzblättern war er als sächsischer Dorfschulmeister abgebildet, der mit Stöcken die Buben prügelte, die wohl das arme Publikum vorstellen sollten. Leider hob ich mir das Zeug nicht auf; es könnte jetzt sehr zur Erheiterung dienen. Demgegenüber erhielt er aber auch fast täglich glühende Verehrungsbriefe, Lorbeerkränze und von zarter Damenhand gestickte Kissen u. s. w. zugesandt. Als Freitags im Kärntnerthortheater der „Fliegende Holländer" mit dem famosen Beck in der Titelpartie gegeben wurde, animierte ich ihn, die Vorstellung zu besuchen. Er war aber nach allem Vorhergegangenen so müd und abgespannt, daß er vorzog, zu Hause zu bleiben; — „nach der Vorstellung möge ich ihm, falls er noch auf sei, über dieselbe berichten". Ich ging in die Oper, und wirklich war er noch nicht zu Bett, als ich spät zurückkam und ihm den Verlauf der vorzüglichen Aufführung schilderte. Er war die ganze Zeit allein gewesen, aber in Gedanken und mit der Uhr im Theater — gerade wie einst Mozart, der,

als er schon kränkelte, auch die Uhr in der Hand hielt und sagte: „Jetzt sind sie im Quintett, jetzt im Finale, jetzt singt Sarastro die ‚heiligen Hallen'" u. s. w. Ich machte hierauf eine Anspielung — da kam Wagner auf das göttliche Werk selbst zu sprechen und auf den kolossalen Eindruck, den die junge „Zauberflöte" einst der erstaunten Welt bot. Spohr habe ihm denselben einmal geschildert, der das Glück gehabt, jene große Zeit zu erleben, der edle Spohr, „dessen Jugend noch von der hellstrahlenden Sonne Mozarts unmittelbar beleuchtet ward". [1])

Wie Mozart konnte auch Wagner sagen: „Jetzt ist die Ouvertüre zu Ende, jetzt kommt der Holländer, jetzt das Spinnerlied, das große Duett" u. s. w., und die Welt applaudierte und freute sich und — ließ ihn, gerade wie Mozart, in unaufhörlichen Geldsorgen. Es war ihm daher recht fatal, daß er mir immer noch nicht das Geld für die Leipziger Kopisten zurückgeben konnte, wie er gehofft hatte. Ich tröstete ihn hierüber — „es hätte durchaus keine Eile, und wenn er mir's durchaus wiedergeben wollte, so nähme ich's nur in Rücksicht auf die eingegangene Verpflichtung meinem Vater gegenüber, um bei dem nicht falsche Vorstellungen aufkommen zu lassen". —

Auf den „Holländer" folgte Sonntags „Lohengrin", der die guten Wiener wieder namenlos entzückte. Wagner wohnte leider auch dieser Aufführung nicht bei, sondern ließ sich nach derselben wieder Bericht erstatten. Ich that dies

---

[1]) Vergl. Wagners Nachruf an Spohr nach dessen Heimgang im November 1859.

in Gemeinschaft mit Cornelius, der neben mir im Sperrsitz gesessen und geradeso wie ich über das Wagnersche Wunderwerk dachte. Vor Beginn der Darstellung waren wir auf Rossinis „Tell" gekommen, auf die Abneigung Schnorrs dieser Oper gegenüber, die Cornelius sehr wunderte; denn auch er stellte den „Tell" sehr hoch und hielt ihn geradezu für das Ideal einer italienischen Oper.

Daß Wagner den Urlaub Schnorrs im Januar nicht benutzte, schien uns unbegreiflich. Da Frau Dustmann kein Hindernis bezüglich der Isolde bildete, war mit Schnorr der Tristan ohne sonderliche Schwierigkeiten zu ermöglichen. Statt dessen wurde immer wieder mit Ander probiert, dem der Tristan ohnehin zu tief lag, und der sich überhaupt vor dieser Partie fürchtete. Es sollte daher für alle Fälle auch der famose lyrische Tenor Walter die Partie des Tristan studieren, um eventuell einspringen zu können. Aus Rücksicht für Ander mußte das natürlich im geheimen geschehen — darum wurde ich damit betraut, Herrn Walter die Rolle einzustudieren. Zu diesem Zweck fuhr ich täglich nach dessen Privatwohnung in der Wieden. Vom Ehrgeiz getrieben, unter leicht vorherzusehenden Umständen der erste Tristan zu werden, ging Walter mit einem wahren Feuereifer ans Werk, und schon nach wenigen Wochen hatte er die schwierige Partie inne. Als ich es Wagner mitteilte, war er sehr froh, und er wunderte sich nicht wenig, daß dies so schnell gegangen. Ich sagte, Walter träfe die schwierigsten Intervalle sehr leicht, da sei es kein Wunder, er meinte aber: „Nein, weil Sie die Sache bis aufs ‚und' kennen."

Nun ereignete sich folgendes: Kapellmeister Esser kam

zu Wagner und bat ihn, er möge ſich jetzt direkt mit Ander befaſſen, der nun allen Fleiß aufbieten wolle. Von „oben“ ſeien Befehle gekommen, die Oper müſſe bald heraus, und Ander wolle ganz beſtimmt darin ſingen, — nur habe er niemand, der ihm den Triſtan ordentlich ſpielen und einſtudieren könne. Nun blühte mir die ſchöne Arbeit, auch Ander den Triſtan zu lehren. Sofort gab mir Wagner einen Brief an denſelben, der mich vorſtellte und ſagte, daß ich ganz der Mann dazu ſei, ihm die Sache klar zu machen und einzuſtudieren. Ander begrüßte mich als Retter in der Not, und ich probierte nun täglich mit ihm. Da aber auch der Sicherheit wegen Herr Walter nicht aus den Augen gelaſſen werden durfte, der erſt die Partie auswendig kennen mußte, paſſierte oft das Drollige, daß ich von einem Triſtan zum andern fuhr, ohne daß Ander davon eine Ahnung hatte, ja nicht einmal haben durfte. Um dieſem die Partie möglichſt mundgerecht zu machen, hatte ich von Wagner Vollmacht erhalten, dieſelbe je nach Bedürfnis zu „punktieren“, d. h. für Ander zu tief liegende Töne oder Stellen in harmoniſch paſſende höhere Lage zu bringen, um dadurch eine Höhertransponierung der betreffenden Teile zu vermeiden. In der That gab ſich Ander viel Mühe, quälte ſich ſogar (und manchmal leider ich auch ihn), dieſe ſchwierige Partie in den Kopf zu bringen, die entſchieden für ſeine Stimme zu tief, für ſeinen muſikaliſchen Horizont aber zu hoch war. Binnen vierzehn Tagen hoffte ich trotzdem mit ihm ſo weit zu ſein, daß Wagner im Theater die Enſembleproben beginnen konnte, bei welchen ich die Partitur ſpielen ſollte, weil Eſſer mit derſelben nicht gut zurechtkam. Da

die Isolde und Brangäne bereits studiert waren, so blieben mir nur noch Kurwenal und Marke vorzustudieren. Den ersteren sollte Hrabaneck singen, der eine wahrhaft kolossale Barytonstimme besaß. In sechs bis acht Proben hatte ich ihm die Partie perfekt einstudiert — nur Herrn Beck konnte ich niemals an den König Marke bringen. Gewöhnlich traf ich ihn nicht zu Hause, wahrscheinlich ließ er sich verleugnen. Hatte er vielleicht eine Ahnung, daß es mit Tristan wieder nichts würde?

Daß sich die Aufführung dieses seines „Schmerzenskindes", wie er den Tristan nannte, auch im Januar nicht hatte erreichen lassen, bildete für Wagner eine Quelle peinlicher Sorge und Verlegenheiten, denen sich jetzt auch wieder pekuniäre zugesellten. Er war schon zwei Monate im Hotel, hoffte immer auf das Tristanhonorar, das ihm nach der ersten Aufführung ausgezahlt werden mußte, diese kam und kam nicht, — da wurde der Wirt besorgt und sandte Rechnung auf Rechnung. Der geforderte Betrag war ein recht beträchtlicher, da außer den Aufenthaltskosten auch noch das ziemlich ausgedehnte und splendide Diner zu bezahlen war, welches Wagner nach den Konzerten für die Hauptmitwirkenden und Freunde veranstaltet hatte. Es war daher eine recht große Verlegenheit, als Wagner nicht zahlen konnte. Als ich am Abend mit Taussig bei ihm war, jammerte und klagte er über seine elende Lage. Wir hörten ihm teilnahmsvoll zu und saßen niedergedrückt auf dem Sofa, während er in nervöser Hast auf- und abging. Plötzlich blieb er stehen und sagte: „Halt, jetzt hab' ich's, was mir fehlt, und was ich brauche," lief an die Thür und

klingelte energisch. Tausig raunte mir zu: „Was hat er vor? Er sieht ja gerade aus wie Wotan, der endlich zu einem großen Entschluß gekommen!“ Langsam und zögernd kam der Kellner endlich zum Vorschein — diese Leute merken ja bald, wie der Wind weht — und war nicht weniger erstaunt als wir beide, als Wagner befahl: „Bringen Sie gleich zwei Flaschen Champagner in Eis!“ „Um Gottes willen — in dieser Lage!“ riefen wir, als der Kellner wieder gegangen war. Er aber hielt uns eine eifrige Auseinandersetzung über die Unentbehrlichkeit des Champagners gerade in verzweifelten Situationen: nur dieser helfe über deren Peinlichkeit hinweg. Als das köstlich-teure Naß auf den Tisch kam, getrauten wir uns kaum, davon zu trinken; mehrmals mußte er uns dazu animieren; der Champagner wollte eben an jenem Abend nicht munden; trotz seiner vorzüglichen Qualität, und trotzdem Wagner gerufen hatte: „Trinkt nur mit, wir sind die Sieger, und unser ist die Welt!“ —

In Wagners Umgang folgte Ueberraschung auf Ueberraschung. Als ich am folgenden Morgen in sein Zimmer trat, zeigte er mir 1000 Gulden, die ihm die Kaiserin — wohl auf Veranlassung Dr. Standhartners — gesandt hatte! Und immer jammerte er noch: „Ich armer, geplagter Mann!“ — worauf ich bemerkte: „Ja, sagen Sie mir doch, welch anderm Sterblichen in solcher Not plötzlich 1000 Gulden ins Haus fliegen?!“ Darauf ließ er dann das Jammern sein und entschloß sich wieder zu Konzerten, die er sich von jetzt an garantieren lassen wollte.

Jedenfalls war es der geplanten Tristanaufführung

nicht förderlich, daß Wagner Anfang Februar nach Prag ging — um Geld zu verdienen. Für ein zu dirigierendes Konzert waren ihm 1000 Gulden rein (ohne Kostenabzug) garantiert und ein zweites unter denselben Bedingungen in Aussicht gestellt. Nach acht Tagen kam er zurück, und diesmal brachte er nicht nur Lorbeeren, sondern wirklich auch Geld mit. Ich war in Wien geblieben, damit während seiner Abwesenheit die Tristanproben keine Unterbrechung erlitten. Die Aufführung wäre nun sicher zu stande gekommen — da wurde ihm ein Antrag aus St. Petersburg, der so verlockend war, daß er ihn nicht ausschlagen konnte: die Philharmonische Gesellschaft garantierte ihm für zwei Konzerte 8000 Silberrubel! (Einer der Briefe genannter Gesellschaft an Wagner ist zufällig in meinen Händen geblieben. Er trägt das Datum des 7. Februar 1863. Wahrscheinlich hatte ich denselben im Auftrag Wagners beantwortet, und war er bei dieser Gelegenheit unter meine Papiere geraten.) Am 20. Februar sollte Wagner abreisen; nach Anfang März hoffte er zum „Tristan" wieder in Wien zu sein.

In den letzten Tagen vor seiner Abreise schrieb er zu dem in Leipzig bei Weber erscheinenden „Nibelungenring" noch ein Vorwort, dessen Schluß, der für ihn so bedeutungsvoll werden sollte, mir in Erinnerung geblieben ist. Nachdem er umständlich auseinandergesetzt, daß unter den herrschenden Theaterzuständen die Aufführung der „Nibelungen" eine absolute Unmöglichkeit, sogar eine Thorheit sei, schloß er mit dem Hinweis: nur ein Fürst, — ein König könne diese That vollbringen. Ein Jahr darauf starb König Max von Bayern; diesem folgte sein junger, schwärmerischer Sohn;

dieſem jungen Monarchen fiel nun jene Vorrede in die Hand — und er ſagte ſich: „Ich will dieſer König ſein.“ — Wunderbare Zufälligkeiten dieſer Welt!

Kaum hatte Wagner dieſes ahnungsvolle Vorwort geſchrieben, ſo mußte er nach — Biebrich. Sein dortiger Hauswirt hatte ihm zum 15. Februar gekündigt; es mußten daher ſeine Sachen ausgeräumt und anderswo untergebracht werden. Die dortigen Freunde halfen ihm natürlich bei dieſem unangenehmen Geſchäft, das ihm jetzt um ſo ungelegener kam, als es ihn zu einem ſo großen Umweg auf der Reiſe nach Petersburg zwang. Bevor er jedoch dieſe unvermeidliche Rheinreiſe antrat, wollte er wiſſen, wie es um ein gewiſſes Konzertunternehmen, das in Karlsruhe für ihn geplant wurde, ſtände, und ſchrieb mir zur Beförderung folgendes Telegramm auf, das ich ebenfalls noch beſitze:

„Muſikdirektor Kalliwoda.

Karlsruhe.

Können Sie mir etwas nachweiſen? Bitte um Ja oder Nein. Reiſeplan hängt davon ab. Antwort einfach bezahlt.

Wagner.“

Da ein Nein erfolgte, beſchloß er nun, ſtatt über Karlsruhe, wo immer etwas für ihn geſchehen ſollte — nie aber etwas geſchah, an den Rhein über München und Frankfurt zu reiſen. Wirtſchaftlich war er nun in folgender Lage: Aus Prag hatte er 1100 Gulden und einen ſilbernen Lorbeerkranz mitgebracht, der mindeſtens 200 Gulden baren Wert hatte und die Inſchriften ſeiner Opern trug. Außerdem ſtanden bedeutende Einnahmen in Petersburg und Peſt

in sicherer Aussicht, da ihm auch in letzterer Stadt Konzerte mit garantierter Einnahme offeriert wurden, und ebenso nochmals in Prag, wo nach seiner Rückkehr aus Petersburg ein zweites Konzert geplant wurde, da das erste einen kolossalen Enthusiasmus erregt hatte. Eine Dame hatte u. a. einen Lorbeerkranz, mit den deutschen Farben geschmückt! überreichen lassen, und trotzdem riefen die Czechen fortwährend ihr slavá, slavá: Czechen und Deutsche waren da einmal einig! — Durch diese Konzerte mußte also eine so hohe Summe zusammenfließen, daß sie Wagner die Vollendung der „Meistersinger" unter allen Umständen ermöglichte, zumal er nach der Wiener Tristanaufführung ein Honorar von 2000 Gulden zu beanspruchen hatte, und ich auch wegen eines Konzertes in diesem Sinne nach Löwenberg geschrieben hatte, wo er bei seiner Rückkehr von Petersburg sehr gut am fürstlichen Hofe konzertieren konnte. Voller Hoffnungen reiste er also am 12. Februar von Wien ab, nachdem Dr. Standhartner, Cornelius, Tausig und ich ihn zum Münchner Bahnhof gebracht hatten. Anfang März wollte er bestimmt wieder zum „Tristan" zurück sein, der bei fortgesetzten Proben gewiß in diesem Monat herauskommen mußte. Für Mai war dann „Tristan" in Prag geplant, da Schnorr um diese Zeit wieder urlaubfrei wurde und darauf brannte, diese ihm vorzüglich liegende Partie zu singen. Zu diesem Behufe sollte ich gleich nach der Wiener Aufführung nach Prag übersiedeln, um dort die Solisten und das Orchester einzustudieren. Mit Schnorr hatte es jedoch immer einen Haken. Kaum hatten die Zeitungen das beabsichtigte Auftreten in Prag gemeldet, als er von einem

Schnorr von Carolsfeld in Oesterreich eine Zuschrift erhielt, die ihm die sonderbare Mitteilung machte, daß, wenn er sich unterstünde, unter seinem Familiennamen auf einem Theater der Monarchie aufzutreten, er sich einer „körperlichen Unschädlichmachung in Ausübung seines Berufes aussetze". Diese Drohung wirkte bedauerlicherweise auf Schnorr, der zwar seinen ungemütlichen Namensvetter gerichtlich verfolgen ließ, trotzdem aber für gut hielt, in Prag nicht aufzutreten.[1]) So war es also dort mit „Tristan" nichts. Und in Wien? Kaum war Wagner fort, so stockten die Proben, und eines Tages im März erfuhr ich, die Oper sei definitiv vom Repertoire abgesetzt! Da hatte ich mich wieder einmal vergeblich abgemüht!

Immerhin war der Wiener Aufenthalt lohnend für mich. Ich hatte der ersten Aufführung der hervorragendsten Teile der „Nibelungen" beigewohnt und miterlebt, daß selbst ein Großer, mittelst früherer Werke bereits populär Gewordener in betreff seiner neuen Oper sofort mit den größten Schwierigkeiten zu kämpfen hat, sobald er sich einfallen läßt, ungebahnte Wege zu betreten, — ich hatte während dieser Zeit mit Dr. Standhartner, Karl Tausig und Peter Cornelius in intimem Verkehr gestanden und besonders des

---

[1]) Als Schnorr diesen Zwischenfall Wagner berichtete, war dieser darob so ungehalten, daß er ihm gar nicht antworten wollte, sondern mich für ihn schreiben ließ. Leider ließ ich mich bereit finden, diesen unangenehmen Brief zu schreiben, der Schnorr sicherlich weh thun mußte. Er antwortete mir auch nicht, und zu meinem Leidwesen hatte ich in meiner unbedingten Ergebenheit für Wagner meine freundschaftlichen Beziehungen zu Schnorr auf das Spiel gesetzt. D. V.

letzteren gemütvolle Innerlichkeit von Tag zu Tag mehr schätzen gelernt. Unvergeßlich ist mir einer der Märztage, als Tausig draußen in der Vorstadt in Cornelius' Zimmer krank in dessen Bette lag und von diesem wie von einer Mutter gepflegt ward. Tausig hatte sich nämlich „überarbeitet"; er lag in einem nervösen Fieber, das er sich an seinem tollen Arrangement des Walkürenritts geholt hatte, welches dieser größte Klaviertechniker, der vielleicht jemals gelebt, zu seinem eignen Schrecken nun selber nicht zu Ende spielen konnte. Er mühte sich entsetzlich ab, spielte heute nur bis zum hundertzweiunddreißigsten Takt — wo ihm die Hände vor Müdigkeit von der Klaviatur fielen — um es morgen bis zum hundertdreiunddreißigsten zu bringen, nachdem er unaufhörlich immer wieder von vorn angefangen und einen weiteren Takt zu bezwingen bestrebt war. So ging es vierzehn Tage oder drei Wochen fort, bis Cornelius halb verrückt und Tausig wirklich krank geworden war. Ob er es bis zum Schlußtakt gebracht hatte, weiß ich nicht, wohl aber, daß er wochenlang krank bei Cornelius lag. Als ich wieder einmal dort war, kam auch Brahms. Während der verschiedentlichen Gespräche klimperte er zuweilen mit seinen Geldmünzen in der Tasche. Bald wurde das Tausigs „Pflegemutter" unangenehm, und der gute Peter sagte: „Siehst du, mein Kind, heute kommt der Brahms und klimpert dir mit seinem neuesten Verlegerhonorar in der Tasche etwas vor." Nachdem Cornelius mit Brahms weggegangen, war Tausig gesprächiger, als mir für seinen Zustand gut dünkte. Vor allem ärgerte er sich über Bendel, der auch in Berlin das Weimarer Gerede über ihn in

Umlauf gebracht hatte, wie Tausig von dort geschrieben worden. Er versicherte mich, es sei durchaus unwahr, daß er eine lebende Katze in einen glühenden Ofen geworfen, und daß er die ihm von Liszt geliehene Originalpartitur der Faustsymphonie einem Weimarer Käsekrämer als Makulatur verkauft habe. Um ihm Ruhe zu gewähren, ging auch ich, da er sich bei Cornelius' alter Hauswirtin in den besten Händen befand. Ich sah ihn nicht wieder; er starb nur allzufrüh am Typhus in Leipzig.

An sonstigen Bekanntschaften in Wien habe ich noch die des Konzertmeisters Joseph Hellmesberger und des Komponisten Goldmark zu verzeichnen. Mit letzterem wurde ich recht befreundet. Wir begegneten uns öfters, und zwei Jahre später besuchte er mich in Augsburg.

Da sich der Aufenthalt Wagners bei seinen immensen Erfolgen in Petersburg immer weiter ausdehnte, und im Kärtnertheater sein „Tristan" beharrlich schlief, beschloß ich Mitte März von Wien aufzubrechen, um so mehr, da auch Schindelmeisser dazu riet, der wiederholt in Osthofen die Befürchtung hatte laut werden lassen, daß mich Wagner „nur zu seinen egoistischen Zwecken benutze, und es ihm nicht einfiele, ernstlich für mich etwas zu thun". So sehr ich auch dieser Anschauung opponierte, so war ich leider außer stande, ihr Gegenteil zu demonstrieren. Es war mir daher sehr lieb, wenigstens heimschreiben zu können, Wagner habe mir vor seiner Abreise die Leipziger Kopistengelder bezahlt; mehr könne er vorläufig nicht thun. Dort und in Darmstadt wußte man nicht, daß er noch lange nicht so weit war — andern die Betten zu machen.

Nachdem ich noch auf dem Währinger Kirchhof am Grabe Beethovens und am Grabe Schuberts geweilt, fuhr ich abends in Begleitung Dr. Standhartners und mit Cornelius nach dem Nordbahnhof. Ich reiste zunächst nach Dresden, um mich bei Schnorr zu vergewissern, ob es wirklich in Prag nichts mit dem „Tristan" würde, konnte ihn leider aber nicht sprechen.

In Leipzig hielt ich mich etwa acht Tage auf, um mit der Schriftstellerin Luise Otto-Peters einen Operntext über das letzte halbe Lebensjahr des Dichters und Helden Theodor Körner zu vereinbaren. Am 26. August jenes Jahres sollte dessen fünfzigster Todestag in ganz Deutschland gefeiert werden; ich wollte dazu auch das Meinige beitragen. Den Plan zur Oper hatte ich von Wien mitgebracht, und Frau Luise Otto ging bereitwillig darauf ein. Mit den Anfangsscenen versehen, reiste ich dann nach Osthofen, wo ich sofort ans Werk ging.

Immer noch berichteten die Zeitungen über Wagners immense künstlerische und pekuniäre Erfolge in Rußland. Ob er noch dort, oder endlich wieder nach Wien gekommen sei, wußte ich nicht, erfuhr es jedoch in dem nachstehenden Brief von Fräulein Mathilde Maier, welcher lautete:

Mainz den 17. Mai 1863.

Lieber Herr Weißheimer!

Vor Allem meinen herzlichsten Dank für Ihren Brief, der mir damals so erfreuliche Nachricht brachte! [1])

[1]) Wahrscheinlich berichtete ich ihr auf Wagners Wunsch dessen Wiener Erfolge. D. V.

Die ganze Zeit hatte ich gehofft, ihn mündlich ausrichten zu können, da ich gehört, daß Sie schon so lange in Osthofen sind, und nicht gedacht hatte, daß Sie Ihre Mainzer Freunde so ganz vergessen hätten, um nicht einmal nach ihnen zu sehen. Weil nun aber meine Hoffnung vergeblich gewesen, so habe ich die Absicht, durch eine neue Mühe, die ich Ihnen auflade, Sie an uns zu erinnern. Meine Bitte an Sie bezieht sich, wie Sie leicht errathen werden, auch auf unsern verehrten Freund, der, wie Sie wohl wissen werden, seine Absicht, am Rhein eine dauernde Niederlassung zu finden, aufgegeben und in einem Landhause eines Baron v. Rochow in Penzing bei Wien bleibendes Asyl gefunden. Freitag, den 22. Mai, ist nun sein Geburtstag, zu dem er uns letztes Jahr eingeladen, und den er damals so heiter mit uns beging. Sie begreifen also wohl meinen Wunsch, den Tag dies Jahr nicht ohne freundliche Erinnerung daran vorübergehen zu lassen. Ich möchte deßhalb gar zu gern, daß er wie damals einige blühende schöne Rosenstöcke von uns bekäme! Aber wie das anfangen? Ich kenne niemand in Wien. Haben Sie nicht dort irgend einen Freund, dem Sie deßhalb schreiben könnten und ihn bitten, am bestimmten Tage, also nächsten Freitag,[1]) etwa sechs schöne Rosenstöcke, natürlich blühend, zu Wagner zu besorgen? Gern hätte ich die Auslagen

---

[1]) Wie besorgt! Ich glaube an Freund Cornelius geschrieben zu haben, der sicherlich ihren Wunsch erfüllte. D. B.

dafür gleich mitgesandt, wenn (ich) mir nur irgend einen Begriff machen könnte, was dort so etwas kosten mag. Es wäre vielleicht am einfachsten, wenn der gefällige Freund für den Betrag Postvorschuß auf Sie nehmen wollte, und Sie mich dann umgehend von Ihrer gütigen Auslage in („Kenntniß?") setzen würden, um mich so bald als möglich meiner Schuld entledigen zu können. Die viele Mühe, die ich Ihnen hiermit mache, wird durch die Voraussetzung entschuldigt, daß Sie gewiß gern dazu beitragen, Wagner eine kleine Freude zu machen! — Und er hat Rosen gar zu gern!

Wie geht es denn Ihrer Familie? Hat Ihr Vater sich nun wieder etwas von dem Verlust, der ihn so sehr schmerzlich getroffen haben soll[1]), erholt? — Sie könnten doch wirklich, ehe Sie die Gegend wieder verlassen, uns einmal besuchen! Es würde uns alle herzlich freuen! Daß meine Schwester (die Kät') schon seit November in Petersburg ist, haben Sie wohl gehört? Sie hat dort den ganzen Sturm der Wagnerbegeisterung miterlebt. Nun adieu und auf baldiges Wiedersehen! Freundlichste Grüße an Sie und Ihr Haus!

Mathilde Maier.

Weiteres hörte ich dann von meinem Freunde Dr. Schüler in folgendem Schreiben aus

[1]) Es war der sechsjährige Sohn meines ältesten Bruders, Hans Weißheimer, gestorben, den er so sehr betrauerte. D. V.

Wiesbaden, 28. Mai 1868.

Lieber Freund!

Ein Auftrag Wagners gibt mir willkommene Gelegenheit, mich brieflich an Dich zu wenden. Ich ſoll Dir nämlich nebſt herzlichem Gruße und der Bitte, bald etwas von dir hören zu laſſen, Wagners Adreſſe in Penzing bei Wien Nr. 221 melden.[1]) Wagner iſt mit Einrichtung ſeiner neuen Wohnung beſchäftigt und deßhalb wohl an eignem Schreiben verhindert. Er ſcheint mit ſeinem neuen Domicile ganz zufrieden zu ſein. Die Nichtaufführung ſeines „Triſtan" hat er noch nicht verſchmerzt.

Mit Freuden habe ich von meinem Schwiegervater[2]) von Deinem Wohlergehen und Eurem neulichen frohen Zuſammenſein gehört und dabei bedauert, nicht unter Euch geweſen zu ſein. Für Deine in Arbeit begriffene Oper habe ich das lebhafteſte Intereſſe und hoffe noch vor deren Aufführung von Dir mit derſelben bekannt gemacht zu werden. Vielleicht kommſt Du einmal zu Deiner Erholung hierher.

Durch die Ueberſendung Deiner Photographie würdeſt Du mich ſehr erfreuen. Mit herzlichem Gruß

Dein

Dr. Carl Schüler.

---

[1]) Ich hatte ihm bereits unter ähnlicher Adreſſe zu ſeinem Geburtstag gratuliert und ihn mit dem Gegenſtand meiner jüngſten Arbeit bekannt gemacht. D. V.

[2]) Regierungsrat Städel in Darmſtadt, mit deſſen einziger Tochter Emilie ſich Dr. Schüler kürzlich verlobt hatte. D. V.

Auch der folgende Brief Schindelmeiſſer's brachte mir unter anderm Neues über Wagner. Da ich Briefe nicht gerne verſtümmle, ſetze ich auch den unweſentlichen Anfang her.

Lieber Weißheimer,

ich melde Ihnen dankerfüllten Herzens den richtigen Empfang des köſtlichen Weines, von dem eine Flaſche allſogleich aufgemacht und auf das Wohl der Familie Weißheimer ausgeſtochen wurde. Der edle Rebenſaft erinnerte mich lebhaft an jene ſchöne Zeit, wo es mir vergönnt war, ſeinesgleichen in Oſthofen ſelbſt, an der Quelle — und im Kreiſe Ihrer verehrten Familie zu trinken. Mittlerweile bin ich jetzt drei Wochen wieder zu Haus und zur langerſehnten Ruhe gekommen. Wenn Sie mich nun mit Ihrem Beſuch erfreuen wollen, ſo ſtehe ich zu Ihrer Dispoſition; vergeſſen Sie nicht, nebſt dem Buch des „Theodor Körner" auch den „Wiland der Schmied" mitzubringen — ich bin gar zu neugierig, dieſe literariſche Rarität kennen zu lernen.

Sollte es nicht gerathen ſein, daß Sie mich von dem Tag Ihrer Ankunft vorher in Kenntniß ſetzen? Es wäre gar ſo leicht möglich, daß ich vielleicht gerade einen Ausflug gemacht hätte. —

Vor etwa acht Tagen bekam ich einen Brief von Richard Wagner, in welchem er mir ankündigt, daß er geſonnen ſei, Anfang September eine große muſikaliſche Aufführung ſeiner Kompoſitionen

in unſerem Theater zu veranſtalten, und er beauftragt mich, dafür zu ſorgen, daß er:

1. vom Großherzog dazu eingeladen werde,

2. daß er die volle koſtenfreie ganze Einnahme der bei erhöhten Preiſen ſtattfindenden Vorſtellung bekomme! Alles ad mojorem Dei gloriam!! — Beſcheidenheit iſt eine ſchöne Sache!

Wenn Sie hierher kommen, ſprechen wir weiter darüber; mittlerweile habe ich ihm geantwortet, daß Niemand von den Perſönlichkeiten gegenwärtig in Darmſtadt ſei, die wir zur Vermittlung brauchen, daher ich mich darauf beſchränken müſſe, ihm vorläufig nur den Empfang ſeines Briefes anzuzeigen, um ſpäter wieder darauf zurückzukommen.

Meine gehorſamſten Empfehlungen an Ihre verehrten Eltern und meine freundlichſten Grüße an alle Geſchwiſter, Schwäger und Verwandte

von Ihrem treu ergebenen

Schindelmeiſſer.

Darmſtadt, den 18. Juni 1863.

Endlich ergreift Wagner ſelbſt die Feder, um mir einen „kurzen" Brief zu ſchreiben, der aber der längſte von allen wurde und die wichtigſten Geſtändniſſe enthält:

Penzing bei Wien, 10. Juli 1863.

Mein lieber Wendelin!

Beſſer einmal kurz, als lange gar nicht!

Haben Sie noch herzlichen Dank für Ihren lieben Geburtstagsbrief. Viel Glück und innigen

Antheil für Ihre Arbeit: möge Alles gelingen! — das ist nicht wenig!

Mit mir hat es eine eigene Bewandniß: es will nicht mehr gehen! Mein fünfzigster Geburtstag, den ich in voller Abgeschiedenheit, einsam, ohne eine mir gehörige Seele verbrachte, hat auf mich einen großen Eindruck gemacht, der in seinen Folgen sich als ein traurig entscheidender Wendepunkt meines Lebensmuthes ausbildet. Es geht nicht mehr, und ich fühle mich zu fremd in dieser Welt, in welcher ich für Alles, für Kunst und Leben, Wille und Gemüth, mich vollständig gehemmt finde.

Ich hab' keine Lust mehr: die Erschütterungen und das Erkennen der Ohnmacht des Einzelnen sind zu groß und bestimmt. Sie werden das in Ihrem Alter nicht recht begreifen können. Von mir gilt einfach der Ausdruck, — das Leben — satt haben. Mir fehlt nicht mehr als Alles, um menschlich leben zu können.

So sehr ich der Ruhe bedurfte, so ängstigt mich auch wieder die gänzliche Aussichtslosigkeit meiner eigentlichen theatralischen Vorhaben. Ich werde, um einigermaßen diese Angst loszuwerden und wirklich selbst um zu probiren, ob diese Art Aufregungen mich wieder etwas der Lebenshoffnung zuführen können, zu Zeiten an ähnliche Conzertaufführungen wie die Wiener gehen. Da ich auch Rußland nicht sobald wieder heimsuchen möchte, das endliche Versiegen meiner dortigen Ersparnisse (nach Bestellung der voll-

ſtändigen Einrichtung eines Hauſes und andern ſchweren Einbußen) mir aber auch wieder Sorgen für die Zukunft erweckt, habe ich Orte, wo ich gute Orcheſter finde, und ich ſonſt mir willfährige Menſchen weiß, hierfür ins Auge gefaßt. So habe ich denn auch an Schindelmeiſſer mich für Darmſtadt gewandt: er möchte durch Dalwigk den Großherzog beſtimmen, mir ſeine muſikaliſchen Inſtitute zu einer großen Aufführung, ähnlich der Wiener, zu Gebote zu ſtellen, die Einnahme, mit erhöhten Preiſen, mir überlaſſen. Etwa Anfang September. Wenn der Großherzog in dieſer Weiſe großmütig handelte, würde dies mich wie ihn ehren und könnte für andre Fürſten als ein gutes Beiſpiel gelten. Schindelmeiſſer antwortete mir zunächſt, weder der Eine noch der Andere ſeien jetzt gegenwärtig, doch habe die Sache ja noch Zeit, und er würde, ſobald es ſo weit ſei, nach meinem Wunſch die Sache vertragen. —

Wenn es Ihnen nicht zu viel iſt, ſuchen Sie daher nun einmal Schindelmeiſſer auf und heizen Sie ihm ein. Ich bin erböthig, mich ſelbſt an Dalwigk oder auch den Großherzog zu wenden, ſobald mir dies als nützlich zu verſtehen gegeben wird.

Laſſen Sie, ich bitte, auch ſonſt wieder bald von ſich hören. Ich lebe hier gänzlich abgeſchieden und habe mich noch nicht wieder überwinden können, mich um „Triſtan" zu bekümmern! —

Bisher habe ich wieder an den „Meiſterſingern" inſtrumentirt. Aber es geht ſehr langſam; ich be-

kenne, der üppige Quell der Laune und des Lebensmuthes, aus der ſolche Arbeitsluſt fließen muß, iſt jetzt bei mir verſiegt. Ich weiß auch nicht, wo ich es hernehmen ſoll, im Hinblick der Erbärmlichkeit der Theater. In dieſer Hinſicht würde mich allerdings das Flottwerden des „Triſtan" ſehr erfriſcht haben.

Wenn es in Darmſtadt zu etwas kommt, ſo verſpreche ich aber doch noch das „Schuſterlied" (alſo dort zum erſten Male), vielleicht auch den Chor „Wacht auf!" und ſo weiter.

Vielleicht macht mir dies alles wieder Luſt. Jetzt ſteht es elend mit mir. —

Nun, ſchönen Gruß an den vortrefflichen Papa und die gütige Mutter: auch Schweſtern und Brüdern rufen Sie mein Andenken freundlich zurück. —

Mit großer Rührung erinnere ich mich ſtets Ihrer Leiden und Sorgen mit mir und um mich in Wien!

Immer der Ihrige von Herzen

Rich. Wagner.

Dieſer Brief iſt für die Wagnergeſchichte von großer Bedeutung; denn er dokumentiert, daß Wagner damals das Leben ſatt hatte, daß ihm die rechte Arbeitsfreude fehlte, daß der üppige Quell der Laune und des Lebensmutes in ihm verſiegte, und daher an eine Vollendung ſelbſt der „Meiſterſinger" kaum zu denken geweſen wäre, hätte ſich nicht im folgenden Jahre das ihn rettende Wunder ereignet, welches ihn plötzlich aller irdiſchen Sorgen enthob und ihn auf eine Lebenshöhe ſchnellte, wie ſie keinem Künſtler vor

ihm beſchieden war und auch wohl *nach* ihm keinem mehr zu teil werden wird. Und wie ſtellte es ſich, dieſes einzige Wunder, zur *rechten* Zeit ein! Privathilfe war für ihn durchaus unzureichend, ſelbſt was er durch Konzerte zuſammenbringen konnte, reichte nur für den Augenblick hin. Es mußte daher ein Kröſus kommen, der ihm ſeine Schatzkammer öffnete. Wo ſollte der aber herkommen? — — Vom Himmel! — Kaum von einer großen Kunſtreiſe zurückgekehrt, die ihm eine Summe einbrachte, mit welcher jeder andre einige Jahre ſorgenfrei leben und ſchaffen konnte, will er wieder in Darmſtadt konzertieren, das heißt, Geld verdienen. Gleich nach Empfang des Briefes von Schindelmeiſſer ſtieg in mir die Befürchtung auf, daß die letzte große Einnahme ſtatt nach Jahren am Ende ſchon in wenigen Monaten aufgezehrt worden ſei, und nun wurde jene Befürchtung zur Gewißheit, da er ſie ſelbſt beſtätigte. — Wie hatte mir im Herbſt Hans v. Bülow unter anderm geſchrieben? „Unglaublich übrigens, was in vierzehn Tagen an „Geld" konſumiert werden kann!" Und gar jetzt! Wiederum ſpricht er von der vollſtändigen Einrichtung eines Hauſes! Nun — das Landhaus des Barons v. Rochow in Penzing[1]) wird wohl nicht ganz leer geſtanden haben und beanſpruchte gewiß keine ſo beträchtliche Summen, um in ſtand geſetzt zu werden. Das leidige Faktum ſtand alſo

[1]) Vergleiche den Brief von Mathilde Maier, der mir hierüber die erſte Auskunft gab. Noch über vieles könnte die genannte Dame ſicherlich Aufſchluß geben, wenn ſie ſich entſchließen möchte, *ihre* Wagnerbriefe zu veröffentlichen, deren ſie, wie man mir in Mainz ſagte, nicht weniger als *anderthalbhundert* direkt von ihm empfangen haben ſoll! D. V.

fest: Wagner war wieder ein „Finanzgenie" im — Ausgeben gewesen. Nun sollte plötzlich in Darmstadt Himmel und Hölle: Großherzog und Dalwigk! in Bewegung gesetzt werden, und ich sollte Schindelmeisser „einheizen", der ihm nicht gleich mit Volldampf entgegenkam. (Dieser hatte ja auch in diesem Punkte seine Erfahrungen gemacht — wie noch in viel höherem Grade Liszt, der längst in solchen Dingen keine Antwort mehr gab; denn er wußte nur allzugut, daß Wagner in pekuniären Angelegenheiten einfach nicht zu helfen war.)

Nach Empfang des Briefes vom 10. Juli machte ich mich (meinerseits natürlich mit Volldampf) nach Darmstadt auf, um Schindelmeisser die verlangten Textbücher zu geben und womöglich die Angelegenheit Wagners in Fluß zu bringen. Da an ein Durchsetzen seiner Bedingungen nicht zu denken war, kam immerhin eine Verständigung dahin zu stande, daß Hoftheaterdirektor Tescher bereit war, dem Großherzog das Wagnersche Gesuch zur Annahme zu empfehlen, falls dieser unter Garantie einer gewissen Summe sich mit der Hälfte der Reineinnahme begnügen wolle. Ich teilte Wagner diesen Vorschlag mit, mit dem Ersuchen, Herrn Tescher zu schreiben, falls er damit einverstanden sei. Zugleich erbot ich mich, in diesem Sinne auch in Rotterdam vermitteln zu wollen, wo mein Freund Hermann Levi als Kapellmeister wirke, durch dessen Einfluß ein derartiges Konzertunternehmen leicht zu stande kommen könne. Schließlich teilte ich ihm noch mit, daß Theaterdirektor Wirsing das Vorspiel zu meiner neuen Oper unter dem Titel „Deutschlands Erhebung" gelegentlich der fünfzigsten Jahresfeier

der Schlacht bei Leipzig dort zur Aufführung bringen würde. — Schindelmeiſſer hatte nicht nur das Textbuch des „Theodor Körner" ungemein gefallen, ſondern nicht minder auch meine Muſik, welche ich ihm, ſoweit ſie gediehen war, auf ſeinem Klavier vorſpielte. Er freute ſich, die Oper bereits in Leipzig angenommen zu wiſſen, und ſah der demnächſtigen Aufführung des Vorſpiels derſelben mit Intereſſe entgegen.

Auf meine verſchiedenen Vorſchläge und ſonſtigen Mitteilungen verzögerte ſich Wagners Antwort etwas, da er gerade in Peſt weilte, um dort Triumphe zu feiern und eine gute Einnahme zu machen. Nachdem die Sache beendigt, ſchrieb er mir nach Leipzig, wohin ich inzwiſchen gereiſt war:

Penzing bei Wien, 2. Auguſt 1863.

Liebſter Wendelin!

Glückauf zu Leipzig!

Soeben aus Peſt zurückgekehrt, finde ich Ihren freundlichen, guten Brief vor. Ich ſage Ihnen Dank für Ihre Mittheilungen wegen Darmſtadt: ſoeben ſchrieb ich demnach an Herrn Teſcher in dem von Ihnen mir gegebenen Sinn.

Ihre Nachweiſung von Rotterdam iſt mir ſehr angenehm. Ich bitte Sie, augenblicklich an Ihren Freund, den dortigen Kapellmeiſter, zu ſchreiben, und autoriſire Sie, durch ihn dem dortigen Theatercomitté in meinem Namen den Vorſchlag zu machen, mich zu einer Conzertaufführung im größeren Styl (wie in Wien) nach Rotterdam zu berufen. Als Zeit

ist mir eine jede recht; nur wäre mir der nächste September am allerliebsten. Am nobelsten wäre es, wenn die dortigen Liebhaber meiner Musik zusammenträten, Alles arrangirten (wie es in Prag geschah) und mir, nach einfachem Abzug der Kosten, die volle Einnahme zu Gebote stellten. Ginge es ohne die Theaterdirektion nicht, und müßte ich demnach etwa mit der Hälfte der Einnahme vorlieb nehmen, so müßte diese wenigstens mir hoch genug garantirt sein, um das Unternehmen mir der Mühe werth erscheinen zu lassen. Ohne 1000 Gulden reinen Gewinn möchte ich nicht die Sache annehmbar finden; jedoch bin ich zu zwei Conzerten erbötig (in Pest hätte ich ein Drittesmal dasselbe Conzert haben können).

Sehen Sie, Liebster, was Sie mir zu Stande bringen. —

Seit der schrecklichen Katastrophe mit Schott im vorigen Herbst[1]) und dem Innewerden meiner unglaublich hülflosen und verlassenen Lage von damals ist eine wachsende Angst über mich gekommen, die in mir, das fühle ich, keine Ruhe zur Arbeit wieder aufkommen läßt, ehe ich nicht auf jede Weise mir mein Leben einigermaßen gesichert habe. Die Grundlage hierzu habe ich mir nun durch eine dauernde Niederlassung und gründliche häusliche

[1]) Als Verleger Schott im Bade Kissingen weilte und Wagner ihn dort nicht sprechen konnte, er somit die damals unbequeme Reise (unter anderm per Post von Schweinfurt nach Kissingen) von Biebrich vergebens hin und zurück gemacht hatte.

D. B.

Einrichtung gewonnen; ich muß nun zunächſt ſehen, wie ich auch für mein ferneres Auskommen weiter ſorge, da ich meiner innerſten Ueberzeugung nach auf die Theater für meine neuen Werke gänzlich verzichte. Nachdem ich fünfzig Jahr geworden, muß ich wiſſen, wovon ich leben ſoll; der unglaubliche Erfolg, den ich ſoeben wieder in Peſt hatte, zeigt mir den Weg, auf welchem ich, wenn auch mit großen Aufopferungen, etwas für meine Zukunft thun kann. Die Welt begreift nur den Virtuoſen und bezahlt ihn; an der Spitze eines Orcheſters mit meinen wenigen Kompoſitionen erſcheine ich als ein ſolcher, und in dieſer Qualität muß ich denn jetzt — zu höchſter Zeit — für mich ſorgen.

Alſo — bringen Sie Rotterdam in Ordnung! — Verſteht ſich, daß ich dann die Rotterdamer Kapellmeiſterſtelle für Sie in Ordnung bringe.[1])

Herzlichen Gruß an Roſalie!

Ihr

Richard Wagner.

Ich ſchrieb hierauf nach Rotterdam und erhielt von Kapellmeiſter Levi folgende ausführliche Antwort:

Lieber Freund!

Geſtern erſt war eine Comitéſitzung, in der ich in der bewußten Frage Beſcheid erhielt; das Comité

[1]) Levi war nämlich vom nächſten Jahre an als Hofkapellmeiſter in Karlsruhe engagiert, wodurch die Rotterdamer Kapellmeiſterſtelle frei wurde. D. V.

hatte seither, bei beginnender Saison, den Kopf so voll, daß es für alle das Geschäft nicht direkt betreffenden Fragen fast unzugänglich war. Nach langem Hinundherdebattiren ist beschlossen worden, Wagner nicht zu einem Conzert hierher einzuladen; es wäre zu weitläufig, wenn ich Dir alle Gründe, die diesen Beschluß gerechtfertigt erscheinen lassen, mittheilen wollte; die Geldfrage spielt hier, wie überall, eine Hauptrolle, und vom geschäftlichen Standpunkte kann das Comité in der That kaum auf Deinen Vorschlag eingehen. Unsere Oper ist weder Privat- noch Aktienunternehmen; das Publikum, d. h. die Abonnenten sind zugleich Inhaber des Theaters; sie wählen einen Ausschuß von einundzwanzig Mitgliedern, diese wieder ein engeres Comité von fünfen; das Haus ist für die ganze Saison im Voraus fast ausverkauft; dagegen hat das Comité nicht das Recht, abonnement suspendu oder erhöhte Preise anzusetzen; die Abonnenten haben zu Allem, was im Theatergebäude geschieht, Zutritt, außer den Benefizen der engagirten Mitglieder. Das Comité ist deßhalb nicht im Stande, bedeutende Künstler gastiren zu lassen; es müßte großes Honorar zahlen, ohne einen Gulden mehr einzunehmen; aus demselben Grunde ist also auch ein Conzert Wagners nur zu veranstalten, wenn die Abonnenten Zutritt haben, die Direktion also ein bedeutendes Honorar zahlt, ohne eine größere Einnahme zu erzielen. Dazu wollen sich aber die rechnenden Holländer nicht verstehen.

Bei weitem günſtiger iſt mein Vorſchlag aufgenommen worden, Wagner einzuladen, ſeinen „Lohengrin“ hier zu dirigiren (natürlich gegen Honorar) — ein feſter Beſchluß iſt freilich noch nicht gefaßt worden, ich bin aber überzeugt, daß, wenn Du meinſt, daß Wagner dazu bereit iſt, man ihm ein ſehr gutes Honorar zahlen wird. Vielleicht nimmt dann die Matſchapy für Beförderung der Tonkunſt die Sache auf und veranſtaltet zu derſelben Zeit ein Conzert. Glaubſt Du, daß Wagner für ein Honorar von fünf bis ſechshundert Gulden den „Lohengrin“ dirigiren wird? Schreibe Wagner noch Nichts; in einigen Tagen erhältſt Du von mir einen zweiten Brief, der einen beſtimmten Vorſchlag enthält. Daß mir perſönlich die Sache ſehr am Herzen liegt, kannſt Du Dir denken; ſchon lange ſehne ich mich, Wagner kennen zu lernen. Noch ein anderer Punkt iſt es, der mir bange macht. Ich habe mich nämlich bei der Aufführung des „Lohengrin“ nach der Decke ſtrecken müſſen; unſer Haus iſt ſehr klein; das Orcheſter konnte nicht vergrößert werden, dreifaches Holz, vier Trompeten ꝛc. waren nicht aufzutreiben; ich habe alſo — horribile dictu — die ganze Oper für zwei Flöten, zwei Hoboen (oder Hoboe und engliſch Horn), eine Clarinette und Baßclarinette, zwei Fagotten arrangirt, die Trompeten auf der Bühne weggelaſſen oder im Orcheſter blaſen laſſen, viele, viele Striche gemacht ꝛc. Was wird Wagner dazu ſagen? [1]) Trotz alledem iſt die

[1]) Das ließ ſich denken. D. V.

Aufführung im vorigen Jahre vortrefflich gewesen, die Aufnahme von Seiten des Publikums brillant, zwölfmal hintereinander; „Fidelio" ist die einzige Oper, die ebensoviel Vorstellungen in einer Saison ermöglicht hat. Wird Wagner sich herbeilassen, das Werk in dieser Gestalt zu dirigiren? Die Orchesterstimmen sind mit Strichen und in meinem Arrangement ausgeschrieben. Wagner würde, wenn er hierher käme, großen Jubel erregen; ob er aber von der Aufführung des „Lohengrin" sonderlich erbaut wäre, bezweifle ich sehr.

Entschuldige meine zerfahrenen Sätze; ich habe alle Hände voll zu thun; mein Regisseur hat seinen Abschied verlangt und erhalten; nun bin ich ganz allein. Morgen Abend erste Vorstellung (Fidelio). Fünf große Proben; nun geht er auch vortrefflich. Schreibe mir Deine Ansicht, besonders in Bezug auf meine Furcht, wie Wagner das Arrangement, die großen Striche ꝛc. aufnehmen wird. Ueber das fragliche, von der Matschapy zu veranstaltende Conzert erfahre ich auch nächster Tage Näheres; hoffentlich kommt die Sache in einer Wagners Wünschen entsprechenden Form zu Stande.

Mit herzlichem Gruße

Dein

Hermann Levi.

Rotterdam, 5. September 1863.

Meines Erinnerns dankte ich Levi herzlich für seine freundwillige Bethätigung in der Sache und machte ihm

den Vorſchlag, vor allem das Konzert der Matſchapy energiſch zu betreiben, dann regle ſich die Lohengrinfrage von ſelbſt; denn es würde ſchwer werden, wegen der fünf- bis ſechshundert Gulden Wagner von Wien nach Rotterdam zu bringen, falls das Darmſtädter Konzertprojekt etwa nicht zur Ausführung käme, welches augenblicklich allein von dem Großherzog abhinge. Wegen der Striche im „Lohengrin" brauche Levi nicht allzu ängſtlich zu ſein; Wagner habe gegen das Ende des zweiten und dritten Aktes in Frankfurt ſelbſt mehrere Kürzungen beibehalten, welche dem Geſamteindruck eher förderlich als ſchädlich geweſen, — nur im erſten Akt dulde er keine Striche. Das Arrangement der Inſtrumentierung ſei freilich ein heikler Punkt, mit dem man Wagner vorläufig nicht kommen dürfe, — wäre er jedoch einmal dort, ſo würde er hierüber ſchon eher mit ſich reden laſſen, denn ſchließlich ſei ein etwas reduzierter „Lohengrin" doch immer beſſer als gar keiner ꝛc. ꝛc.

Da das Matſchapykonzert nicht zu ſtande kam und auch aus Darmſtadt ungünſtige Nachrichten eintrafen, fielen ſämtliche Projekte über den Haufen — man ſchrieb damals 1863! —

Nach einigen höchſt beifällig aufgenommenen Aufführungen meines Körnervorſpiels im Leipziger Stadttheater kehrte ich wieder nach Oſthofen zurück, um ſo ſchnell als möglich das ganze Werk zu vollenden. Ganz ſo ſchnell wie ich dachte, ging das jedoch nicht. Ich konnte mich in dieſem Punkte mit Wagner tröſten, der unterm 20. Nov. 1861 bereits an Schott u. a. geſchrieben hatte: „Mit

1. Okt. 1862 muß die Oper (die Meiſterſinger) an alle deutſchen Theater verſandt und hoffentlich vor Dezember auf allen aufgeführt ſein." Das dauerte bekanntlich länger, viel länger; denn erſt im Oktober 1867 wurde die Partitur vollendet, und die erſte Aufführung zog ſich bis Juni 1868 hinaus! Da ich ungeſtört an der Arbeit bleiben konnte, brachte ich immerhin im Winter 63 bis März 64 die Kompoſition meines Körner bis zum letzten Akt und die Inſtrumentierung bis zum dritten. Als ich gerade Lützows wilde verwegene Jagd inſtrumentierte, wurde ich durch ein Telegramm Wagners aufgerüttelt, und zwar befremdlicherweiſe aus Stuttgart:

Telegramm.

(Worms von Stuttgart.)

Aufgegeben den 29. April 12 Uhr 15 Min. Nachmitt. Angekommen den 29. 3 Uhr Nachmitt.

Wendelin Weißheimer, Oſthofen.

Bote frei.

Bin einige Tage hier, hôtel Marquard und bitte um Ihren Beſuch. Beſten Gruß.

Richard Wagner.

Ich wähnte ihn in Penzing ruhig bei der Arbeit — was konnte ihn fortgetrieben haben? Gewiß wieder „die alte Müh' — die alte Not" — wie ſich ſpäter einmal Frau Mathilde Weſendonck in Zürich äußerte. Leider war dies bei ihm jetzt mehr denn je der Fall: pekuniäre Drangſale nötigten ihn, Penzing im März 1864 zu verlaſſen. Soviel ſich hierüber aus ſeinem Brief an Frau

Eliza Wille in Mariafeld bei Zürich entnehmen läßt, beabſichtigte er auch dieſes Jahr wieder eine größere Kunſtreiſe nach Rußland zu machen, und hatte, um bis dahin ungeſtört bei der Arbeit bleiben zu können, wohl in Wien ein Kapital in Höhe der gehofften ruſſiſchen Einnahme im voraus aufgenommen. Aus mir unbekannten Gründen zerſchlug ſich jedoch das geplante Konzertunternehmen in Rußland, und ſeine Wiener Gläubiger mochten ihm darob auf den Leib gerückt ſein. Er entzog ſich dieſen „Drangſalen" durch eine ſchnelle Reiſe in die Schweiz, wo er ſich bei Herrn Wille „zu kurzem Aufenthalt" in Mariafeld anmeldete. Herr Wille machte jedoch gerade einen Ausflug nach — Konſtantinopel, und noch eh' Wagner von dieſem Abhaltungsgrund benachrichtigt werden konnte, war er bereits ſeiner ſchriftlichen Ankündigung perſönlich auf dem Fuße gefolgt. Da nichts andres übrig blieb, ließ ihm nun Frau Wille ſchnell einige Zimmer einrichten — Wagner war ſchon während ſeines langen Züricher Aufenthalts mit Willes befreundet geweſen — und hier blieb er einige Wochen, die Entwicklung der Dinge erwartend. Er empfing viele Briefe, und kamen ſolche, „die ihn verſtimmten, ſo zog er ſich in die Einſamkeit ſeines Zimmers zurück", wie Frau Wille in der „Deutſchen Rundſchau" 1887 erzählt.[1]) Viel wird er da wohl nicht komponiert haben, und

---

[1]) Die dort (Heft 5 und 6) mitgeteilten Geſpräche tragen in den Aeußerungen Wagners übrigens nicht immer den Stempel der Natürlichkeit — öfters erſcheinen ſie in einem etwas zu blühenden, poetiſchen Gewande, welches Wagner in Unterhaltungen gewöhnlich zu vermeiden beſtrebt war. D. V.

wenn trotzdem Frau Wille S. 411 die „Meistersinger" das Werk nennt, „das fast unter ihren Augen entstanden war", so ist das eine Uebertreibung, welche lebhaft an die „fast halbhundertjährige Freundschaft" Ferdinand Prägers erinnert.

Aus Petersburg hatte Wagner immer noch günstige Nachrichten erwartet bezüglich des Konzertunternehmens, das ihm unter den Füßen brannte. Er wendete sich auch an jene Großfürstin, die ihn ermächtigt hatte, sich „unter allen Umständen auf ihre thätige Freundschaft zu stützen". Statt der gehofften Hilfe kam ein Absagebrief. Inzwischen war Herr Wille von seiner Reise zurückgekehrt; da aber gleichzeitig auch von Wien entscheidende Nachrichten eingelaufen sein mußten, so beschloß Wagner aufzubrechen und sofort nach — Stuttgart zu reisen.

Wagner in Stuttgart.

Die Veranlassung zu dieser Reise ist wohl in dem guten Verhältnis Wagners zu Hofkapellmeister Karl Eckert in Stuttgart zu suchen, durch dessen Einfluß er hoffen konnte hier endlich seinen „Tristan" zur Aufführung zu bringen. Er wohnte zu diesem Behufe einer Opernvorstellung im Hoftheater bei — die vorhandenen Kräfte schienen ihm für den „Tristan" jedoch nicht ausreichend zu sein, und entmutigt gab er das Vorhaben auf. Nicht wissend, was zunächst zu beginnen, telegraphierte er mir in seiner Not nach Osthofen

und schon am folgenden Tag, Samstag den 30. April, war ich bei ihm. Welch trauriges Wiedersehen, — den großen Genius ratlos und in Verzweiflung zu finden! Wie erschrak ich bei seinen Worten: „Ich bin am Ende — ich kann nicht weiter — ich muß irgendwo von der Welt verschwinden, können Sie mich davor nicht bewahren!“ Auf meine bestürzte Frage, wie denn dieser jähe Umschlag erfolgt sei, ich hätte ihn wohlgeborgen an der Arbeit gewähnt, gab er mir eine ähnliche Auskunft wie in dem bereits angeführten Brief an Frau Wille, und mit Schrecken wurde mir der fluchtartige Charakter seiner Reise allmählich klar — es bestand damals noch die Personalhaft, die der Gläubiger über den Schuldner gesetzlich verhängen lassen konnte. Ein solcher immerhin möglicher Eclat mußte unter allen Umständen vermieden werden, und wenn er es auch nicht direkt aussprach, so war ich dennoch nicht im mindesten davon überrascht, als mir Wagner von der Wahl eines stillen und abgelegenen Aufenthaltortes sprach, an dem er so lang verschwinden wollte, bis weiter Rat würde. Als er mich dann mit Thränen in den Augen fragte, ob ich ihn dorthin begleiten — mitverschwinden wolle, sagte ich unbedingt zu. In solcher Lage durfte er nicht allein gelassen werden, hätte sich allein auch gar nicht durchbringen können, da er absolut mittellos war. Ich war daher fest entschlossen, mit ihm zu gehen, und auf mein „Ja“ fiel er mir in höchster Freude um den Hals. Schnell einigten wir uns über die Wahl irgend eines abgelegenen Ortes in der — Rauhen Alb, wo ich so rasch als möglich den Klavierauszug des ersten Meistersingeraktes beenden sollte, um

damit den Verleger Schott zu weiterer Zahlung zu veranlaſſen. Die Abreiſe wurde auf übermorgen oder ſpäteſtens Dienstag feſtgeſetzt, da morgen, Sonntag den 1. Mai, Mozarts „Don Juan" im Hoftheater angeſetzt war, den Wagner gern noch einmal hören wollte.

Den Samstagabend brachten wir in der Wohnung Kapellmeiſter Eckerts zu, der Wagner nicht minder ergeben war wie ſeine ſchöne, liebenswürdige Ehehälfte, die, wie mir Wagner mitteilte, erſt mit einem Wiener Bankier verheiratet geweſen, dann aber mit Eckert nach Stuttgart gekommen ſei, als dieſer von dort nach hier überſiedelte, nachdem er den Wiener Kapellmeiſter-, ſogar Intendantenpoſten niedergelegt hatte. In dieſer Eigenſchaft ſei Eckert der erſte Lohengrinbahnbrecher in Wien geweſen. Die ihm nach Stuttgart nachgefolgte Frau Käthi habe ſich vorher von ihrem Bankier losgemacht, der aber trotzdem die Nobleſſe beſäße, ihr jährlich 4000 fl. Rente zu ſchicken. Frau Eckert war eine echte Wienerin, etwas korpulent, aber voller Leben und, wie geſagt, äußerſt liebenswürdiger Natur, während ihr Gemahl etwas hager erſchien, und ſein Geſundheitszuſtand ſchon einige Bedenken aufkommen ließ. Immerhin hatte er noch ein feuriges Auge und beherrſchte ſeine Hofkapelle mit erſtaunlicher Sicherheit und — Ruhe. Als beide Herren während der Unterhaltung auf den bevorſtehenden „Don Juan" und den Auftritt des ſteinernen Gaſtes vor dem Schluß zu ſprechen kamen, den Wagner als den großartigſten Moment bezeichnete, welchen die geſamte Opernwelt aufzuweiſen habe, erzählte er noch, daß er in Dresden die bekannten ſechs Schritte des Gouver-

neurs unter dem Bühnenpodium durch ebenſoviele Stöße mittels eines Stemmeiſens nach oben wuchtig habe erdröhnen laſſen, was die Wirkung dieſer furchtbaren Scene noch ungemein ſteigerte. Um das Zuſammentreffen der Stöße mit den Schritten zu erleichtern, habe er dabei ein wuchtiges alla breve dirigiert, wie er auch in älteren Partituren zu Anfang der Ouvertüre (alſo derſelben Muſik) ein Allabrevezeichen geſehen zu haben ſich erinnere. Mozart möchte ſich alſo wohl das Tempo etwas ſchneller gedacht haben, als es gewöhnlich genommen werde.[1]) Eckert, dem die Sache ebenfalls einleuchtete, nahm ſich vor, in der morgenden „Don Juan"-Vorſtellung einen derartigen Verſuch anzuſtellen, — wollte aber doch vorſichtshalber vorher das Orcheſter davon in Kenntnis ſetzen laſſen.

Um mir Stuttgart aus der Höhe anzuſehen, ging ich am Sonntagmorgen früh auf den Haſenberg, der eine prächtige Ausſicht auf die Stadt und ihre Umgebung bietet. Dann holte ich Wagner zu einer Matinee in die Karlsſchule ab, in welcher Baſſiſt Wallenreiter, derſelbe, welcher in der Leipziger „Euterpe" zuerſt das Solo in meinem „Grab im Buſento" geſungen hatte, mehrere Lieder vortrug, unter anderm auch Schumanns „Du meine Seele, du mein Herz". Wallenreiter ſang es ſo ſchleppend, daß Wagner förmlich ungeduldig wurde und ihm nachträglich eine kleine Strafpredigt zukommen ließ über ſolch unbegreifliches Vergreifen

[1]) Hofkapellmeiſter Rietz in Dresden, mit dem ich ſpäter über dieſen Punkt ſprach, war derſelben Meinung wie Wagner; trotzdem halte ich es für praktiſcher, nicht zu langſame Viertel zu ſchlagen, wie es wohl auch allenthalben geſchieht. D. V.

eines Tempos, das „ja auf der Hand liege“. Zerknirscht hörte dies Wallenreiter an, dem offenbar mehr an der breiten Entfaltung seiner schönen Stimmmittel gelegen war als an richtiger Wiedergabe der Intentionen Schumanns.

Nach der Matinee kehrten wir zum Hotel zurück, um das Mittagsmahl einzunehmen. Unsern Gedecken gegenüber hatte bereits Baryton*ist* Neumann Platz genommen, der heute abend den Don Juan singen sollte und auch schon mehrere vergebliche Anstrengungen gemacht hatte, mit Wagner persönlich bekannt zu werden. Hierzu sich nicht aufgelegt fühlend, raunte mir Wagner zu, mit ihm am andern Ende der Tafel Platz zu nehmen. Neumann mochte das wohl verdrossen und zu unmutigen Aeußerungen veranlaßt haben, die — fast dreißig Jahre später — in der „Allgemeinen Zeitung“ Unterschlupf und dort auch nebst den mituntergelaufenen Unrichtigkeiten meine Berichtigung fanden.[1])

Nach der wohlgelungenen „Don Juan“-Aufführung, deren interessante Einzelheiten ich jetzt übergehe, da sie sich etwas später aufgezeichnet finden (denen ich hier nur die Erwähnung der auffallend langen Beine Angelo Neumanns beifügen will, die in ungeheuren weißen Tricots staken und Wagner ungemein belustigten), kehrten wir in Begleitung Eckerts und des späteren Kapellmeisters Abert zum Hotel zurück, wo Wagner der entfalteten vorzüglichen Dirigentenleistung Eckerts das rückhaltloseste Lob spendete. Mit Abert schien er nicht auf besonders gutem Fuß zu stehen, denn er

[1]) Vergleiche die nach Schluß dieses Kapitels mitgeteilte Polemik, die sich 1893 in genannter Zeitung über den Artikel: „Wie Richard Wagner nach München kam“ abspielte. D. B.

hänſelte ihn etwas über deſſen Verhalten gelegentlich der Pariſer Tannhäuſeraffaire. Ob dem etwas Wahres zu Grunde lag, ließ ſich nicht feſtſtellen, denn Abert widerſprach den Anſpielungen, die wohl auf gehäſſige Einflüſterungen ſeiner Widerſacher zurückzuführen waren. Bei einer Geſprächswendung auf die franzöſiſche Oper führte übrigens Wagner „die Stumme von Portici“ als Muſter an, in deren fünf kurzen effektvollen Akten ein unauslöſchliches Feuer brenne. Gounods „Fauſt und Margarethe“ kam ihm etwas weichlich vor, und er meinte, „wenn — Meyerbeer dieſe Oper komponiert hätte, ſo wäre ihm ſicherlich mehr eingefallen“. Ueber letztere Anſchauung Wagners läßt ſich ſtreiten, ſicherlich aber nicht über die hohe Meinung, welche er von Aubers „Stummen“ hatte, und welche ich daher mit vielem Vergnügen „hiemit männiglich kund und zu wiſſen thue“.

Auf Dienstag, den 3. Mai, war unſre Abreiſe in die Rauhe Alb feſtgeſetzt; Wagner machte daher Montags noch einige Beſuche in der Stadt und ging auch mit mir zum Hofſchauſpieler Dr. Grunert, der am 1. September die Direktion des Leipziger Stadttheaters zu übernehmen hatte. Dieſem empfahl er in ſchwungvoller Rede die Aufführung meiner Oper „Theodor Körner,“ welche Grunert ſofort zuſagte. Da dieſe Zuſage ſo überraſchend ſchnell erfolgte, ſo mochte Wagner nicht gleich auch den eigentlichen Hauptzweck unſers Kommens zur Sprache bringen, der darin beſtand, daß mich Direktor Grunert zu ſeinem Kapellmeiſter in Leipzig mache. Als wir wieder gingen, ſagte er mir durchaus zutreffend: zwei ſo wichtige Punkte auf einmal

durchzuſetzen, ſei ihm zu viel vorgekommen, nach Aufführung der Oper würde man mir die Stelle wohl ſchon von ſelbſt anbieten, und ſchloß, als wir gerade die Straße vor dem Königsbau paſſierten: „Mich hätte man noch ein Jahr vor meinem ‚Rienzi‘ in Dresden nicht zum Muſikdirektor, geſchweige zum Kapellmeiſter gemacht, und nach allem, was ich von der Handlung der Oper kenne, wird der ‚Körner‘ Ihr ‚Rienzi‘ werden!“

Gleich darauf ſtanden wir vor dem Hotel — er hatte keine Ahnung von dem unglaublichen Glück, das ſeiner harrte, denn ich mußte ſchnell noch den Wagen beſtellen, der uns am folgenden Morgen nach Untertürkheim bringen ſollte, um von da mit dem Zug weiterzufahren! Auf ſeinem Zimmer in der erſten Etage (in der Richtung zum Hoftheater) angelangt, wurde mit dem Packen ſeines großen Koffers begonnen — ſeine Gemütsſtimmung ſank während dieſer Arbeit wieder weit unter Null —: da brachte der Kellner gegen Abend eine Viſitenkarte herein, die die Inſchrift trug: „v. Pfiſtermeiſter, Secrétaire aulique de S. M. le roi de Bavière. Da Wagner derartig entmutigt war und ſich von nichts, was es auch ſei, noch etwas Gutes verſprach, ſtand er erſt unſchlüſſig da, ob er Herrn von Pfiſtermeiſter empfangen wolle, und nur als dieſer betonen ließ, er käme im Allerhöchſten Auftrag des Königs Ludwig II. und bäte dringend um Gehör, ließ er ihn eintreten. Um bei dieſer zweifellos hochwichtigen Unterredung nicht zu ſtören, entfernte ich mich während derſelben. Sie dauerte lang und immer länger — ein gutes Zeichen! Als der genannte Herr ſich endlich empfahl, und ich wieder

eintreten konnte, zeigte mir der von seiner plötzlichen Glückswende geradezu überwältigte Wagner einen kostbaren Brillantring des Königs und dessen in wunderbarem Glanz leuchtende Photographie auf dem Tisch, und mit den Worten: „Daß mir das passiert — und gerade jetzt passiert!“ fiel er mir, vor Freude außer sich, laut weinend um den Hals.

König Ludwig II. hatte erst vor wenigen Wochen den bayerischen Thron bestiegen, nachdem sein noch in den besten Mannesjahren stehender Vater Maximilian im März d. J. nach ganz kurzem Krankenlager verschieden war. Es hieß, der König sei infolge einer Verletzung an seiner Busennadel durch Blutvergiftung gestorben. Der ungemein rasch eingetretene Tod rief allenthalben eine wahre Bestürzung hervor. So gelangte der achtzehneinhalbjährige Ludwig II. zur Regierung, der noch als Kronprinz vor wenigen Monaten nach Anhörung des „Lohengrin“ ausgerufen hatte: „Wenn ich einst den Purpur trage, so will ich der Welt zeigen, wie hoch ich das Genie Wagners zu stellen wissen werde.“ [1]) Und schon im März 1864 trug er den Purpur und bereits im April betraute er seinen Privatsekretär, den nachmaligen Staatsrat v. Pfistermeister, mit der Mission, Wagners Aufenthalt zu erforschen und nur mit ihm selbst wieder nach München zu kommen! — Die vielen Kreuz- und Querfahrten, die Pfistermeister anstellen mußte, um endlich den so heiß Begehrten auf-

---

[1]) Diesen Satz las ich in einem eigenhändigen Brief des Königs an Wagner, den er mir einige Monate später zu lesen gab. D. V.

zufinden, ſind bekannt. Er hatte dabei noch ein außerordentliches Glück; denn wäre er nur einen Tag ſpäter in Stuttgart angelangt, ſo wäre Wagner fort und niemand (auch Eckert nicht) hätte ihm ſeinen Aufenthaltsort angeben können. In welche Not wäre dann Herr v. Pfiſtermeiſter geraten!

Als ſich Wagner allmählich wieder von der großen Nervenerſchütterung und der ihn überwältigenden Rührung erholt hatte, teilte er mir dann das Nähere mit. Der König hatte ihm ſagen laſſen, „er ſei ſein glühendſter Bewunderer“ und ließ ihn fragen, „ob er auch noch ganz ſeinen Anſichten getreu wäre, die er in ſeinen Schriften niedergelegt habe und die der König auswendig wiſſe, er möge in dieſem Falle nach München kommen, wo er den oberſten Rang einnehmen müſſe, um dort ſeine Nibelungen zu vollenden und aufzuführen. Alles, was er nur wolle, würde ihm zur Verfügung geſtellt!“ [1]) War es da ein Wunder, wenn Wagner wähnte, ein Engel habe ihm ſolche Botſchaft vom Himmel gebracht?! —

Wie begreiflich, war er von alledem ſo ergriffen, daß er nicht ausgehen wollte, und er bat mich, bei Eckerts abzuſagen, wo wir den letzten Abend zubringen ſollten. Man kann ſich vorſtellen, mit welchem Staunen dieſe die unerhörte Freudenkunde über die königliche Botſchaft entgegennahmen. Da Wagners Reiſe nach München auf zwei Uhr des nächſten Tages mit Pfiſtermeiſter vereinbart war, ſo beſtürmten ſie mich, mit Wagner gegen Mittag zum Frühſtück

---

[1]) Brief vom 4. Mai an meine Braut. D. V.

zu kommen. Ich überbrachte ihm noch am Abend dieſe Einladung und wünſchte ihm von Herzen gute Nacht, worauf er lächelnd ſagte: „Ja, ſchlafen will ich, ſchlafen in einem Zug bis morgen früh und — diesmal werd ich's wohl auch können!"

Es mochte aber doch nicht ſo gut gegangen ſein, denn als ich am 3. Mai früh herunter kam, war er ſchon auf und bereits beim Einpacken. Immer wieder liefen ihm Thränen die Backen herunter, wenn er bei dem proſaiſchen Geſchäft ſeines Glücks gedachte und wiederholt die Worte hervorſtieß: „Daß mir das paſſierte — und gerade jetzt paſſiert!", mich dann wieder umarmte, dann wieder ſeinen grünſeidenen Schlafrock in den Koffer preßte, der immer wieder herausquoll und ſich durchaus nicht einſchließen laſſen wollte, dann wieder etwas weinte — für mich ein wahrhaft unvergeßliches Kofferpacken!

Nachdem er ſein Toilette gemacht, begaben wir uns zum Frühſtück zu Eckerts, welche ihm die erſte Huldigung darbrachten. Als wir zu Tiſch gingen, kam noch Abert hinzu, der neben mir Platz nahm. Die Stimmung war anfänglich eine gar würdige, faſt feierliche, die mit dem freudigen Ereignis etwas kontraſtierte, obwohl ſie doch durch dasſelbe hervorgerufen zu ſein ſchien. Aus dieſer Seelenbeklommenheit erlöſte glücklicherweiſe die kleine Tiſchgeſellſchaft bald eine glänzend helle Hoſe, welche Herr Abert trug. Es ſervierte ein Diener in Jägertracht die ſchönſten engliſchen Beefſteaks in Sauce — und als er die Platte meinem Nachbar reichte, huſchte plötzlich ein ſehr anſehnliches und ſaftiges Exemplar hernieder auf Herrn Aberts Oberſchenkel,

wo es ruhig liegen blieb, bis es schließlich aufgespießt wurde — leider aber ein schreckliches Konterfei hinterlassend —: die so nötige Tischheiterkeit war plötzlich in ungezwungenster Weise herbeigeführt. Gleich darauf mußte sie jedoch wieder verstummen, denn es kam die Trauernachricht aus Paris: Meyerbeer sei gestorben! Gestern — an Wagners Glückstag!! —

Da es schon halb ein Uhr geworden und im Hotel noch manches zu erledigen war, verabschiedeten wir uns. Die herzlichsten Segenswünsche begleiteten Wagner aus dem Hause Eckert. Nachdem alles in Ordnung, brachte ich ihn zum nebenliegenden Bahnhof, wo Pfistermeister bereits seiner harrte, und wo wir uns des herzlichsten voneinander verabschiedeten. Am nächsten Tag wurde er zu seinem königlichen Freunde geführt — das Unglaubliche ging in Erfüllung, und schnell begab sich Wagner nach Wien, um seine Gläubiger zu befriedigen. Was mögen die für Augen gemacht haben, als er ihnen mit klingender Münze (und wahrscheinlich mit recht vieler!) seine Aufwartung machen konnte!

Wagner in München.

Bevor ich einem Unbekannten das Wort lasse, um darüber zu orakeln, „wie Richard Wagner nach München kam", erteile ich es lieber Wagner selbst, mir von ihm das große Glück bestätigen zu lassen, das er in so ungeahntem Maße gefunden. Er schrieb mir nach Osthofen:

Starnberg in Bayern, 20. Mai 1864.

Liebſter Wendelin!

Nur zwei Worte, um Ihnen das unbeſchreibliche Glück zu beſtätigen, welches mir zu Theil geworden iſt. Alles iſt ſo eingetroffen, wie es ſich ſchöner gar nie träumen ließ. Ich bin durch die Liebe des jungen Königs für alle Zeiten gegen jede Sorge geſchützt, kann arbeiten, habe mich um nichts zu bekümmern; keinen Titel, keine Funktion, keine Art von Verpflichtung. Nur, ſobald ich etwas von mir aufführen will, ſtellt mir der König Alles, was ich irgend brauche, zur Verfügung. Sobald ich die Sänger haben kann, haben wir zunächſt den „Triſtan“ mit Schnorr und der Tietjens. Dann immer die erſten Muſteraufführungen. „Nibelungen“ ganz nach meinem Plane u. ſ. w.

Der junge König iſt für mich ein wundervolles Geſchenk des Schickſals. Wir lieben uns, wie nur Lehrer und Schüler ſich lieben können. Er iſt ſelig, mich zu haben, und ich ihn. Er iſt vollkommen nach meinen Werken und Schriften ausgebildet, nennt mich vor ſeiner Umgebung unbedingt als ſeinen einzigen wahren Erzieher. Er iſt dabei ſo ſchön und tief, daß der Umgang mit ihm jetzt täglich hinreißend iſt und mir ein völlig neues Leben giebt.

Welch ungeheurem Neid ich zu begegnen habe, können Sie ſich denken; mein Einfluß auf den jungen Monarchen iſt ſo groß, daß Alle, die mich nicht kennen, in der größten Sorge ſind. Der große Gehalt, den mir der König ausgeſetzt hat, wird deshalb gefliſſentlich

geringer angegeben; ich ſelbſt aber halte mich, wie es auch meine Natur und mein Bedürfniß erfordert, gänzlich zurück und beruhige nach allen Seiten hin, ſo daß allmählich die Furcht verſchwindet. Lachner iſt bereits um den Finger zu wickeln. Der König verachtet mit mir das Theater. Wir laſſen hier Alles gehen und behalten uns mit der Zeit vor, auf geeignete Weiſe auch hier eine edlere Richtung zu ermöglichen.

Beſuchen Sie mich einmal; nur müſſen Sie ſich Tag's über hübſch ruhig halten. Denn Ruhe bedarf ich jetzt vor Allem. Ich bewohne ein Landhaus am Starnberger See, eine Viertelſtunde von einem Luſtſchlößchen (Berg) des Königs, der oft hier ſein wird.

Adieu! Melden Sie mir Gutes von Ihnen, und grüßen Sie Ihre werthen Eltern und Geſchwiſter herzlichſt von mir!

Ihr

R. W.

Es ſei mir nun geſtattet, jener Polemik Erwähnung zu thun, die ſich faſt dreißig Jahre ſpäter über die ſoeben geſchilderte Glücksfahrt Wagners aufthat, in welcher es ſich zeigt, welche Legendenbildungen aufzuſteigen vermögen, und wie ſelbſt die angeſehenſten Blätter nicht im ſtande ſind, ſich vor ſolchen zu ſchützen. Ein L-Korreſpondent der „Allgemeinen Zeitung" beglückte dieſelbe mit dem von ihm zuſammengeſtellten Märchen; es lief durch einen großen Teil der Preſſe und kam auch in die Frankfurter „Didaskalia", in welcher ich es folgendermaßen abgedruckt fand:

Didaskalia Nr. 248 (21. Oktober 1893.)

Wie Richard Wagner nach München kam,

darüber giebt ein Mitarbeiter der „Münchener Allgemeinen Zeitung“ Aufschluß, der die näheren Umstände im Jahre 1879 von Bodenstedt erfuhr. Diesem hatte König Ludwig II. nach einer Lohengrin-Aufführung den Auftrag gegeben, er möge unter allen Umständen versuchen, Wagners habhaft zu werden; wenn die Schulden des Dichterkomponisten nicht mehr als 200 000 Gulden betrügen, wolle der König sie aus seiner eignen Schatulle bezahlen. Wagner hatte damals bei Schweizer Freunden eine Unterkunft gefunden, war jedoch gerade zur Zeit, als ihm eine so ungeheuer glückliche Wendung seiner äußeren Lage in Aussicht stand, auf einige Zeit nach Stuttgart gegangen. Dort lebte er unter fremdem Namen im Hotel. Nicht einmal die zwei Mark, welche nötig waren, den Mittagstisch sofort zu bezahlen, hatte der längst berühmte Meister. Zufälligerweise gastierte zu gleicher Zeit der Sänger Angelo Neumann, nunmehr Direktor des Prager Stadttheaters, an der Stuttgarter Hofbühne. Er wohnte in demselben Hotel und beklagte sich bitter über einen sonderbaren Kauz in seiner nächsten Zimmernachbarschaft, welcher unaufhörlich mit geräuschvoller Nervosität bis spät in die Nacht hinein sein Zimmer auf- und abschreite und ihm weder zum Studium noch zum Schlafen die nötige Ruhe lasse. „Nicht einmal zu sehen bekommt man den sonderbaren Heiligen,“ so ungefähr äußerte sich der geplagte Sänger gegen den damaligen Hoftheater-Kapellmeister Eckardt. Endlich wollte Neumann, der es nicht mehr aushalten konnte, bei dem Wirt Beschwerde führen. Daran hinderte ihn jedoch schnell entschlossen Frau Käthi Eckardt durch die Entdeckung des Geheimnisses: der von Neumann so unliebsam empfundene Zimmernachbar sei kein andrer als Richard Wagner; er, Neumann, möge deshalb um des Himmels willen ruhig sein, denn da Wagner aus mancherlei

Urſachen der Aufenthalt im Deutſchen Reiche noch immer verſagt ſei, halte er ſich eben unter fremdem Namen in der ſchwäbiſchen Hauptſtadt auf; Eckardts ſtreckten ihm die zum Leben notwendigſten Geldmittel vor. Wenn man bedenkt, daß Wagner damals ein Mann war, der ſchon die Fünfzig überſchritten und den „Tannhäuſer“, „Lohengrin“, ſowie die meiſten ſeiner übrigen großen Meiſterwerke bereits geſchaffen hatte, dann wird man ſich einen Begriff machen können von der Schwere, mit welcher die Ungunſt der äußeren Verhältniſſe damals auf dem genialen Künſtler laſtete. Viele Jahre lang hatte Franz Liszt mit einer wahrhaft rührenden Freundſchaftshingabe für Wagner geſorgt; allein Liszts Mittel waren nach der Lockerung ſeines Verhältniſſes zur Fürſtin Wittgenſtein ſehr beſchränkt; er konnte beim beſten Willen nicht weiter helfen. Nun kam endlich durch Vermittlung der Schweizer Freunde die niemals wieder verſiegende Hilfe von dem Königsjüngling, der in Bayern den Thron beſtiegen hatte. Uebrigens ſtellte ſich heraus, daß die Schulden Wagners die Summe von 200 000 Gulden doch nicht ganz erreichten. König Ludwig II. übermittelte dem glücklich gefundenen Meiſter trotzdem nicht nur die ganze Summe, ſondern ſorgte auch, wie allbekannt, für ſeine ganze fernere Zukunft mit mehr als fürſtlicher Freigebigkeit.

Man denke ſich das Erſtaunen, mit welchem ich dieſe Geſchichte las, und leſe weiter, was dann geſchah.

Didaskalia Nr. 250 vom 24. Oktober 1893.

Wie Richard Wagner nach München kam.

Man ſchreibt uns: Oſthofen, den 21. Oktober 1893. Geehrteſter Herr Redakteur! Soeben mit der Herausgabe der von Richard Wagner an mich gerichteten Briefe und meinen vielfachen perſönlichen Erlebniſſen mit ihm beſchäftigt,

las ich mit Erstaunen in Ihrer Nr. 248, wie R. W. nicht nach München gekommen ist. Von ihm am 28. April 1864 nach Stuttgart, „Hotel Marquardt", telegraphisch berufen, war es mir zufällig vergönnt, dem hochinteressanten Vorgang nicht allein beizuwohnen, sondern auch thatkräftig einzugreifen. Die Mitteilung aus der „Münchener Allgemeinen Zeitung" ist in allen Teilen absolut unrichtig, was Sie, wenn Sie darauf Wert legen, öffentlich erklären können, da ich der einzige lebende Zeuge jener Episode.

Hochachtungsvoll

Kapellmeister Weißheimer.

Hiermit glaubte ich die Sache erledigt, wurde jedoch vierzehn Tage später durch die „Allgemeine Zeitung" eines andern belehrt. Unterm 8. November 1893 brachte ihr L-Korrespondent folgenden Artikel gegen mich, der die früheren unrichtigen Behauptungen „voll und ganz" aufrecht hielt und ihnen noch eine Menge neuer hinzuzufügen sich erdreistete. Ich könnte das Gewäsch einfach übergehen und würde es auch thun; doch will ich den Leser nicht um das Vergnügen bringen, das er beim Anblick eines so kunstvollen journalistischen Eiertanzes auf Kosten der Wahrheit vielleicht haben könnte. Man lese also, oder überschlage es auch, wie man will.

Nochmals: wie Richard Wagner nach München kam.

Vom Verfasser des unter diesem Titel (im Morgenblatt vom 14. Oktober) erschienenen Feuilletons gehen uns noch nachstehende Mitteilungen mit der Bitte um Veröffentlichung zu:

Die Didaskalia-Beilage vom 24. Oktober des „Frankfurter Journals“ bringt eine uns erſt ſpäter zur Kenntnis gekommene Erklärung des Kapellmeiſters Weißheimer, welche die durch meinen kleinen Artikel über Wagners Berufung gebotenen Mitteilungen „in allen Teilen als abſolut unrichtig“ bezeichnet. Irgend welchen Beweis für ſeine Erklärung bleibt Herr Weißheimer ſchuldig; es ſei denn, daß man Weißheimers Behauptung, er ſei am 28. April 1864 von Richard Wagner telegraphiſch nach Stuttgart berufen worden und habe ſelbſt bei Wagners Berufung nach München thatſächlich eingegriffen, ſchon an und für ſich als Beweis für die abſonderliche Behauptung des Herrn Kapellmeiſters gelten laſſen will. Die einzige von Weißheimer beigebrachte Thatſache, nämlich ſeine telegraphiſche Berufung nach Stuttgart, iſt jedenfalls eher ein Beweis für als gegen die Richtigkeit meiner Darſtellung. Selbſtverſtändlich halten wir alle in unſerm Artikel veröffentlichten Thatſachen voll und ganz aufrecht. Dieſelben behaupteten über den Verlauf der Berufung Richard Wagners durch König Ludwig II. weiter nichts als folgendes:

1. Ein Hofherr erkundigte ſich im Auftrage des jugendlichen Königs bei Bodenſtedt, der damals zu der Münchener Hofbühne nahe Beziehungen hatte, ob er (Bodenſtedt) nicht wiſſe, wo Wagner ſich aufhalte?

2. Wagner hielt ſich damals meiſtens bei Freunden in der Schweiz auf.

3. Wagner durfte infolge des noch immer aus dem Jahre 1848 gegen ihn von der ſächſiſchen Regierung aufrecht erhaltenen Steckbriefes den deutſchen Boden nicht betreten, ohne ſeiner Verhaftung gewärtig zu ſein.

Unter den drei hier angeführten Punkten iſt Nr. 1 der nebenſächlichſte. Denn ob Richard Wagner durch Bodenſtedts Vermittlung oder durch die Vermittlung des Herrn Kapellmeiſters Weißheimer nach München kam, iſt an und für ſich ziemlich gleichgültig. Dennoch halten wir unſre Darſtellung

auch in dieſem Punkte voll und ganz aufrecht, da wir an Bodenſtedts Wahrheitsliebe zu zweifeln nicht die geringſte Urſache haben. Uebrigens hat weder Bodenſtedt uns gegenüber noch haben wir in unſerm Artikel behauptet, einzig und allein der Dichter des Mirza-Schaffy habe Richard Wagners Berufung durch König Ludwig veranlaßt; ganz im Gegenteil ſind wir ſogar davon überzeugt, daß eine ganze Anzahl andrer Perſönlichkeiten dabei noch viel größeren Einfluß zu Gunſten Wagners ausgeübt hat als Bodenſtedt, von dem wir nur die nackte Thatſache mitteilten, ein Hofherr habe ſich bei ihm erkundigt, wo Wagner zu finden ſei. Solange Herr Weißheimer nicht einen aktenmäßigen Beweis für das Gegenteil dieſer unſrer Behauptung beibringt, halten wir an Bodenſtedts Darſtellung feſt. Das ſchließt durchaus Herrn Weißheimers perſönliche Mitwirkung für die Ueberſiedelung Wagners nach München nicht aus. Wir haben eine ſolche nirgends in unſerm Artikel beſtritten, ja geſtehen offen, von Herrn Weißheimer bis zur Stunde ſeiner Erklärung ebenſoviel und ebenſowenig gewußt zu haben wie die größere Anzahl aller gebildeten Deutſchen. Herr Weißheimer möge uns alſo verzeihen, wenn uns trotz der an ihn von Richard Wagner gerichteten Briefe ſeine Mithilfe an der Rettung des großen Dichterkomponiſten bis jetzt unbekannt geblieben war. Um eine Rettung im eigentlichen Sinne des Wortes aber hat es ſich im April 1864 für Richard Wagner gehandelt. Und darin liegt das beſonders Charakteriſtiſche und geſchichtlich Denkwürdige von des Meiſters Berufung durch den edlen Bayernkönig. Nicht nur haben wir dafür außer Bodenſtedts Mitteilungen das mündliche Zeugnis eines mit den damaligen Stuttgarter Kunſt- und Litteraturverhältniſſen eng vertrauten und durchaus wahrheitsliebenden Mannes, ſondern auch die im Druck vorliegenden Zeugniſſe noch zweier andrer Männer, an deren Glaubwürdigkeit ſogar Herr Kapellmeiſter Weißheimer nichts auszuſetzen finden wird; dieſe Männer heißen: Franz Liszt und — Richard Wagner!

Der Stuttgarter hohe Beamte, der uns, ganz unabhängig von Bodenſtedt, und ohne daß wir der Mitteilungen des letzteren überhaupt erwähnt hatten, den Verlauf der Thatſachen in gleicher Weiſe erzählte, hieß Wilhelm Hemſen und war jahrelang Bibliothekar des letzt heimgegangenen Königs Karl von Württemberg. Gelegentlich einer Erinnerung an ſeinen Freund, den aus einem weſtfäliſchen Bauernhof hervorgegangenen Maler Mintrop, kam Hemſen voll edelmütiger Bitterkeit darauf zu ſprechen, weſſen alles ein deutſcher Künſtler in ſeinem eignen Vaterlande gewärtig ſein könne. Als ein geradezu unerhörtes Beiſpiel dafür erzählte er dem Verfaſſer des Artikels „Wie Wagner nach München kam“ und einem andern Herrn, welcher zur Zeit Profeſſor am Polytechnikum in Stuttgart war, daß Wagner, obgleich er bereits als Schöpfer des „Lohengrin“ und des „Tannhäuſer“ längſt eines europäiſchen Rufes genoß, kurz vor ſeiner Berufung nach München, auf die materielle Unterſtützung ſeiner Freunde angewieſen, in Stuttgart unter fremdem Namen im Hotel leben mußte. Wir wollen hier noch bemerken, daß Hemſen jahrelang täglicher Mittagsgaſt im „Hotel Marquardt“ war und wahrſcheinlich dort, ſowie durch Hoftheaterkreiſe Näheres über Wagners Stuttgarter Leidenszeit erfahren haben mochte.

Jedenfalls ſtimmen ſeine und Bodenſtedts Mitteilungen durchaus mit Richard Wagners eignen Aeußerungen in ſeinen Briefen an ſeine Schweizer Freunde überein. Dieſe Briefe hat Frau Weſendonck in einem neueren Jahrgang der von Julius Rodenberg herausgegebenen „Deutſchen Rundſchau“ veröffentlicht und durch Hinzufügen perſönlicher Erinnerungen noch vervollſtändigt. Wagners Freundin teilt an der genannten Stelle mit: Wagner habe Anfang der ſechziger Jahre (das genaue Datum vermögen wir im Augenblick nicht anzugeben, weil wir die Zeitſchrift nicht zur Hand haben) ſich an ihren Mann, Herrn Weſendonck, mit der Bitte gewendet, letzterer möge in ſeinem Hauſe dem Meiſter auf einige Zeit eine Frei-

ſtatt zur Vollendung der „Meiſterſinger“ gewähren; er (Wagner) verlange nichts weiter als „Wohnung und Koſt“. Frau Weſendonck erzählt dann, welch unerhörte Unruhe der berühmte Gaſt durch ſein unregelmäßiges Kommen und Gehen, Abreiſen und Wiedereinkehren in ihr Haus gebracht habe; es ſei ſo arg geweſen, daß ſie zuletzt unwillig erklärt habe, „ſie habe kein Hotel!“

Aus alldem geht wohl am beſten hervor, daß unſre Behauptung, Richard Wagner ſei damals ſo gut wie mittellos geweſen, vollkommen auf Wahrheit beruht. Was Wagner aus dem Weſendonckſchen Hauſe in Zürich nach Stuttgart geführt hat, wiſſen wir nicht; ebenſoviel ſteht feſt: Unter ſeinem Namen durfte er ſich damals in Deutſchland nicht aufhalten. Wenn Herr Weißheimer das nicht glauben will, möge er den bei Breitkopf & Härtel vor etwa fünf Jahren erſchienenen Briefwechſel zwiſchen Richard Wagner und Franz Liszt zur Hand nehmen. Dort kann er ausführlich leſen, wie Liszt ſich einſt beim Großherzog von Weimar für Wagners ungefährdete Rückkehr nach Deutſchland verwandte und, als das nichts half, bei einem gelegentlichen Beſuch des Königs Johann von Sachſen ſeine Bitte für den genialen Kunſtfreund erneuerte: vergeblich! König Johann ſoll geradezu erklärt haben, ſobald Wagner ſich in Deutſchland blicken laſſe, würde er ſofort ſeine Verhaftung anordnen. Wenn alſo Wagner in Stuttgart unter fremdem Namen ſich aufhielt, ſo hatte das ſeine guten Gründe. Damit, denken wir, iſt die volle Wahrheit unſrer in dem Artikel: „Wie Richard Wagner nach München kam“ gegebenen Darſtellung allſeitig erwieſen. Nochmals wiederholen wir: Ueber die näheren Vorgänge bei Wagners Berufung, welche zwiſchen Bodenſtedts erſter Auskunft für König Ludwig II. und Wagners wirklicher Ueberſiedelung nach München liegen, haben wir durchaus keine Miteilung gemacht, einfach weil uns dieſe Vorgänge unbekannt waren. Will und kann Herr Weißheimer dieſe Lücke wahrheitsgemäß und intereſſant ausfüllen, deſto

beſſer! Die Wahrheit unſrer eignen Darſtellung bleibt dadurch vollkommen unberührt. L.

Meine erſte Erklärung in der „Didaskalia" hielt ich abſichtlich knapp, weil ich es vermeiden wollte, bei dieſem Anlaß weiter auszuholen und durch Bekanntgabe intereſſanter Details das diesbezügliche Kapitel meines Buches zu ſchädigen. Nach dem erfolgten Angriff mußte ich nun meine Haltung ändern. Ich beſchränkte mich jedoch in meinem Schlußwort auf das Allernotwendigſte, indem ich jenen Herrn L., der mich abſolut nicht hatte kennen wollen, ganz beiſeite ließ, berichtigte nicht einmal die neuen Unrichtigkeiten über Frau Weſendonck und Liszt u. ſ. w., ſondern widerlegte einfach Punkt für Punkt der erſten Legende. Nachdem mein Artikel in Nr. 316 der „Allgemeinen Zeitung" erſchienen war, hörte übrigens der L-Korreſpondent auf — Mitarbeiter genannter Zeitung zu ſein.

Wie Richard Wagner nach München kam.

Ein Schlußwort.

Wir erhalten nachſtehendes Schreiben, durch welches die Frage, „wie R. Wagner nach München kam", endgültig durch einen Augenzeugen entſchieden ſein dürfte, und mit deſſen Abdruck, für uns wenigſtens, die Angelegenheit erledigt iſt.

Sehr geehrter Herr Redakteur!

In Nr. 248 der „Didaskalia" fand ich unter obigem Titel einen Wiederabdruck aus der „Allgemeinen Zeitung" über

Wagners Berufung nach München, der diesen für die Kunstgeschichte so hochwichtigen Vorgang durchaus unrichtig wiedergiebt. Zufällig war ich von dem Dichterkomponisten am 29.[1]) April 1864 telegraphisch nach „Hotel Marquardt" in Stuttgart berufen, wo ich am 30. April ankam und dem hochinteressanten Vorgang als intimer Augenzeuge von Anfang bis zu Ende beiwohnte. Im Interesse der Wahrheit fühle ich mich daher gedrungen, die vielfach mituntergelaufenen Irrtümer zu berichtigen und folgendes klarzustellen:

1. Der von König Ludwig II. Beauftragte, Richard Wagners „habhaft" zu werden, war Staatsrat v. Pfistermeister, welcher auf allerhöchsten Befehl zuerst von München nach Penzing bei Wien reiste (wo Wagner nach seiner Rückkehr aus St. Petersburg Wohnung genommen hatte), um den Dichterkomponisten in Person seinem königlichen Verehrer zuzuführen. Infolge der pekuniären Bedrängnisse hatte jedoch Wagner gerade Penzing verlassen, als Herr v. Pfistermeister dort ankam.[2]) Nach vielem Umherfragen brachte Pfistermeister heraus, Wagner sei in die Schweiz gereist; sogleich

---

[1]) Da ich während der Abfassung meiner Erklärungen auf Reisen war, daher meine Papiere nicht zur Hand hatte und alles aus dem Kopf schreiben mußte, hatte sich hier statt des 29. April der 28. und später statt Leipzig — Frankfurt eingeschlichen, was nunmehr berichtigt worden ist. D. V.

[2]) Ueber den Aufenthalt Wagners in Wien hatte Herr Regierungsrat Friedrich Uhl die Güte, nachstehende Daten uns mitzuteilen. D. R.

„Der Kabinetts-Sekretär des Königs Ludwig, Herr v. Pfistermeister, kam nach Wien, um Richard Wagner die Berufung nach München mitzuteilen. Es war der Wunsch des Königs, daß Herr v. Pfistermeister Wagner bewege, sobald als möglich, wenn es irgendwie anginge, sofort nach München zu kommen. Der Aufenthalt Wagners in Wien — er dauerte damals länger als ein Jahr — war überall in Deutschland bekannt. Richard Wagner schrieb zu jener Zeit seine bekannten, im „Botschafter" veröffentlichten, an mich gerichteten drei Briefe über das Wiener Hof-

reiſte er dorthin; in Zürich angekommen, erfuhr er wieder, der Geſuchte befände ſich in Stuttgart — er folgte ihm auch dorthin nach, wo er ihn am Abend des 2. Mai endlich fand. Wäre er nur einen Tag ſpäter gekommen, ſo hätte er Wagner auch in Stuttgart nicht mehr angetroffen und höchſtwahrſcheinlich ſeine Spur für längere Zeit gänzlich verloren, denn auf den Morgen des 3. Mai war Wagners Abreiſe feſtgeſetzt. Die Irrfahrten Pfiſtermeiſters hätten alſo ſicherlich noch länger fortgedauert, hätte er nicht das Glück gehabt, kurz vor Wagners Abreiſe von Stuttgart dort einzutreffen. Wo aber wollte Wagner am 3. Mai hin? Als ich am 30. April bei ihm eintraf, wußte er es ſelber noch nicht — er wußte nur, daß er nirgends bleiben konnte, — ausgenommen an einem ſtillen, abgelegenen Ort. Seine verzweifelten Worte lauteten kurz und bündig: „Ich bin am Ende — ich kann nicht weiter — ich muß irgendwo von der Welt verſchwinden; können Sie mich

---

operntheater. Als Herr v. Pfiſtermeiſter in Wien ankam, fand er Wagner nicht mehr. Derſelbe war zwei Tage vorher abgereiſt. Herr v. Pfiſtermeiſter, den ich ſeit längerer Zeit zu kennen die Ehre hatte, beſuchte mich, teilte mir ſeine Miſſion mit und ſchilderte ſeine Verlegenheit, da ihm niemand Auskunft über Wagners Aufenthaltsort geben könne. Mit Wagner ſeit 1848 befreundet, konnte ich damit dienen. Wagner hatte ſich nach Zürich begeben, und ich ſagte Herrn v. Pfiſtermeiſter, daß er im Hauſe des Herrn Weſendonck erfahren werde, wo Wagner wohne. (Wagner befand ſich damals nicht im Hauſe Herrn Weſendoncks, ſondern, wie bereits bekannt, in Mariafeld bei Wille. Herr v. Pfiſtermeiſter war alſo genötigt, ſeine Irrfahrten auch auf die Züricher Umgebungen auszudehnen. Glücklicherweiſe kam er dann noch rechtzeitig nach Stuttgart. Erſt nachdem die Richtigkeit meiner obigen Darſtellung durch Herrn Regierungsrat Uhl beſtätigt worden war, ſchritt die Redaktion der „Allg. Ztg." zur Veröffentlichung meines „Schlußwortes". D. B.) Herr v. Pfiſtermeiſter reiſte ſofort nach Zürich, fand aber Wagner auch dort nicht mehr, da ſich derſelbe nach Stuttgart begeben hatte. Dort traf Herr v. Pfiſtermeiſter endlich den Geſuchten."

davor nicht bewahren!" Ich deutete ihm an, daß eine abermalige Hilfe meinerseits um so weniger möglich sei, da ich noch nicht in den Besitz meines zu erwartenden Vermögens getreten, und mein Vater, der früheren Opfer müde, jetzt immer zugeknöpfter geworden sei. Wagner: „Nun, so muß ich auf einige Zeit verschwinden, aber Sie müssen mich begleiten. Wollen Sie das?" Ich: „Rechnen Sie unter allen Umständen auf mich!" Wagner: „Wissen Sie einen abgelegenen Ort in der Nähe?" Ich: „Ein Ort bei Stuttgart wäre nicht geeignet. Ich empfehle Ihnen, zu diesem Behufe Aufenthalt in der Rauhen Alb zu nehmen. Dort sind Sie vor jeder Belästigung sicher." Wagner: „Sie haben recht. Verschwinden wir in die Rauhe Alb!" Er wollte gleich am folgenden Tage mit mir aufbrechen; zum Glück war aber zum Sonntag im Hoftheater Mozarts „Don Juan" angesetzt, den er gern wieder einmal hören wollte; darum wurde die Abreise um einige Tage verschoben.

Wir saßen in der vierten oder fünften Sperrsitzreihe. Hochinteressant war es mir, Wagners Verhalten beim Anhören dieser unvergänglichen Zauberklänge zu beobachten. Schon daß Kapellmeister Eckert (nicht Eckardt!) es wagte, nach der Mozartschen Angabe den Anfang der Ouvertüre alla breve zu dirigieren, fand Wagners sofortige Zustimmung, so wie er während der ganzen wohlgelungenen Vorstellung der vorzüglichen Interpretation Eckerts und der Orchesterleistung das uneingeschränkteste Lob erteilte. Auch die Leistungen des Sängerpersonals (mit Herrn Angelo Neumann als Gast in der Titelrolle) befriedigten ihn, so daß der Eindruck des Mozartschen Meisterwerkes auf Wagner, je weiter die Vorstellung dem grandiosen Finale zueilte, immer mächtiger und packender wurde und manche Thräne der Ergriffenheit in seinem Auge erglänzen ließ. Dabei äußerte er seine Wahrnehmungen und Empfindungen öfters lauter, als es den Umsitzenden angenehm sein konnte, die ihn natürlich nicht erkannten, und als während

der Briefarie die Ausdrücke des Entzückens immer vernehmlicher wurden, zum Beispiel bei der aufsteigenden Skala vom tiefen c in der Violastimme, wo er mir sehr hörbar zurief: „Hören Sie nur diese Bratschen", da brach der Unmut in lautem Zischen von der ganzen Nachbarschaft gegen uns los und erstickte jeden weiteren Gefühlsaustausch. Von nun an aber wußte ich, daß alles Gerede, als blicke Wagner mit Geringschätzung auf Mozart, eitel Lüge war, denn ich hatte es selbst miterlebt, wie er in höchster Bewunderung und Ergriffenheit zu dem Himmlischen aufgeblickt.

Dem folgenden Montag galten die Vorbereitungen zur Abreise und einigen Besuchen, unter anderm auch bei dem berühmten Hofschauspieler Grunert, welcher damals die Leitung des Leipziger Theaters übernehmen sollte. Gegen Abend kehrten wir in das Hotel zurück, um am nächsten Morgen nach der Rauhen Alb zu fahren, wo ein mehrmonatlicher Aufenthalt geplant war, um ungestört die „Meistersinger" zu vollenden, während ich durch Herstellung des Klavierauszugs bei dem Mainzer Verleger Schott neue Zahlungen flüssig machen sollte. Da geschah das gänzlich Unerwartete! Als ich Wagner gerade beim Einpacken behilflich war, ließ sich Herr v. Pfistermeister anmelden. Erst wollte Wagner ihn gar nicht annehmen, als er aber sagen ließ, er komme im Allerhöchsten Auftrag Seiner Majestät des Königs Ludwig und bäte dringend um Gehör, ließ er ihn hochüberrascht eintreten. Um bei dieser Unterredung nicht zu stören, trat ich während derselben auf den Korridor, und als dieselbe nach längerer Dauer beendigt und ich mit klopfendem Herzen wieder eingetreten war, machte er mir von der fast unfaßbaren Glückswende, die ihm in höchster Not beschieden war, eingehendste Mitteilung, wobei ihm die hellen Thränen über die Wangen liefen.

2. Es ist unrichtig, daß Wagner unter falschem Namen in Stuttgart weilte. Als ich am 30. April dort angekommen,

fragte ich im Hotel nach „Herrn Richard Wagner“ und wurde vom Kellner sofort auf sein Zimmer geführt, ebenso Herr v. Pfistermeister einige Tage später.

3. Es ist unrichtig, daß „Wagner aus mancherlei Ursachen der Aufenthalt im Deutschen Reich noch immer (1864!) versagt“ war. Er kehrte bereits 1861 nach Deutschland zurück, verlebte ungestört Frühjahr und Sommer 1862 in Biebrich am Rhein, wo er den ersten Akt der „Meistersinger“ schrieb, und dirigierte Ende Oktober desselben Jahres in einem von mir veranstalteten Konzert im Leipziger Gewandhaus „zum ersten Male“ das Meistersingervorspiel und die Tannhäuser-Ouvertüre persönlich öffentlich unter seinem Namen! Wenn dies 1862 in Sachsen möglich gewesen, warum sollten ihn 1864 in Stuttgart Ursachen des „Deutschen Reiches“, welches selber erst sechs Jahre später geboren wurde, zur Führung eines falschen Namens nötigen?!

4. Seltsam liest sich in dem Berichte die Jammerklage, daß dem Meister nicht einmal möglich gewesen, die zwei Mark für Mittagessen zu bezahlen: Ihr Herr Verfasser hätte dies auch nicht gekonnt und niemand; denn — es gab noch keine zwei Mark. Auch war es damals noch nicht üblich, den Mittagstisch im Hotel extra zu bezahlen und noch dazu „sofort“. Reiste man ab, so ließ man sich die Rechnung geben und zahlte den Gesamtbetrag auf einmal oder wöchentlich, je nach Abmachung. Wollte jedoch Ihr Herr Berichterstatter damit andeuten, daß sich damals Wagner in dürftigen pekuniären Verhältnissen befand, so hat er leider nur allzusehr recht. Dieselben waren, wie schon angedeutet, so verzweifelter Art, daß Wagner am 3. Mai 1864 auf einige Zeit mit mir verschwinden wollte. Schon hatte ich zum frühen Morgen den Wagen bestellt, der uns zwei oder drei Stationen entfernt an den Zug bringen sollte; denn es schien nicht ratsam, die Reise vom Stuttgarter Bahnhof direkt anzutreten. Deshalb waren Wagners erste Worte nach der wichtigen Unterredung mit Pfister-

meiſter zu mir: „Nur gleich den Wagen wieder abbeſtellen, — ſtatt in die Rauhe Alb geht es morgen zum König von Bayern, zu dieſem“ — damit auf eine koſtbar eingerahmte Photographie Ludwigs II. weiſend, welche auf dem Tiſche ſtand. Wie begreiflich, befand er ſich in der denkbar größten Gemütsbewegung, deren leidenſchaftliche Ergüſſe ſich jeder Beſchreibung entziehen und in einer wahren Thränenflut endigten. Noch ſpät eilte ich in die nahegelegene Wohnung Kapellmeiſter Eckerts, von dem überraſchenden Ereignis Mitteilung zu machen, und kehrte mit der Einladung Frau Eckerts „zum gemeinſchaftlichen Frühſtück am folgenden Morgen vor der Abreiſe“ zu Wagner zurück. Dieſem Abſchiedsſchmauſe wohnte auch Herr Kapellmeiſter Abert bei. Während des Eſſens kam noch als weitere Ueberraſchung die Nachricht von dem Tode Meyerbeers hinzu, welcher an demſelben Tage in Paris erfolgt war, an welchem Herr v. Pfiſtermeiſter in Stuttgart eintraf.

5. Daß es in den vorangehenden Nächten, da Wagner noch mit der Verzweiflung rang, oder in der letzten, wo ihm das plötzlich hereingebrochene Glück die Ruhe und den Schlaf raubte, für zufällige Zimmernachbarn keine Annehmlichkeit ſein mochte, in ſeiner Nähe zu ſein, will ich gern glauben, — ſie konnten dem aber leicht entgehen, wenn ſie ſich ein andres Zimmer geben ließen. Da ſie dieſen in dem geräumigen Hotel ſo naheliegenden Ausweg nicht einſchlugen, ſo geht daraus nur hervor, daß die Störungen Wagners keine ſo großen geweſen ſein können, wie angegeben wird, oder, wenn doch, daß ſie dieſelben gern ertrugen, nachdem ſie gehört, wer der „ſonderbare Kauz“ in ihrer Nachbarſchaft geweſen, den ſie vielleicht nicht nur ſehen, ſondern auch ſprechen zu können wähnen mochten. Einer derſelben, ein reicher Engländer, machte zu dieſem Behufe während meiner Anweſenheit einen Verſuch, indem er ſeine Karte präſentieren ließ. Wagner lehnte jedoch den Beſuch kurz ab mit den Worten: „Der giebt mir

doch nichts!“ Sicherlich hatte auch der Baryton[i]ſt Neumann den ſehr begreiflichen Wunſch, dem Schöpfer des „Tannhäuſer“ und „Lohengrin“ näher zu treten; daß es ihm aber damals nicht gelang, geht aus dem Satze im Bericht hervor: „Nicht einmal zu ſehen bekommt man den ſonderbaren Heiligen.“

6. Die Mitteilungen der Frau „Käthi“ an Herrn Neumann können nicht richtig ſein, da, wie ſchon dargethan, Wagner nicht unter falſchem Namen in Stuttgart weilte. Auch daß Eckert ihm bei dem kurzen Aufenthalt „die zum Leben notwendigen Gelder vorgeſtreckt“, iſt wohl gleichfalls unrichtig. Im Hotel brauchte er für die paar Tage kein Geld und — hatte auch keins, wie ſich beim Verlaſſen des Hotels und beim Billetkauf herausſtellte, denn er bezahlte ſeine Hotelrechnung nicht in bar, ſondern gab an Zahlungsſtatt dem Oberkellner eine reiche ruſſiſche Doſe, welche er in St. Petersburg von einer hochſtehenden Perſönlichkeit zum Geſchenk erhalten. Natürlich hatte ſie einen vielfach höheren Wert, als der Betrag der Rechnung erforderte; denn der Oberkellner, die Doſe nur flüchtig beſehend und ihren hohen Wert ſofort erkennend, machte eine tiefe Verbeugung und begleitete uns unter tauſend Bücklingen bis vor den Ausgang. Schnell fragte ich Wagner, weshalb er mir die Doſe nicht vor einer Stunde zum Verſilbern übergeben habe, worauf er meinte, nun ſei er doch ſo wie ſo aller Geldſorgen überhoben. Daß er darin irrte, zeigte ſich ſogleich im Bahnhof. Der königliche Abgeſandte hatte bereits in einem Coupé erſter Klaſſe Platz genommen und ſah mit ſichtlicher Ungeduld dem Kommen Wagners entgegen, der ſich etwas verſpätet hatte. Schnell ſtieg er zu ihm ein, und ich verabſchiedete mich von beiden Herren, da ich an den Rhein zurückzukehren gedachte. Kaum war ich einige Schritte entfernt, ſo kam Wagner im Fluge hinter mir her, rufend: „Um Gottes willen, Pfiſtermeiſter hat mir ja kein Billet gelöſt; ſpringen Sie ſchnell, eins zu holen.“ Im Galopp eilte ich zur Kaſſe und vermochte auch noch glücklich, dem

bereits im Gang befindlichen Zug nachſpringend, das Billet Wagner in das Coupé zu werfen: ich hatte ihm das Billet zu ſeinem Glück gekauft! So — und nicht anders — kam Richard Wagner nach München.

Meine früheren und ſpäteren Erlebniſſe mit dem Dichterkomponiſten gedenke ich demnächſt mit ſeinen zahlreichen an mich gerichteten Briefen zu veröffentlichen.

Karlsruhe, im November 1893.

W. Weißheimer.

Nach dieſer unfreiwilligen polemiſchen Exkurſion kehre ich wieder zu dem Tag der Abreiſe Wagners von Stuttgart, zum 3. Mai 1864 zurück.

Sobald der Münchener Zug meinen Blicken entſchwunden, verließ ich den Bahnhof. Vor dem Hotel begegnete mir Konzertſänger Wallenreiter. Dieſer teilte mir mit, Theaterdirektor Böckel aus Augsburg ſei hier, welcher zum Herbſt einen erſten Kapellmeiſter ſuche und mich für ſein Theater gewinnen wolle. Hofkapellmeiſter Eckert habe mich Böckel ſehr warm empfohlen, und falls ich Luſt habe, das Engagement anzunehmen, wolle er es dem Direktor, mit welchem er befreundet ſei, mitteilen. Es bedurfte keines langen Beſinnens — Augsburg ſo nahe bei München — ich ſagte zu. Nach einer Stunde brachte mir Direktor Böckel den Kontrakt ins Hotel. Am 4. Mai, nachdem ich meiner Braut von alledem Mitteilung nach Leipzig geſandt, reiſte ich vergnügt nach Oſthofen. Wie dort die vielerlei Glücksbotſchaften aufgenommen wurden, läßt ſich denken, und als gar der ſchon mitgeteilte Brief Wagners eintraf, welcher alle gehegten Erwartungen beſtätigte und ſie wo-

möglich noch übertraf, war des Staunens über den königlichen Gnadenspender kein Ende.

So sehr es mich drängte, Wagners Einladung nach Starnberg zu folgen, vergingen doch etwa drei Wochen bis zur geplanten Abreise, da in Osthofen verschiedene Formalitäten in betreff meiner Verheiratung zu erledigen waren. Als ich zur Abreise bereit war und ich Wagner mein Kommen ankündigte, schrieb er mir aus Starnberg unterm 16. Juni 1864:

Liebster Wendelin!

Sie kommen nun zu spät — ich kann Sie nicht mehr bei mir aufnehmen, da meine Gasträume in diesen Tagen sich für längere Zeit mit ganzen Familien füllen.[1]) Warum trödeln Sie auch so lange? Sie hatten lange Zeit, sich zu besinnen, und ich war ganz einsam. —

Jetzt heirathen Sie, und besuchen Sie mich wenigstens auf der Hochzeitsreise. —

Herzliche Grüße an die Ihrigen und die Zukünftige von Ihrem

Richard Wagner.

P. S. Schicken Sie mir doch nur den Band Schoppenhauer!

Daß er den Namen seines vielgeliebten Philosophen hier mit zwei p ausstattete, ließ auf die Eile schließen, mit welcher er, von den Umständen gedrängt, die obigen Zeilen

[1]) Die Familie Bülows hatte sich angemeldet, welche mit Kindern und Kindsmädchen in der raumbeschränkten Villa Wagners Wohnung nahmen.

niedergeschrieben haben mußte. Ich sandte ihm das gewünschte Buch und versprach, meinen Besuch später und bei passenderer Gelegenheit auszuführen. In der That paßte auch mir derselbe in jener Zeit nur wenig, sonst hätte ich ihn dennoch abgestattet. Ich konnte ja leicht in Starnberg oder sonstwo in der Nähe unterkommen. Freilich kam ich durch diese Verschiebung um die schöne Gelegenheit, bei den häufigen Besuchen Wagners und v. Bülows in Schloß Berg anwesend zu sein, welche sich in jener Zeit ereigneten, und die, wie mir Bülow später mitteilte, in ihrer Art wirklich reizend gewesen sein sollen. Der junge Monarch empfing die genannten Gäste in ungezwungenster Weise zum Nachmittagskaffee, wobei er sehr gesprächig gewesen und sich von Hans v. Bülow öfters Klaviervorträge halten ließ. Hatte ich also durch mein Fernbleiben viel, sehr viel versäumt, so fand ich andrerseits einen reichen, ungeahnten Ersatz durch eine Bekanntschaft, die ich in Mainz machen sollte, und die mich mit einer der hervorragendsten Erscheinungen dieses Jahrhunderts zusammenbrachte, mit

Ferdinand Lassalle.

Dieser hochstrebende, geniale Mann war in jenen Jahren die Zielscheibe der allerheftigsten Befehdungen und Schmähungen fast der gesamten deutschen Presse. Der Kampf gegen ihn wurde mit einer Erbitterung, einer Wut geführt, welche die beim Auftreten Wagners seinerzeit entfesselte noch bei weitem übertraf: Tag für Tag wurde er in die Oeffentlichkeit gezerrt, sein Wesen entstellt, seine

Person verhöhnt, zerfleischt und die spärlichen Ueberbleibsel von der gierigen öffentlichen Meinung verschlungen. Und was hatte dieser damals neben Bismarck bestgeschmähte Mann Deutschlands gethan? Wodurch zog er sich solchen grenzenlosen Haß zu? Er hatte jene bisher nur den Gelehrten der Sozialwissenschaft zugängliche Erkenntnis der ökonomischen Gesetze in eine klare, jedermann verständliche Sprache gebracht und damit das im Verborgnen glimmende Lichtlein der Gelehrtenstube zu einer hellstrahlenden Leuchte für das ganze Volk angefacht. Da diese Leuchte den Vertretern der damaligen Erwerbszustände durchaus nicht paßte, sollte sie mit aller Gewalt wieder ausgelöscht werden. Es begann jene heftige, leidenschaftliche und darum gänzlich unwirksame Preßcampagne, in deren Stürmen die Leuchte zur Fackel und bald zu einem mächtigen Feuerbrand wurde, dessen sengende, „wabernde Lohe" die folgenden Dezennien mit unheimlichem Glanz beleuchtete. Durch Lassalles Schriften war urplötzlich die große „soziale Frage" aufgerollt und zum Brennpunkt der ökonomischen und politischen Welt geworden.

Sofort suchte ich mir die so arg verlästerten Schriften zu verschaffen; denn wie einst bei Wagner sagte ich mir, dieser mit solcher Erbitterung Verfolgte müsse ein hochbedeutsamer Mann sein. Sobald ich sie gelesen, machte ich Wagner darauf aufmerksam mit dem Hinzufügen, er würde bei deren Lektüre nicht wenig überrascht sein, hier dasjenige wissenschaftlich begründet zu finden, was sein prophetisches Künstlergenie stets geahnt, was sich durch alle seine früheren Schriften, besonders „Die Kunst und die

Revolution", wie ein roter Faden hindurchziehe und ihnen ihre Signatur verleihe. Gab es schon früher bei Berührung dieser sozialen Seite Wagners innerhalb meiner Familie starke Meinungsverschiedenheiten, so brachte sie die Erscheinung Lassalles in heftigsten Aufruhr. In der Tagespresse wurde er als „Helfershelfer Bismarcks" bezeichnet — das war genügend, auch ihn zu verdammen. Es passierte die komische Verwechslung, daß beide in einen Topf geworfen und beide als „Erzreaktionäre" verschrieen wurden! Mit Fug und Recht mußten daher beide als die gefährlichsten Volksfeinde gehaßt werden. So auch im Schoße meiner Angehörigen. Gern ergriff ich da die Gelegenheit, einige Tage nach Mainz und Frankfurt zu gehen, umsomehr, als für Sonntag den 3. Juli in der Mainstadt ein öffentlicher Vortrag Lassalles angekündigt war. Mein Freund Städel, welcher dessen persönliche Bekanntschaft dort bereits gemacht hatte, stellte mich ihm am 2. Juli im Mainzer Bahnrestaurant vor. Mit festem Blick sah er mich aus den stahlgrauen Augen an, ergriff meine Hand und sagte, meinen Namen genau prononcierend: „Herr Weißheimer, ich grüße Sie!" (Nicht etwa, wie sonst üblich: „Sehr erfreut" oder „sehr angenehm", wobei gewöhnlich der noch ungeläufige Name des Vorgestellten entweder ganz übergangen oder undeutlich gemurmelt zu werden pflegt.)

Lassalle stand damals im kräftigsten Mannesalter, war 39 Jahre alt, von schlanker, hochgewachsener Gestalt, bartlos (mit Ausnahme eines unbedeutenden Schnurrbärtchens) und hielt das Haupt mit der mächtigen Denkerstirne hoch emporgerichtet. Die blassen, langen, durchfurchten und durch-

geiſtigten Geſichtszüge hingen etwas ſchlaff herab, umrahmt von dichtem, dunkelbraunem und ſehr krauſem Kopfhaar. Sobald ſich die vorher feſtgeſchloſſenen Lippen auf der ſofort angetretenen gemeinſamen Weiterfahrt nach Frankfurt öffneten und ihnen ein unvergleichlicher Redeſtrom entquoll, belebten ſich die ſchlaffen Geſichtszüge, die ſtählernen Augen leuchteten, die hohe Figur ſchien mehr und mehr anzuwachſen. Am folgenden Tag konnte ich in der Mainſtadt ſeine wohl noch nicht übertroffene Redevirtuoſität in vollſtem Maße bewundern. Er ſprach in einem ſeiner neu ins Leben gerufenen Arbeitervereine über Kapital und Arbeit und berührte gegen den Schluß ſeiner hochintereſſanten Ausführungen auch die Politik. Es handelte ſich darum, ob, was die liberalen Parteien wünſchten, Friedrich von Auguſtenburg in Schleswig-Holſtein als Herzog einziehen ſolle oder nicht. Laſſalle erläuterte alle Für und Wider und kam zum Schluß: es ſei nicht im Intereſſe des deutſchen Volkes, wenn den vielen Kleinſtaaten im Norden noch ein neuer hinzugefügt würde; er wünſche daher „dem Auguſtenburger" keinen Erfolg. Nach dieſem zweiſtündigen, von der Menge mit donnerndem Applaus aufgenommenen Vortrag ſchlichtete er im Nu die zwiſchen einigen Vereinsmitgliedern entſtandenen Differenzen: ſeiner Flammenzunge und der machtvollen Perſönlichkeit konnte niemand widerſtehen.

Den Sonntagabend brachten wir im „Holländiſchen Hof" [1]) am Goetheplatz zu, und der Zufall wollte es, daß Laſſalle an der Tafel nicht weit von ſeinem gleichfalls in

[1]) Iſt neuerdings eingegangen.

Frankfurt anweſenden Hauptgegner Schulze-Delitzſch zu ſitzen kam. Man kann ſich denken, welche Blicke hie und da über den Tiſch hinflogen und wieder zurückkamen. Schade, daß der Schauplatz dieſes Zuſammentreffens der neutrale Boden eines Hotelſpeiſeſaales geweſen: welch intereſſantes Redeturnier hätte ſich leicht an einem andern Ort entwickeln können; denn auch Schulze-Delitzſch war in der Redekunſt kein zu verachtender Gegner. Als er ſich nach einiger Zeit zurückzog, blickte ihm Laſſalle bedauerlich nach — in ſeinem Buche „Baſtiat—Schulze" hatte er ihm furchtbar mitgeſpielt! Friedlich ſchliefen ſie nun beide unter einem Dache.

Am andern Morgen war ich mit Städel auf Laſſalles Zimmer, wo er ſeiner Freude Ausdruck gab, daß der von ihm geplante Empfang der Deputation ſchleſiſcher Weber im Berliner Schloß unter Befürwortung Herrn v. Bismarcks glücklich zu ſtande gekommen. Der König ſollte aus dem Munde der Arbeiter ſelbſt ihre Notlage kennen lernen und die von Laſſalle formulierten Vorſchläge entgegennehmen.[1]) Dabei bediente ſich Laſſalle eines ſehr draſtiſchen Ausdrucks, den ich hier nicht mitteilen will. Sodann kamen wir auf die etwaige Stellung der Kunſt im Sozialſtaat zu ſprechen, welcher Laſſalle ein weites, ungeahntes Feld vindizierte, weil ſie dann allen zugänglich würde, während jetzt nur der kleinſte Teil des Volkes an ihren Gaben teilnehmen

---

[1]) Bismarcks Vermittlung wurde ſpäter im Abgeordnetenhaus ſeitens der Fortſchrittspartei einer herben Kritik unterzogen. Die Redereien ſchnitt er kurz mit der Frage ab, ob er die Leute erſt hätte fragen ſollen, wie reich ſie ſeien, ehe er ſie zum König führen ließ.

[illegible] In diesem Punkte stimmte er ganz mit Wagners [illegible] prächtigen Bänden überein. Ich teilte ihm [illegible] mit, [illegible] vermutlich [illegible] auf [illegible] Veranlassung [illegible] in [illegible] der [illegible] „Ring des Nibelungen“, dessen Buch einem [illegible] Verlage zum Verlegen gegeben. Mit großem Interesse nahm er [illegible] das Buch. Hier [illegible] ein [illegible] in der Unterhaltung ein. Lassalle teilte uns mit, daß er demnächst einen Ausflug in die Schweiz machen wolle, um vorläufig den Kontroversen einiger nicht [illegible] Verwicklungen in gewisser Richtung zu entgehen. Er [illegible] der [illegible], daher er es zu den Verhandlungen in letzter Richtung kommen lasse, denn er müsse [illegible] die Verteidigung selbst führen; überließe er sie einem anderen, so sei ihm eine stattliche Reihe von Gefängnisstrafen gewiß. Zu der ihm dadurch erwachsenden Arbeit habe er jetzt keine Lust; darum wolle er sich auf kurze Zeit in die Schweiz begeben, wo er unbehelligt sei. Schon auf dem Weg dorthin, habe er mit „der Gräfin“, mit welcher er morgen in Mainz zusammentreffe, einen kurzen Ausflug in die Pfalz verabredet, um einige ihn interessierende historische Punkte, wie Trifels und Madenburg, zu besuchen. Falls wir (Städel und ich) Lust hätten, an dieser Partie teilzunehmen, würde es ihn sehr freuen. Da wir zufällig ebenfalls eine derartige Fußtour geplant hatten, nahmen wir Lassalles Vorschlag mit Vergnügen an. Es wurde nun zunächst folgendes verabredet: Städel sollte Lassalle andern Tags nach Mainz begleiten und Mittwoch den 6. Juli mit diesem und der erwarteten Gräfin

Sophie v. Hatzfeld in Osthofen eintreffen, um mich dort in Empfang zu nehmen, weil ich am selben Tage noch (Montag nachmittag) nach Darmstadt reisen wollte. Dort wünschte ich bei Frau Schindelmeisser eine Kondolenzvisite abzustatten, da vor kurzem deren Gatte, mein wahrer Freund und Berater, einem tückischen Lungenleiden erlegen war. Während des Dienstags mußte ich in Osthofen eintreffen, um für den nächsten Tag bereit zu sein. Gegen Mittag sollte der Besuch von Mainz kommen und womöglich das Mittagsmahl in der Steinmühle einnehmen; denn bei der feindlichen Stimmung, die allerwärts gegen Lassalle und selbst gegen die Gräfin Hatzfeld herrschte, war es durchaus nicht sicher, ob es mir gelingen würde, meine Eltern zu einem freundlichen Empfang dieser Gäste umzustimmen.[1]) Für den sehr möglichen Fall des Gegenteils hatte ich mir vorgenommen, dieselben an der Station erst gar nicht aussteigen zu lassen, sondern mit ihnen direkt nach Worms zu fahren. Immerhin mußte die Veranstaltung dieses vielleicht allermerkwürdigsten Besuches in Osthofen versucht werden, und ich klopfte zu diesem Zweck zuerst bei meiner Mutter an. Kaum hatte sie den Namen „Lassalle" und „Gräfin v. Hatzfeld" gehört, als sie heftig erschrocken zur Thüre hinauslief. Ich wandte mich nun an meinen Vater, der, mit der Ausarbeitung seiner umfangreichen Geschichte Osthofens beschäftigt, an seinem Schreibtisch saß und in seine Arbeit so vertieft war, daß er von meinem Gespräch

[1]) Es mag auch in meiner alt-protestantischen, wenngleich liberal denkenden Familie zu der Abneigung im stillen doch etwas der Umstand beigetragen haben, daß Lassalle Jude war. D. V.

mit der Mutter nichts gehört hatte. Er hielt gerade das Kapitel über die herzoglich von Dalbergischen Besitzungen und besonders die Franz v. Sickingens in der Ostdorfer Gemarkung aufgeschlagen, und ich beschloß, an diesen ihn am meisten interessierenden Punkt anzuknüpfen. Ich sagte ihm, mit Franz v. Sickingen habe auch Lassalle sich viel beschäftigt und sogar eine fünfaktige Tragödie gleichen Namens verfaßt, heute käme der berühmte Autor zu einem kurzen Besuch hierher, da hätte er die schönste Gelegenheit, sich mit demselben über — Sickingen zu unterhalten, und um diese ihn gewiß in hohem Grade interessierende Unterredung am bequemsten und angenehmsten zu machen, habe ich Lassalle mit der Gräfin Hatzfeld gleich zum Mittagessen eingeladen. Als ich auf den erstaunten Mienen meines Vaters „Sturm" aufsteigen sah, warf ich schnell noch ein: Lassalle sei ein höchst eleganter und sehr vermögender Mann, ein Gelehrter sondergleichen, der nicht bloß die Geschichte bis aufs i-Tüpfelchen kenne, sondern alles wisse, — sein Besuch sei daher eine große Ehre für unser Haus. Nun beobachtete ich meinen Vater. Er überlegte. Die aufgeregten Gesichtszüge beruhigten sich allmählich, und schließlich meinte er: auch dem Feinde dürfe man unter gewissen Umständen die Gastfreundschaft nicht verweigern, immerhin sei es interessant, einen solchen Mann sich einmal in der Nähe ansehen zu können — und wenn es der Mutter recht sei, wolle auch er nichts dagegen haben. Nach einigem Widerstand brachte ich auch die Mutter herum. Im Saale wurde die Tafel bereitet, und um Mittag holte ich die Gäste von der Bahn ab.

In Osthofen mochte sich schon die Kunde von der Ankunft des Gefürchteten verbreitet haben; aus geöffneten Fenstern blickten scheue, neugierige Gesichter, als Städel, die Gräfin führend, an ihrer Seite die bildhübsche Kammerzofe Helene, durch die Straßen schritt und ich mit Lassalle hinterdrein kam. Endlich in der Steinmühle angelangt, war vorerst der Empfang nur ein höflich-frostiger. Ich brachte Lassalle mit meinem Vater zusammen, die sich bald in ein historisches Gespräch miteinander vertieften, während meine Schwester Lenchen, die Mutter und meine Schwägerin Auguste (eine geborene Röder v. Diersburg) sich mit der Gräfin v. Hatzfeld beschäftigten. Die Unterhaltung wurde warm und wärmer, und nach kurzer Zeit war sie bereits höchst animiert. Als da meine Brüder Julius und Gustav, der Turner, zum Vorschein kamen, begrüßte sie Lassalle und schlug letzterem mit den Worten: „Fürwahr, eine wahre Reckengestalt" wohlgefällig auf die Schulter. Nun ging es die Treppe hinauf zu Tisch. Lassalle hatte mich zuvor auf die Seite genommen und gefragt, ob „die Helene" mit am Tisch sitzen dürfe; sie sei ein gebildetes Mädchen und würde sich durchaus bescheiden benehmen. Ich sagte das meinem Vater — ihm waren junge hübsche Gesichter sehr sympathisch — und so ward auch dieser Punkt bald in Ordnung gebracht und Städel neben Helene plaziert. Beim Hinaufsteigen sagte mir mein Vater: „Der Herr Lassalle ist ja ein hochmerkwürdiger Mann, den ich durchaus unrichtig beurteilt und mir ganz anders vorgestellt hatte. Wie doch die Zeitungen einen Menschen entstellen können!" Bei Tisch nahm er zwischen Lassalle und der Gräfin Platz, welche am

[illegible]

[illegible] meine Mutter und drückte ihr mit der

*) Bekanntlich gelang es ihm, durch seine Freunde Mendelssohn [illegible] des Grafen Hatzfeld jenes Dokument [illegible] zur [illegible] des Vermögens der Gräfin, seiner Frau, machen sollte. Von der wider ihn erhobenen Anklage der Verleitung zum Kassetten-Diebstahl wurde er nach seiner gigantischen Vertheidigungsrede am 11. August 1848 von dem Assisenhof zu Köln freigesprochen. D. V.

Worten: „O, Sie köſtliche Frau!“ einen ſchallenden Kuß auf den Mund, der alles Weiterfragen verſtummen machte. Bei dieſer gänzlich ungeahnten und blitzſchnell ausgeführten Operation brach natürlich bei allen die ungeheuerſte Heiterkeit aus. Selbſt meine Mutter lachte mit, und mein Vater rang noch lange Zeit nach Luft. Eine beſſere Antwort auf dieſe verfängliche Frage hätte Laſſalle für den Augenblick gar nicht finden können.

Was er wollte, zog übrigens gleich darauf mit faſt mehr als hinreichender Klarheit an ſeinen Zuhörern vorüber. Friedrich Städel legte nämlich einen Teil der neueſten Streitſchriften, ſowie die zuletzt gehaltenen, im Druck erſchienenen Verteidigungsreden vor diverſen Gerichtshöfen auf den Tiſch und bat Laſſalle, der Geſellſchaft daraus einiges zum beſten zu geben. Bereitwillig legte er ſich das Material zurecht und hielt dann einen Vortrag, der mir zeit meines Lebens unvergeßlich bleiben wird. In kürzeſter Ueberſicht gab er die Quinteſſenz ſeiner koloſſalen Rede über die indirekten Steuern, welche in der Hauptverhandlung einen ganzen Tag lang dauerte, zu welcher er auf dem Gerichtstiſch eine kleine Bibliothek aufgeſtellt und mit welcher er die Richter und beſonders den Staatsanwalt faſt zur Verzweiflung gebracht hatte. Schien er die zuläſſigen Grenzen der Verteidigung hart zu ſtreifen, ſo unterbrach ihn der Staatsanwalt und beantragte, dem Angeklagten das Wort zu entziehen. Dieſer, dem wegen angeblicher „Erregung von Haß und Verachtung“ eine vielmonatliche Gefängnisſtrafe drohte, wehrte ſich natürlich bis zum Aeußerſten. Er mußte beweiſen, daß das, was er geſchrieben, Wiſſenſchaft ſei, während der Staats-

anwalt behauptete, es sei keine Wissenschaft. (Das Gesetz erklärte nämlich die Wissenschaft und ihre Lehre für frei.) Da nun Lassalle in umfassendster Weise aus allen nationalökonomischen Werken nicht bloß der deutschen, sondern aller Kulturländer überzeugend das Wissenschaftliche seiner Lehre nachgewiesen zu haben glaubte, und der Staatsanwalt es immer noch bestritt, entschlüpften ihm die Worte: „Was, keine Wissenschaft? Da muß ja der Staatsanwalt ein wahrer ‚Ausbund von Wissenschaftlichkeit' sein, wenn er das nicht für Wissenschaft gelten lassen will, was in diesen gelehrten Werken hier geschrieben steht." Bei der Stelle „Ausbund von Wissenschaftlichkeit", welcher sich noch die scharfe Frage: „Bin ich denn der wissenschaftliche Prügeljunge des Staatsanwalts?" anschloß, schlug er in Osthofen so heftig auf den Tisch, daß alle Weingläser klirrend in die Höhe fuhren. Aehnlichen Effekt mußten in der Hauptverhandlung diese Worte auf den Herrn Staatsanwalt gemacht haben. Auch er sprang auf und erreichte nun wirklich, daß der Gerichtshof dem Angeklagten das Wort „definitiv" entzog. Dieser sagte: „Gut, so werde ich Ihr Urteil mit kreuzweis verschlungenen Armen stumm über mich ergehen lassen. Zuvor muß ich jedoch auf Artikel soundsoviel, in den Verordnungen Band soundsoviel, auf Seite soundsoviel 2c. verweisen und beantrage, mir das Wort wieder zu erteilen." Der Gerichtshof hielt eine kurze Beratung und kam zum Beschluß: „Der Angeklagte hat wieder das Wort!" Geraume Zeit ging es dann noch weiter, und schließlich wurde Lassalle, der erst zu vier Monaten Gefängnis verurteilt worden war, freigesprochen,

nachdem er den Richtern der höheren Instanz die Versicherung gegeben hatte, daß ihm eine etwa viermonatliche Gefängnishaft weit weniger Beschwer verursacht haben würde als die Mühe, aus allen Ländern Europas den Beweis herbeizuschaffen, daß seine Lehre in der That Wissenschaft sei.

Es ist geradezu unmöglich, den Eindruck auch nur annähernd zu beschreiben, den die wahrhaft phänomenale Beredsamkeit Lassalles bei den Zuhörern hervorrief. Mein ältester Bruder Jean, welcher der Begegnung aus Groll bisher fern geblieben war, kam nun doch, von der Neugier getrieben, sich das „Wundertier" anzusehen, herbei und war nicht wenig erstaunt, die Gesellschaft in vollster Begeisterung zu finden. Er hatte geglaubt, jetzt bei etwas vorgerückter Stunde müßten sich alle an den Köpfen haben! Die in so kurzer Zeit vorgegangene Umwandlung der Gemüter war ihm ganz unbegreiflich. Solche Wunder konnte nur ein Genie bewirken, und welch ein Genie Lassalle gewesen, weiß jetzt so allgemach die Welt.

Nachmittags hatte die Unterhaltung ihren Höhepunkt erreicht. Weiter ging es nicht, denn Lassalle, der dem starken Osthofer Gewächs lebhaft zugesprochen, spürte nun dessen Wirkung. Ich brachte ihn an die Luft, in den Garten. Wie er den Bach sah, raffte er sich auf, mir eine Probe seiner Energie abzulegen, und in sehr schwankendem Zustand brachte er es in der That fertig, hart am Rand des Baches hinzulaufen, ohne ins Wasser zu fallen. Da er bereits Anstalt machte, diesen höchst bedenklichen Dauerlauf zu wiederholen, hielt ich ihn davon ab und brachte

ihn in Sicherheit — auf mein Bett, wo er sofort einschlief. Nach einer Stunde kam er wieder völlig nüchtern zum Vorschein. Nun wollte er auch sehen, wo dieser gefährliche Wein gewachsen war, der ihm so zu schaffen gemacht, und wir führten ihn zu diesem Behufe auf die bei der Steinmühle gelegene Anhöhe, auf den „Schnapp", wo ihm außer der guten Lage auch die Aussicht nach Worms und über den Rhein recht gefiel. Den Wein brachte er aber nicht aus dem Kopf und bestellte sich bei meinem Bruder Julius gleich ein ganzes Faß davon. Er hat ihn nicht mehr getrunken!

Nachdem wir zurückgekehrt, wurde schnell das Abendessen eingenommen, denn Lassalle brannte darauf, meine Oper „Theodor Körner" kennen zu lernen. Bei seinem scharfen Auffassungsvermögen und dem durch seinen intimen Verkehr mit Hans v. Bülow gesteigerten Musiksinn war es ihm ein Leichtes, meiner Wort- und Tonreproduktion am Flügel zu folgen und Scene für Scene an seinem Geist vorüberziehen zu lassen. Schon beim Anhören des königlichen Aufrufs: „An mein Volk" geriet er in sichtliche Erregung, die sich beim Abschied Körners von seiner Braut, beim Schwur der Lützower, der Trauerhymne an die Germania und der darauf folgenden Phantasie „an die Eichen" ꝛc. dermaßen steigerte, daß er vom Sofa aufschnellte, mich vom Klavierstuhl riß, im Nu mich stürmisch umarmte und küßte und in die Worte ausbrach: „Eine solche Musik- und Deklamationsgewalt wie die Ihre würde mir für die Agitation hochwillkommen sein. Vor Ihrem Können die allergrößte Hochachtung! Wollen Sie, daß ich Ihnen einen meinen

Absichten und Ihren Fähigkeiten entsprechenden Operntext ausarbeite, so bin ich mit Vergnügen dazu bereit." Selbstverständlich ging ich freudig darauf ein, und sofort machten wir uns an die Stoffwahl. Vom Bauernkrieg kamen wir auf Florian Geyer und Thomas Münzer und zuletzt auf den Böhmen Ziska, welchen Lassalle für den Geeignetsten hielt. Er versprach, gleich nach seiner Ankunft in der Schweiz ans Werk zu gehen.

Jetzt, in später Abendstunde, war der leidige Abschiedsmoment gekommen, denn die Gäste wollten mit dem letzten Bahnzug nach Worms fahren, wo sie im „Alten Kaiser" ein Zusammentreffen mit Doktor J. B. v. Schweitzer verabredet hatten. Die am Vormittag so kühl Empfangenen zogen nun mit den herzlichsten Dankesworten meiner Eltern und Geschwister von dannen.

Am nächsten Tag folgte ich ihnen zum „Alten Kaiser" in Worms, wo außer Dr. v. Schweitzer auch Herr und Frau v. Hoffstetten eingetroffen waren, welche sich am Abend Lassalle, der Gräfin, Friedrich Städel und mir nach Neustadt a. d. Haardt anschlossen. Vor der Abreise waren übrigens noch der Dom und die prächtigen Gartenanlagen des damals schon sehr reichen jetzigen Freiherrn v. Heyl besucht worden. Beim Eintritt in den Garten fragte Lassalle den Portier: „Wie viel Arbeiter ernährt denn Herr Heyl?" und bekam treuherzig zur Antwort: „Viertausend." Die starke Betonung des einen Wortes vorher war ihm gar nicht besonders aufgefallen — er mochte sie auch vollkommen richtig und ganz in der Ordnung gefunden haben. —

Auf der Fahrt nach Neustadt hatte sich zwischen Lassalle

und dem ihm gegenüberſitzenden v. Schweitzer ein intereſſanter Meinungsſtreit über die Bedeutung von Schopenhauers Philoſophie entſponnen. Schweitzer erhob Schopenhauer über alles, während Laſſalle dies nicht gelten laſſen wollte, ſondern Hegel die Palme reichte. Durch die Ankunft in Neuſtadt wurde die ſehr lebhaft geführte Debatte unterbrochen, ſogleich aber nach dem Abendeſſen im „Gaſthof zum Löwen" wieder aufgenommen und beharrlichſt fortgeſetzt. Da nach zwei Stunden Laſſalle erklärte, nicht eher ſchlafen zu gehen, als bis er Schweitzers Irrtum gründlich nachgewieſen habe, ſo verduftete eins nach dem andern, und die beiden blieben allein ſitzen. Erſt gegen fünf Uhr morgens ſoll Schweitzer erklärt haben: „Jetzt bin ich geſchlagen —", worauf ſie endlich ihre Betten aufſuchten.

Am folgenden Tag fanden im Garten des „Löwen" zwiſchen Laſſalle, Schweitzer und Hoffſtetten längere Verhandlungen über die nunmehr zu gründende Zeitung „Der Sozialdemokrat" ſtatt, und gegen Abend wurde ein Spaziergang in das Thal bei Neuſtadt unternommen, dem ſich auch die Gräfin anſchloß. Man ſprach über Uhlands Gedichte, wobei wieder Laſſalles fabelhaftes Gedächtnis zu bewundern war, denn er recitierte da „Des Sängers Fluch" von Anfang bis zu Ende, ohne ſich nur im geringſten zu irren. Ich drückte der Gräfin mein Erſtaunen über dieſe doch gewiß unvorbereitete Leiſtung aus, worauf ſie meinte: „Laſſalles Gehirn ſcheint mir aus zahlloſen kleinen Gefächern zu beſtehen, ich möchte faſt ſagen — Schubfächern, deren Regiſter er nur zu ziehen braucht, um alles bis aufs kleinſte klar und deutlich vor ſich zu ſehen." Nicht bloß

die nationalen Dichter recitierte er auswendig, sondern ebenso die englischen, französischen, spanisch-portugiesischen, die italienisch-lateinischen und griechischen Klassiker, natürlich jeden in der Ursprache. In der Völkergeschichte war er im stande, über die Vorgänge eines jeden Dezenniums, jeden einzelnen Volkes zu berichten, und selbstverständlich gab es kein philosophisches und nationalökonomisches Buch, das er nicht kannte. Als die Gräfin Hatzfeld den Prozeß um ihr Vermögen führen mußte und keinen resoluten Rechtsbeistand finden konnte, studierte Lassalle Jurisprudenz und gewann den Prozeß! Später verfaßte er sogar ein höchst schwieriges und umfangreiches rechtsphilosophisches Werk, „Das System der erworbenen Rechte", in welchem er auch auf diesem Gebiet ein ganz außergewöhnliches Wissen bekundete. Kein Wunder, daß er bei solch umfassendster Gesetzeskenntnis, bei solch nie versagendem Gedächtnis und seiner Beredsamkeit ohnegleichen bald der Schrecken der Staatsanwälte und Gerichte wurde.[1])

Am Samstagnachmittag besuchte die Gesellschaft das bei Neustadt etwas in der Höhe gelegene ansehnliche Dorf Haardt, wo in einem Gasthaus eingekehrt und bei einer

[1]) Eine geradezu verblüffende Leistung Lassalles teilte mir einige Wochen später Professor Marbach in Leipzig mit. Diesen kam er zu besuchen und fragte ihn über den Gegenstand seiner neuesten Forschung. Marbach sagte, er habe gerade den Versuch unternommen, die einzige noch griechisch existierende Seite eines (wenn ich recht behalten habe) Proteusfragments zu ergänzen und womöglich zu Ende zu führen. Hier habe sich nun, wie mir Marbach erzählte, etwas nahezu Unglaubliches ereignet, das ihn vor Staunen „starr" gemacht: Lassalle habe ihm jenes Fragment Wort für Wort frei aus dem Gedächtnis griechisch hergesagt!!

guten Flaſche Dürkheimer Raſt gemacht wurde. Hier gab Laſſalle, auf Bitten der Gräfin, eine Darſtellung ſeines achttägigen Kaſſetten-Prozeſſes vor den Aſſiſen in Köln, wo er ſich hart in der Klemme befunden. Nach ſeiner Angabe war es ein aus langer Hand ſorgfältig gegen ihn vorbereiteter Tendenz-Prozeß, der ihn vernichten ſollte. Ein falſcher Zeuge trat ſogar mit der infamen Beſchuldigung auf, Laſſalle habe ihn zum Mord, zu einer Vergiftung verleiten wollen! Selbſt ſeine äußerſt umfangreiche Verteidigungsrede ließ bei den Geſchwornen keine unbedingt günſtige Löſung erwarten. Der Staatsanwalt hatte eine ſehr harte Strafe beantragt und der Gerichtshof ſich in das Beratungszimmer zurückgezogen. Während dieſer peinlich-langen Pauſe habe ſein von ihm zugezogener Rechtsbeiſtand ihm den Rat gegeben, um jeden Preis aus dem Saal zu kommen; bei der ihm günſtigen Menge, die den Raum gänzlich ausfülle, ſei das Gelingen nicht unmöglich, und unten ſtehe ein Wagen bereit, ihn fortzuſchaffen. Trotz der höchſt kritiſchen Lage habe er den Gedanken an Flucht zurückgewieſen und geſagt: „Nie werden Gerichtsſchranken meinen Rücken ſehen.“ Selbſt nicht die angſterfüllten Mienen ſeines von Breslau herbeigeeilten und in vorderſter Reihe ſtehenden Vaters hätten ſeinen Entſchluß wankend gemacht und, wie er hinzufügte, dies zum Glück! Denn kurz darauf ſei der Hof mit einem freiſprechenden Erkenntnis zurückgekehrt, und die jubelnde Menge habe ihn auf den Schultern aus dem Saal getragen.

Nach ſolchen intereſſanten Ausflügen in Neuſtadts Umgebung verbrachte die Geſellſchaft gewöhnlich die Abende

im Klavierzimmer des Hotels. Ich spielte da auf Wunsch Stücke aus meiner vaterländischen Oper und Sonaten Beethovens, z. B. die passionierte in F-moll, die in E-moll (op. 90) und die große in As-dur, einmal auch einige Akte von „Figaros Hochzeit", die Lassalle über die Maßen liebte. Wie er dann ausführlich erzählte, sei seine Liebe zur Musik und deren Verständnis hauptsächlich durch den regen Verkehr mit Hans v. Bülow erweckt und entwickelt worden: „Bülow habe ihm die heiligen Hallen der Musik erschlossen". Aus den häufigen Begegnungen beider habe sich mit der Zeit ein wahres Freundschaftsverhältnis herausgebildet, das auch dann keine Einbuße erlitten, als Lassalle sich veranlaßt sah, seine Besuche im Hause seines Freundes aus Gründen „der Frau" einzustellen, mit welcher er nicht Lust hatte gelehrte Disputationen über Philosophie und dergleichen schwierige Themata zu führen, auf die sie öfters mit Vorliebe zurückgekommen, trotzdem sie davon gar nichts verstanden habe. Ihre Sucht, mit einem Bildungsniveau etwa in Höhe französischer Mädchenpensionate ihm gegenüber die „Geistreiche" zu spielen, sei ihm lästig geworden, darum habe er eines Tages Hans v. Bülow gesagt: „Nimm mir nicht übel, wenn ich dich künftig nicht mehr besuche, — komme du lieber zu mir" — und Bülow sei von da an regelmäßig zu Lassalle gekommen.[1])

[1]) Einige Jahre später saß ich in München mit Herrn und Frau v. Bülow abends beim Thee. Es kam die Rede auf Lassalle, und, um mich zu vergewissern, citierte ich das eben Mitgeteilte: von keiner Seite wurde mir damals widersprochen. Selbstverständlich hatte es Lassalle bei Frau v. Bülow gründlich verdorben.

Sonntag den 10. Juli ſollte ein Ausflug nach dem berühmten Hambacher Schloß gemacht werden. Da ich früh einen der dortigen höchſten Gipfel, den „Kalmit", beſteigen wollte, wurde für den Nachmittag jenes bekannte Schloß als Rendezvous ausgemacht. Wie ſich an jenem Prachtſonnentag die ſchöne Welt aus der Höhe ausnahm, kann ich nicht mit Worten ſagen, ich ſagte es jedoch in Muſik, zu der mir Theodor Körners ſchönes Gedicht Gelegenheit gab, welches er bei Beſteigung der „Rieſenkoppe" dichtete, und welches den gleichen Gefühlen Ausdruck giebt, die mich auf dem Kalmit bewegten. Weit ſah ich den Rhein hinauf, der ſich wie ein Silberfaden zwiſchen Schwarzwald und Vogeſen hinſchlängelte, ſah mir gegenüber die in der Sonne glitzernden Häuſer der badiſchen Reſidenz und im Süden einen in den Himmel ragenden ſchwarzen Dorn — die Spitze des Straßburger Münſters. Rheinabwärts die Türme des Speierer und Wormſer Doms und, wie in der Rieſenkoppe, — die Heimat. Um ſolche Naturweihe „voll und ganz" zu genießen, muß man durchaus allein ſein. Lange blieb ich auf jenem Ausſichtspunkt, der, wenn ich recht geſehen habe, jetzt auch einen Ausſichtsturm hat, dann ſauſte ich ohne Weg und Steg, über Stock und Stein hinunter und grad auf das Hambacher Schloß los, wo ich um vier Uhr ankam und Laſſalle mit der Gräfin im Schloßhof traf. Der übrige Teil der Geſellſchaft kam in einzelnen Gruppen bald ebenfalls von ſeinem Ausflug ins Grüne zurück, und als wir alle beiſammen waren, gingen wir zu Fuß nach Neuſtadt. Dort kamen v. Schweitzer und Laſſalle auf die Politik der ſogenannten „Gothaer" im Frank-

furter Parlament zu sprechen, welche damals alles verdorben habe, immer nur die triviale Krämerparole gehabt hätte: „Was gemacht werden kann, wird gemacht — ha, was gemacht werden kann, wird gemacht". Schnell fand ich dazu eine ebenso triviale Melodie, über die sich Lassalle höchlichst amüsierte, besonders, wenn ich sie am Klavier variierte und zum Schluß einen gespreizten Marsch, den „Marsch der Fortschrittler", daraus hervorgehen ließ.

Am nächsten Tag wurde unser Hauptquartier von Neustadt nach Bergzabern verlegt, um von da den „Trifels" und die „Madenburg" zu besuchen. Beim Abstieg von letzterer versagten die Kräfte der Gräfin v. Hatzfeld: an Lassalles Arm schwankte sie langsam den Abhang hinunter. Der interessanteste Ausflug für mich war jedoch der nach der entfernteren Bergruine Schloß Dahn. Die riesigen Mauern auf- und abschreitend besprach da Lassalle mit mir den unterdessen ausgereiften Plan der Handlung unsrer projektierten Oper Ziska: — kühne Entwürfe, große Ideen! Dann redete er mir zu, mit ihm in die Schweiz zu gehen; da wolle er die ihm fast noch unbekannten östlichen Kantone besuchen, in meiner Gegenwart den Operntext ausarbeiten und dann, nach Deutschland zurückgekehrt, die seiner harrenden Prozesse wieder aufnehmen und „den Stier bei den Hörnern packen". Er bat mich dringend, ihn einige Wochen in die Ostschweiz zu begleiten; denn nur in Gesellschaft wolle er diese besuchen — andernfalls ginge er auf den Rigi, wo er hoffen könne, einen oder den andern seiner zahlreichen Bekannten zu treffen. Immer kam er aber darauf zurück,

es sei ihm am liebsten, wenn ich ihn in die Ostschweiz begleitete. Er bat, — bestürmte mich — ich konnte nicht. — ich mußte jetzt nach Leipzig und dann nach Augsburg. Hätte ich damals nur eine blasse Ahnung gehabt, welch furchtbare Folgen sich an mein „Nein!“ knüpften, so hätte ich unbedingt die geplante Hochzeit verschieben lassen, auch die Augsburger Kapellmeisterei eventuell an den Nagel gehängt und würde Lassalle in die Ostschweiz begleitet haben, wo er sicher war vor den Fallstricken der Dönnigeshelene, des höllischen „Goldfuchses“ auf Rigikaltbad. Das Unglück schreitet schnell, und an einem Haar hängt des Menschen Schicksal: wäre ich mit ihm gezogen — alles wäre anders gekommen! Mit welcher Wehmut betrachtete ich nachher seine Photographie, die er mir auf Schloß Dahn verehrt hatte!

Mitte Juli fuhr er fröhlich und guter Dinge im offenen Wagen mit der Gräfin aus Bergzabern, zunächst hinüber nach Karlsruhe. Die Herren v. Schweitzer und v. Hoffstetten mit Gemahlin waren schon vorher abgereist. Ich blieb noch einige Tage mit Städel zurück, welcher in Bergzabern eine Tante besuchte. Dann reiste ich schnell über Osthofen nach Leipzig. Dort traf ich leider meine Braut so bedenklich erkrankt, daß die Hochzeit, zu der schon alle Anstalten getroffen waren, nun in der That verschoben werden mußte. Nachdem etwas Besserung eingetreten, wurde die Kranke nach Gohlis gebracht. Mitte August schrieb ich Lassalle unter seiner Rigi-Adresse — ich hatte keine Ahnung von seinem stürmischen Hin und Her zwischen Genf, München, Starnberg, wo er durch Bülows Ver-

mittlung Wagner besuchte, welcher seinerseits wieder durch den König den alten Dönniges zur Raison bringen sollte — ich wartete vergebens auf Lassalles Antwort — wahrscheinlich hatte ihn unter solchen Umständen mein Brief gar nicht erreicht. Als ich da zwei bis drei Wochen später im Garten bei der Mühle in Gohlis die Zeitungen überflog, traf mich die Nachricht von Lassalles Tod wie ein Donnerschlag. Wie betäubt saß ich vor dem Unglückstelegramm aus Genf. Erst nach längerer Zeit konnte ich mich aufraffen und meiner Braut das Fürchterliche mitteilen. Die schrecklichsten Vorwürfe, ihn nicht in die Ostschweiz begleitet zu haben, zerwühlten wochenlang mein Inneres. In dieser elenden Gemütsverfassung mußte ich meinen neuen Beruf antreten als

Kapellmeister in Augsburg.

In der Lechstadt traf ich am 6. September 1864 ein, und schon am 9. d. M. besuchte ich Wagner in Starnberg. Bei der Station stieg ich in einen Kahn und ließ mich nach der linken Seeseite direkt in seinen Garten fahren. Dort hielt mich der von Penzing mit übergesiedelte neue Hausdiener resp. Wächter „Franz" an, der mich noch nicht kannte, und welcher mich durchaus nicht aussteigen lassen wollte. Es entstand ein lauter Wortwechsel, der erst endigte, als von oben Wagners Stimme hörbar wurde, welcher aus dem Fenster rief: „Franz, dieser Herr passiert!" Plötzlich war Franz wie verwandelt, klappte wie ein Taschenmesser zusammen und ließ mich durch den Garten. Von der Haus-

thür führte eine lange und schnurgrade hölzerne Treppe in den ersten Stock, wo Wagner, mich erwartend, stand. Schon während des Hinaufsteigens fiel mir seine bunte Tracht auf, die in allen Farben schillerte. Oben angelangt, mußte ich unwillkürlich ausrufen: „Nun, Sie kommen mir ja wie der Papst entgegen," worauf er mich herzlich umarmte und lächelnd hinzufügte: „Der bin ich auch jetzt!" Er beklagte dann, daß er mich im Juni nicht habe bei sich aufnehmen können; jetzt aber sei der Besuch fort, und es würde ihn freuen, wenn ich bis zu seiner Uebersiedelung nach München bei ihm bliebe. Leider war das nicht möglich, da schon übermorgen in Augsburg die Proben beginnen sollten. Er bedauerte dies und führte mich in sein für ein Landhaus glänzend ausgestattetes Arbeitszimmer, wo er mir ein Päckchen eigenhändiger Schreiben seines königlichen Freundes an ihn zu lesen gab, während er einen angefangenen Brief rasch zu Ende schrieb. Um Mittag wurden wir ins Eßzimmer zu ebener Erde hinunter gerufen, wo wir speisten. Gegen das Ende der Mahlzeit ließ er „zu Ehren meiner Anwesenheit" Champagner bringen, und Franz mußte seine Frau mit ihrer stattlichen Reihe „Kinderchen" hereinführen, welche er alle von Penzing nach Starnberg hatte mitbringen dürfen. Sie wurden wie die Orgelpfeifen aufgestellt, jedes mit einem Glas Champagner versehen, dann mußten sie der Reihe nach mit mir anstoßen und auf meine Gesundheit trinken. Wagner empfand bei diesem Anblick sichtlich viel Vergnügen und sagte: „Endlich habe ich es so weit gebracht, andern auch einmal eine materielle Freude machen zu können. Das ist auch für mich eine sehr wohlthuende Ab-

wechslung.“ Dann verzog sich die Familie Franzens wieder, und bei einer neuen Flasche stießen wir beide auf immerwährendes Glück und auf ein langes Leben des jungen Monarchen an.

Beim Kaffee kam das Gespräch auf meine Oper „Theodor Körner“. Wagner fragte, ob sie nun ganz beendet sei und sagte mit Betonung: „Apropos! was haben Sie denn mit Lassalle angefangen? Als dieser mich noch vor einigen Wochen hier besuchte, schwärmte er ja förmlich über Sie und Ihren Körner!“ Ich erzählte nun, wie er bei seinem Besuch in Osthofen in helle Begeisterung geraten sei, als ich das Werk der Gesellschaft vorspielte, und wie ich, während der Tour durch die Pfalz, an jedem Ort, wo sich ein Klavier fand, immer wieder Körner und Körner spielen mußte, an dem er sich nicht satt hören konnte. Wagner bemerkte hierauf: „Das ist ein gutes Zeichen! Nachher, wenn wir vom Spaziergang zurückgekehrt, müssen Sie auch mir Ihre Oper spielen.“ Wir machten uns auf den Weg in der Richtung nach Schloß Berg. Wagner kam gleich wieder auf Lassalle zu sprechen und teilte mir den Grund seines neulichen Besuches bei ihm mit, hinzufügend, seine Persönlichkeit habe auf ihn lange nicht so sympathisch eingewirkt, wie sie ihm von Hans v. Bülow geschildert worden sei — im Gegenteil: eher abstoßend. In ähnlichem Sinne schrieb er am selben Tage auch seiner Mariafelder Freundin.[1]) Dieses Urteil war mir sehr auffallend:

---

[1]) Ich erzählte schon, daß Wagner nach meiner Ankunft schnell einen Brief beendete, während er mir seine Königsbriefe zu lesen

Laſſalle, ein Kavalier von Kopf bis zu Fuß, war auch perſönlich ſo hervorragend, daß er ſogar einem Bismarck imponierte und ihn für ſich einzunehmen verſtand. Ich erinnere hier nur an deſſen bekanntes Wort im Reichstag über den „liebenswürdigen und geiſtreichen Gutsnachbarn". Was konnte nun Wagner gegen ihn ſo eingenommen haben? War es der bereits auf ihn mächtig und mächtiger werdende Einfluß weiblicherſeits (vgl. S. 307), oder war es der Jude in Laſſalle, der ihn abſtieß? Kaum denkbar; denn in ſeinem Benehmen lag durchaus nichts Jüdiſches. Alles, was Wagner in ſeiner bekannten Broſchüre am Juden auszuſetzen hatte, war bei Laſſalle nicht vorhanden. Wie es ſich auf jenem denkwürdigen Spaziergang bald herausſtellte, kannte er deſſen Schriften nicht, hatte ſomit auch keinen

---

gab. Jener Brief war, wie ich jetzt aus dem Datum erſehe, an Frau Wille gerichtet, in welchem er ſich ebenfalls über Laſſalle äußerte. Ich kann mir nicht verſagen, die betreffende Stelle hier mitzuteilen. Er ſchrieb aus

Starnberg, 9. Sept. 64.

„... Sie ſehen, bei mir geht nichts glatt ab! Selbſt nicht ein Fall, wie der von Laſſalles Tod: Der Unglückliche war gerade vierzehn Tage vor ſeinem Tode bei mir (durch Bülow), um mich zu einer Intervention beim König von Bayern gegen deſſen Geſandten in der Schweiz (Dönniges) anzuhalten. (Ich gelte nämlich einfach als allvermögender Günſtling: letzthin haben ſich die Hinterlaſſenen einer Giftmörderin an mich gewendet!) Was ſagen Sie dazu? Ich kannte Laſſalle noch gar nicht; bei dieſer Gelegenheit mißfiel er mir innigſt: es war eine Liebesgeſchichte aus lauter Eitelkeit und falſchem Pathos. Ich erblickte in ihm den Typus der bedeutenden Menſchen unſerer Zukunft, welche ich die germaniſch-jüdiſche nennen muß."

(Vergl. Deutſche Rundſchau, 1887, Heft. 6.)

rechten Begriff von Laſſalles enormem Wollen und Können. Er kannte nicht die ſtatiſtiſche Aufzählung der nach unten zermalmenden Wirkung der indirekten Steuern, konnte ſich ſomit auch nicht recht erklären, weshalb die Armen immer ärmer, die Reichen immer reicher werden, und weshalb Laſſalle gerade an dieſem wundeſten Punkt der heutigen Geſellſchaftsordnung den Hebel anſetzte. Ohne die bei ſolchen Erörterungen durchaus nötigen ſtatiſtiſchen Tabellen läßt ſich geſprächsweiſe keine Einigung erzielen; drum waren wir beide am Schluß des Spazierganges nicht viel weiter als an deſſen Anfang. Wagner hielt daran feſt, die Triebfeder in Laſſalles Auftreten ſei hauptſächlich perſönliche Eitelkeit — Herz und Aufopferung ſeien einem Juden fremd. Da waren wir nun glücklich auf dem Standpunkt ſeiner 1850 veröffentlichten Abhandlung über die Juden angelangt, worin er auch den jüdiſchen Komponiſten hart zu Leibe rückte. Er ſchrieb da u. a.: „Der in dieſer Beziehung von uns bereits näher charakteriſierte Jude hat keine wahre Leidenſchaft, am allerwenigſten eine Leidenſchaft, welche ihn zum Kunſtſchaffen aus ſich drängte. Wo dieſe Leidenſchaft nicht vorhanden iſt, da iſt aber keine Ruhe anzutreffen — wo der Ruhe nicht die Leidenſchaft vorangegangen iſt, erkennen wir nur Trägheit: der Gegenſatz der Trägheit iſt aber nur jene prickelnde Unruhe, die wir in jüdiſchen Muſikwerken von Anfang bis zu Ende wahrnehmen, außer da, wo ſie jener geiſt- und empfindungsloſen Trägheit Platz macht. Was ſo der Vornahme der Juden, Kunſt zu machen, entſprießt, muß daher notwendig die Eigenſchaft der Kälte, der Gleichgültigkeit, bis zur Trivialität und Lächerlichkeit, an

ſich haben, und wir müſſen die Periode des Judentums in der modernen Muſik geſchichtlich als die der vollendeten Unproduktivität, der verkommenden Stabilität bezeichnen." — Es iſt eine ſchlimme Sache mit derartigen gewaltſamen Verallgemeinerungen: ihnen ſtehen Wagners eigne begeiſterte Lobſprüche auf den vierten Hugenottenakt diametral gegenüber! Die „vollendete Unproduktivität" paßt daher gar nicht auf Meyerbeer und ebenſowenig auf — Halévy, wie ſich ſogleich eklatant herausſtellte, als wir vom Spaziergang wieder zu Hauſe angelangt waren. Wagner hatte es ſich bequem gemacht und behaglich auf dem Sofa Platz genommen. Während der Dämmerung bat er mich, ihm aus meiner Oper zu ſpielen. Da ich jedoch die Partitur nicht mithatte, und es mir ſehr wichtig war, daß er nicht bloß die Muſik, ſondern zugleich auch die Inſtrumentierung kennen lerne, wollte ich ſeinen Wunſch lieber ein andermal erfüllen und dann das Erforderliche dazu mitbringen. Auch er hielt es für zweckentſprechender, wenn er während des Spielens „gleich mit hereinſehen" könne, und ſo wurde denn heute davon Abſtand genommen. Er fragte dann, welche Opern zunächſt in Augsburg zur Aufführung kommen ſollten. Ich nannte ihm „Freiſchütz", „Tannhäuſer" und die „Jüdin." An letztere anknüpfend erinnerte er ſich einer komiſchen Situation während des Marſches vor Schluß des erſten Aktes in Paris. Er habe in der Loge neben Halévy geſeſſen. Bei der effektvollen Stelle: „Großer Gott, hör mein Flehn" hätten Recha und Eleazar im Tempo ſo bedeutend zurückgehalten, daß es dem Zug kaum möglich geweſen wäre, danach zu marſchieren. Die in die Luft ge-

ſtreckten und auf den Niederſchlag wartenden Beine hätten einen ſehr komiſchen Anblick gewährt, und Halévy habe ihm verſichert, dieſes Ritardando, worauf die Sänger wie verſeſſen wären, ſei ganz gegen ſeine Intention. Als ich die Stelle zu ſpielen begann, erhob ſich Wagner vom Sofa und machte es mir vor, wie die Pariſer von einem Bein auf das andre taumelten, was ſich in der That ſehr komiſch ausnahm. — Bei den Klängen des mehrſtimmigen Gebets zu Anfang des zweiten Aktes ſetzte er ſich ſchnell wieder hin. Vorher noch zu Scherzen aufgelegt, wurde er jetzt nachdenklich, ſogar andächtig. Ich mußte immer weiter ſpielen — zum Glück kannte ich faſt die ganze Oper auswendig —, intonierte die Arie Rechas mit dem ſchönen „Bald iſt er hier" und Eleazars erſchreckendes „Wo eilt ihr hin" mit dem folgenden ergreifenden Terzett im Sechsachteltakt. Bei Stellen wie Rechas: „Sag, kennſt du mich nicht mehr" (im dritten Akt) flammte Wagner förmlich auf — und als wir gar in den letzten Akt kamen und er das tiefempfundene Zwiegeſpräch hörte: „Recha, willſt du leben?" „Wozu? Um zu lieben, um zu leiden?" „Nein, umgeben von Glanz und Freuden" — wie Ruggiero ſein fürchterliches: „Es iſt Zeit" hören läßt und der Chor das entſetzliche Gebet vor ſich hinmurmelt: wem läuft es da nicht eiskalt über den Rücken, und wer konnte ſich je dem Banne dieſer furchtbaren Scene entziehen? Niemand und — Wagner erſt recht nicht! Ein über das andre Mal rief er aus: „Man wird's nicht los!" — „Man wird's nicht los!" So — der tiefergriffene Wagner und — die „vollendete Unproduktivität" — Halévys! Drum heraus

mit jenem Paſſus aus der Judenbroſchüre: — er iſt nicht wahr!! [1])

Durch meine viel weiter ausgedehnte als anfänglich beabſichtigte Interpretation der „Jüdin" hatte ſich auch unſer Nachteſſen hinausgeſchoben, welches wir, beide in Gedanken, einnahmen. Der gute Wein that das Seine, und Wagner wurde wieder geſprächiger. Er erzählte mir von den erſten Tannhäuſeraufführungen in Dresden und von dem Beſuch Mendelsſohns bei einer derſelben. Nach dem erſten Akt ſei dieſer auf die Bühne gekommen und des Lobes voll geweſen, nach dem zweiten ſei er wieder gekommen — aber bereits zugeknöpfter, und nach dem dritten — ſei er ausgeblieben: — ein ſolches Diminuendo habe das ihn beunruhigende Creszendo des Tannhäuſerdramas

[1]) Trotzdem erſchien fünf Jahre ſpäter bei J. J. Weber in Leipzig eine faſt unveränderte Neu-Auflage des „Judentums in der Muſik" — hauptſächlich wohl aus taktiſchen Gründen; denn auch auf dieſem Gebiet war Wagner ein großer Meiſter. Nach dem Erſcheinen der „Meiſterſinger" begann in der Preſſe ein Umſchwung zu ſeinen Gunſten. Der mochte ihm für ſeine Zwecke weniger erſprießlich ſein; er brauchte Oppoſition, welche ihn viel ſchneller vorwärts brachte. Drum ließ er ſchnell noch einmal die Judenbroſchüre erneuern und erreichte ſeinen Zweck vollkommen: ſofort fielen wieder ſämtliche Blätter im Chor über ihn her! Diesmal verſah er die Schrift mit einem längeren Nachwort, beleuchtete auch das Judentum in der Preſſe und ſchreibt S. 43: „Nur in Petersburg und Moskau fand ich das Terrain der muſikaliſchen Preſſe von der Judenſchaft noch vernachläſſigt: dort erlebte ich das Wunder, zum erſten Male auch von den Zeitungen ganz ſo aufgenommen zu werden wie vom Publikum, deſſen gute Aufnahme mir überhaupt die Juden nirgends noch hatten verderben können, außer in meiner Vaterſtadt Leipzig, wo das Publikum mir einfach gänzlich wegblieb." (Vergl. mein Konzert im Gewandhaus. D. V.)

in Mendelsſohns Begeiſterung hervorgerufen! Lächelnd fügte er hinzu, man dürfe dieſes Stutzigwerden Mendelsſohns nicht allzuſchwer deuten; ihm, Wagner ſelbſt, ſei es bei der erſten Probe der Tannhäuſerouvertüre ähnlich ergangen. Die Orcheſtermitglieder hätten da höchſt bedenkliche Geſichter geſchnitten, der Eindruck ſei ein ſo verworrener geweſen, daß er während des Dirigierens ſich einmal ernſtlich die Frage vorgelegt habe: „Sollteſt du denn wirklich diesmal Unſinn gemacht haben!“ Zum Ueberfluß ſei dann auch noch der erſte Bratſchiſt mit der Stimme gekommen und habe geſagt: „Da ſehen Sie, Herr Kapellmeiſter, alles ſcheint jetzt verrückt geworden zu ſein, ſelbſt unſre Kopiſten. Hier ſteht ja in meiner Stimme eine ganze Paſſage im Violinſchlüſſel, die wir doch gewiß nicht ſpielen ſollen, ſondern die zweiten Geiger!“ Wie habe der Mann da geſtutzt, als ihm Wagner ſagte, die Stimme ſei ganz richtig, die Bratſchiſten möchten ſich nur daran gewöhnen, auch einmal Violinpaſſagen zu ſpielen. (Heute ſtößt ſich wohl kein Bratſchiſt mehr an jener obendrein gar nicht ſo ſchwierigen Paſſage im Allegro der Ouvertüre.)

Während dieſer intereſſanten Mitteilungen war es ſpät geworden, und wir beſchloſſen, zu Bett zu gehen. Vorher teilte ich Wagner meinen Plan zum morgenden Tag mit, der letzte, der mir noch frei war. Da ich München noch nicht kannte — außer den Frauentürmen, die ich von Paſing aus liegen ſah —, und ich Bülows, welche jetzt dorthin übergeſiedelt waren, gern beſuchen wollte, ſchlug ich Wagner vor, gleich morgen früh dorthin aufzubrechen, da er ſowieſo doch den ganzen Vormittag zu arbeiten pflege und ich

morgen abend in Augsburg ſein müſſe. Wagner leuchtete das ein, und er ſagte: „Gut; dann beſuchen Sie mich aber bald in meiner neuen Wohnung bei den Propyläen.“ Vor dem Zubettgehen verabſchiedeten wir uns gleich, da ich früh mit dem erſten Zug fort wollte und Wagners Morgenruhe nicht geſtört werden ſollte. Franz ſervierte mir um ſechs Uhr das Frühſtück, und ich fuhr nach München.

Nachdem ich mir die Stadt etwas beſehen hatte und die Beſuchszeit herangerückt war, ſuchte ich Hans v. Bülow auf [1]), welcher in der Nähe des Glaspalaſtes wohnte, und dem ich zum neuen Hofkapellmeiſter in spe von Herzen gratulierte. Welch ein Umſchwung, ſeitdem wir uns nicht geſehen hatten! Wie viel gab es da zu erzählen und ſich zu freuen! Wir waren in einem förmlichen Redeſchwall, der ſich plötzlich dämpfte und in tiefe Trauer verwandelte, als wir des dahingeſchiedenen großen Freundes in Genf gedachten. [2])

In Augsburg erwartete mich ein wahrer „Ozean“ von

---

[1]) Da mir hierüber Notizen fehlen, bin ich nicht ganz ſicher, ob ich Bülow an jenem Tag in München antraf, oder ob der Beſuch nicht vielleicht einige Wochen ſpäter ſtattfand — was übrigens von wenig Belang iſt. Er fand in der That in der oben beſchriebenen Weiſe ſtatt und, wie ich mich beſtimmt erinnere, an einem Vormittag, was ſpäter nicht gut möglich geweſen wäre, da ich künftig an Vormittagen regelmäßig Theaterproben abzuhalten hatte. D. V.

[2]) Auch Friedrich Städel ſchrieb mir nach Laſſalles Tod: „Was ich jetzt leide, iſt kaum auszuſprechen. Mir iſt, als ob der Vorhang im Tempel zerriſſen, als ob der Genius der deutſchen Nation für immer ſeine Fackel ausgelöſcht habe. Ich weiß nicht, wer jetzt alles das nur annähernd thun könnte, was er wie ſpielend verrichtet haben würde.“

Arbeit, deſſen Bewältigung im einzelnen ich natürlich übergehe; denn hier muß ich mich ſtreng an meinen Gegenſtand halten — meine Theatererlebniſſe erzähle ich vielleicht einmal ſpäter — ich bringe daher nur das, was den Leſer beſonders intereſſieren könnte: vor allem die Aufführung des „Tannhäuſer". Als ich die Proben begann, zeigte es ſich, daß nur ein Klavierauszug, aber keine Partitur vorhanden war. Direktor Böckel ſcheute die Koſten der Anſchaffung und wollte lieber von einer Tannhäuſeraufführung abſehen als die teure Partitur kaufen. Das paßte mir nun gar nicht. Ich beſchloß daher, an Wagner zu ſchreiben und mir die ſeine auszubitten. Da ich noch einige andre Fragen betreffs der Inſcenierung anhing, ſchrieb er mir:

Beſter Wendelin!

Herzlich ſehne ich mich nach Ihrer Unterhaltung: zu brieflichen Explicationen müſſen Sie mich aber nicht viel verleiten wollen!

Einem Theater, welches den Tannhäuſer ohne Partitur geben will, ſollte ich eigentlich die Aufführung gar nicht geſtatten. Sagen Sie dem Direktor, daß die Partitur für Geld zu haben iſt. — Ihnen leihe ich für diesmal mein eignes einziges Exemplar, und bitte um deſſen baldige Zurückgabe.

Introduction vom 3ten Act gekürzt. —
Statt Sarg Bahre aus Baumzweigen. —
Im Uebrigen helfen Sie ſich ſelbſt, Liebſter!
Zeitungsreclamationen unnütz!

Holländer (in München) wohl erſt Ende October! —

Bleibe noch vorläufig hier!

Herzliche Grüße!

Ihr

R. Wagner.

Starnberg, 27. September 1864.

Mit der Partitur ausgerüſtet, machte ich mich nun an die Arbeit, verſtärkte das Orcheſter nach Möglichkeit und bat mir auch von Hans v. Bülow noch ſechs männliche und ſechs weibliche der beſten Münchener Chorſänger aus, um das Werk beſtmöglich zur Aufführung zu bringen. Leider war der Bühnenraum in dem alten Theater an der Jakoberkirche ſehr beſchränkt, ſowie für die Größe der Stadt das ganze Haus viel zu klein. (Oberbürgermeiſter Fiſcher ſagte mir lakoniſch, man habe ſchon lange gehofft, daß es eines ſchönen Tags einmal „abbrennete"; es wolle leider aber immer nicht dazu kommen.) Trotz aller räumlichen und ſonſtigen Hinderniſſe gelang es mir, dem großartigen Werk Ehre zu machen. Ein Augsburger Blatt ſchrieb darüber folgendes:

Theater. Die Benefizvorſtellung des ſehr geſchätzten Kapellmeiſters, Herrn W. Weißheimer, war ſehr zahlreich beſucht. Die Wagnerſche Oper „Tannhäuſer" hatte umſomehr Anziehungskraft entfaltet, als man wußte, daß Herr Weißheimer ein Schüler von Richard Wagner iſt, und man deshalb eine recht korrekte Aufführung hoffen durfte. Dieſe Hoffnung iſt denn auch vollkommen befriedigt worden, ſo daß wir die Oper ſelbſt an Hofbühnen nicht beſſer gehört zu haben

uns erinnern. Es ist keine Kleinigkeit, drei und eine halbe Stunde dieser feierlichen, getragenen, fast immer rezitierenden Musik, die so selten Ruhepunkte für das Ohr gewährt, mit Aufmerksamkeit zu folgen, und doch — das ist das beste Zeugnis für den Komponisten sowohl wie für die Darsteller — blieb das Interesse des Publikums ungeschwächt bis zum letzten Ton, und unter stürmischem Beifall wurden die Träger der Hauptrollen gerufen. Allen Mitwirkenden, voran dem Herrn Kapellmeister, gebührt volle Anerkennung. Als Glanzpunkt heben wir nur hervor das Ensemble am Ende des zweiten Aktes, die Scene der Elisabeth (Fräulein Blazek) am Kreuz und die große Scene des „Tannhäuser" (Herr Damke) mit Wolfram v. Eschenbach (Herr Hochheimer) im dritten Akt.

„Tannhäuser", der dem Publikum so gut wie neu war, bildete neben Gounods „Faust", den ich in Augsburg zum ersten Male aufführte, den Hauptanziehungspunkt der Saison. Unterdessen war die Weihnachtszeit herangerückt. „Faust" sollte am zweiten Feiertag gegeben werden, während am ersten gewohnheitsmäßig keine Vorstellung stattfand. Um diesen Tag nicht ungenützt verstreichen zu lassen, schlug ich dem Direktor vor, ein Konzert zu geben. Da gerade die Tochter des Leipziger Gesangprofessors Götze anwesend war, ließ ich sie Lieder und Arien singen und wählte als Konzertstücke Hans v. Bülows „Sängers Fluch" und Beethovens A-dur-Symphonie. Leider ließ sich das Publikum von seiner Gewohnheit, den ersten Feiertag zu Hause zu verleben, nicht abbringen — es fehlte bei dieser Gelegenheit. „Ausverkauft" dagegen war das Theater wieder am folgenden Abend. Ich teile auch hierüber den Bericht der „Abendzeitung" mit, welcher lautete:

Augsburg, 28. Dezember. (Stadttheater.) Gounods „Faust“ ist noch immer die Parole der Theaterfreunde; er ging jetzt fünfmal über die Bühne und jedesmal, trotz erhöhter Eintrittspreise, bei überfülltem Hause; ein schlagender Beweis für die Vortrefflichkeit der Leistungen aller Mitwirkenden, welchen wir ihren Teil an der Zugkraft der Oper nicht verkürzt wissen möchten. Wir glauben besonders auch alle Musikfreunde in der Nähe unsrer Stadt auf den Genuß, der sie beim Besuche dieser Oper erwarten dürfte, aufmerksam machen zu müssen. Die in jeder Beziehung gelungene Aufführung hat vollgültige Beweise für die Tüchtigkeit unsrer Bühnenleitung und der ihr zu Gebote stehenden Kräfte geliefert. Außer dieser Oper sahen wir noch in der letzten Zeit gut durchgeführt Beethovens „Fidelio“, in dem wie in „Faust“ das Orchester unter Kapellmeister Weißheimer Vorzügliches leistete. Am Weihnachtstage wurde bei schauderhaft leerem Hause ein Konzert zum Besten der Orchester-Witwen- und Krankenkasse gegeben. Sie haben schon in der „Abendzeitung“ auf Fräulein Götze aus Leipzig aufmerksam gemacht, die in der That den ihr vorausgegangenen Ruf noch übertraf und sich im Vortrage von vier Liedern als eine mit nicht gewöhnlichen Mitteln begabte Sängerin bewährte. Sie erntete, soweit ein leeres Haus ihn zu spenden vermag, einen stürmischen Beifall.

Daß ich es gewagt hatte, in diesem Konzert Bülows Orchesterballade „Des Sängers Fluch“ aufzuführen, zog mir den Zorn des Referenten der „Allgemeinen Zeitung“ (Schletterer) zu, welcher uns beide gründlich „vermöbelte“.

Während meines Besuches in Starnberg fragte mich Wagner unter anderm nach einem tüchtigen Gesangslehrer, den er in München anstellen wolle; es fehle dort an einem geeigneten Manne, der es verstände, jungen Leuten die

Stimmen zu bilden und zu ſtählen, wie er ſolche für ſeine Zwecke nötig habe. Ich empfahl ihm den in Leipzig lebenden Friedrich Schmitt, welcher eine große Geſangsſchule herausgegeben und ſehr erfolgreiche „Stimmkuren“ gemacht habe. Wagner beſchloß, ihn kommen zu laſſen, und eines Nachmittags empfing ich in Augsburg den Beſuch des auf ſeiner Münchenfahrt begriffenen, im höchſten Grade dankerfüllten Friedrich Schmitt, welcher froh war, durch Wagners Berufung ſeiner prekären Lage in Leipzig enthoben worden zu ſein. Noch eines andern Beſuches muß ich hier Erwähnung thun, deſſen des mir befreundeten Komponiſten Goldmark aus Wien, und einer mich nicht wenig wundernden Begegnung mit Mathilde Maier im Augsburger Bahnhof. Sie hatte mich telegraphiſch gebeten, an den Münchener Nachmittagsſchnellzug zu kommen, mit welchem ſie mit ihrer Mutter die Station paſſieren würde. Noch ehe der Zug hielt, ſah ich ihr angſterfülltes, erregtes Geſicht aus dem Coupéfenſter herauslugen. Ich eilte, ſie zu erreichen, und noch ehe dies möglich war, kam mir die ſtürmiſche Frage entgegen: „Lebt er denn noch?“ Ich ſtutzte und fragte: „Wer denn?“ Schnell antwortete ſie: „Nun, — Wagner!“ Ich: „Wieſo Wagner?“ Sie: „Ja, haben Sie denn nicht in den Zeitungen geleſen, daß er am Sterben liegt?“ Ich: „Warum nicht gar! Ich war ja erſt vorgeſtern bei ihm, — da war er geſund und munter!“ Sie (zur Mutter): „Gott ſei Dank, es iſt nichts!“ Sie beratſchlagten einen Augenblick und beſchloſſen, die einmal begonnene Reiſe nun auch fortzuſetzen. Der Zug ſetzte ſich wieder in Bewegung, und es kamen mir noch ſchnell die

Worte nach: „Tausend Dank für Ihre Beruhigung!“ — Wie wird Wagner erstaunt gewesen sein!

Dieser war im Oktober von Starnberg nach München übergesiedelt, wo ich ihn öfters, wenn auch immer nur auf wenige Stunden, gegen Abend besuchte. Mit dem Nachtzug fuhr ich dann wieder nach Augsburg zurück. Er wohnte in der Briennerstraße bei den Propyläen, wo ihm der König ein ganzes Haus mit großem Garten übergeben hatte. Dort traf ich ihn einmal mit einem der Hoftheaterkopisten beschäftigt, dem er mancherlei Kürzungen für den dritten Tristanakt angab und eigenhändig in der Partitur anmerkte: dies Faktum beweist, daß er durchaus kein Gegner von wohlangebrachten „Strichen“ war, wie man später der Welt gern glauben machen wollte. Er wußte selbst am besten, daß alles seine Grenzen hat. Als der Kopist sich mit der Partitur empfohlen hatte, sagte mir Wagner, er sei heute in die unangenehme Lage geraten, einen ihm vom König von Italien, Viktor Emanuel, verliehenen hohen Orden nicht anzunehmen, und fügte hinzu: „Was soll ich mit einem solchen Ding?! Da hat mein König doch ein besseres Einsehen, — der mutet mir so was nicht zu! Bin ich ohne Orden bis hierher gekommen, brauche ich auch weiter keinen!“ Nach solchen Aeußerungen ist wohl anzunehmen, daß er wirklich den Orden zurückschickte.

Bei einem meiner Besuche im Dezember begleitete er mich abends spät von der Briennerstraße an den Bahnhof. Unterwegs teilte ich ihm mit, daß die im August in Leipzig so unliebsam verschobene Hochzeit dafür nun in Augsburg stattfinden solle. Meine Braut sei längst wieder von dem

damaligen Krankheitsanfall geneſen, und es ſei kein Grund mehr, unſre Vereinigung länger zu verzögern. Er freute ſich darüber ſehr und ſagte auch gleich ſein Erſcheinen beim Feſt zu, worum ich ihn gebeten hatte. Dann beſann er ſich einen Augenblick und fragte, wieviel Perſonen etwa noch eingeladen würden. Ich ſagte, nur wenige; wir wollten die Feier möglichſt entre nous begehen. Außer meinem Schwager und meiner Schwiegermutter ſei nur noch Direktor Böckel als Trauzeuge geladen. Da machte er mir ganz aus eignem Antrieb den mich natürlich außerordentlich freuenden Vorſchlag: nach der Trauung, welcher er am 10. Januar morgens elf Uhr in Augsburg beiwohnen würde, ſogleich mit ihm und den genannten Gäſten hierher, nach München, zu fahren, um bei ihm das Diner einzunehmen, damit auch Herr und Frau v. Bülow, ſowie der nach München übergeſiedelte Peter Cornelius am Feſte teilnehmen könnten. Von ſolcher liebenswürdigen Güte war ich ganz entzückt und dankte ihm beim Abſchied herzlichſt mit dem Zuſatz, das gleich meiner Braut ſchreiben zu wollen, die darüber vor Freude förmlich außer ſich geraten würde. Ihre Antwort vom 24. Dezember lautete natürlich ganz enthuſiaſtiſch: „Ach! wie freue ich mich! Der liebe gute Wagner!“

In meiner Gratulation zum neuen Jahre 1865 fügte ich außer meinem Dank auch den meiner Braut bei und ſchrieb Wagner, daß alles ſo gehalten werden ſolle, wie er in ſeiner übergroßen Liebenswürdigkeit zu beſtimmen die Güte gehabt. Am Morgen des 10. Januar käme ich an die Bahn, ihn abzuholen.

Alles ſchien in Ordnung zu ſein. Meine Braut war in Begleitung ihrer Mutter aus Leipzig eingetroffen, und mein Schwager ſollte am Tag vor der Hochzeit ankommen — da überraſchte uns am neunten um Mittag folgendes Telegramm:

Wendelin Weißheimer, Muſikdirektor, Stadttheater Augsburg.

Es wird mich freuen, Ihnen und Ihrer lieben Braut morgen meine Glückwünſche ausdrücken zu können; unmöglich aber iſt mir, Sie mit Ihren geehrten Gäſten zu bewillkommnen, da ich mich neuerdings Schonung äußerſt bedürftig fühle.

Wagner.

Dieſem folgte ein zweites Telegramm, aufgegeben am ſelben Tag um 6 Uhr 30 Minuten nachmittags. Angekommen 7 Uhr.

Soeben von ſtärkerem Fieber überfallen, ſehe Unmöglichkeit, morgen mit Ihnen zu ſein. So geht's.

Wagner.

Man denke ſich unſre Ueberraſchung!! Da die Kunde ſeines Kommens in der Stadt bekannt geworden, war während der Trauung die Verlegenheit groß. In der Eile wurde in einem Hotel ein Diner beſtellt, zu welchem ſchnell außer Böckel noch einige Augsburger Freunde geladen wurden.

Nach einigen Tagen ſchrieb mir (ohne Datum) Hans v. Bülow:

Geehrter Herr und Freund,

Wagner krank und melancholisch, ich dito, Cornelius wenigstens das letztere — da sind wir nun um die Theilnahme an Ihrem Hochzeitsfeste gekommen. Traurig, aber unabänderlich! Nun, Sie werden uns in dieser schönen Zeit nicht vermißt haben (!) und dem, der glücklich ist, thun keine Wünsche von Freunden noth. (!) Dennoch — Sie lesen es ja zum ersten Male — lassen Sie uns Ihrer Frau Gemahlin die herzlichste Gratulation darbringen.

Es ist grausam, Sie in den Flittertagen (hoffentlich wird von Flittermonaten die Rede sein können) mit einer Behelligung zu stören. Aber wir sind selbst geplagt und darum gezwungen, auch Andere zu plagen. „Majestät befehlen" in den Besitz aller Wagnerschen Manuscripte u. s. w. gesetzt zu werden, begnügen Sich aber auch mit Abschriften. Staatsrath v. Pfistermeister, selbst gemahnt an Beschleunigung, hat nun wieder Wagner gemahnt, dieser endlich mich.

Also — haben Sie den Wiland-Entwurf noch? Und wenn das der Fall, möchten Sie die Güte haben, ihn uns recht rasch zukommen zu lassen? Ich habe Aehnliches noch 6 Mal zu schreiben!

Die Eile nöthigt mich, mir das Vergnügen einer Condolenz zum 25. Dezember zu versagen. (Vergl. das leergebliebene Weihnachtsconzert mit Bülows „Sängers Fluch". W). Doch — da auch Sie mir condoliren könnten, so hebt sich's ja. Uebrigens ein Fiasko ist ja eben so ein Truggebilde wie ein soge-

nannter musikalischer Triumph. Wir finden schon beide jeder unsere Revanche!

Mit herzlichem Gruße, College im Ehejoch,

Ihr

freundschaftlichst ergebener

Hans v. Bülow.

Da man mit der Gratulation etwas sehr post festum kam, hatte ich es natürlich auch mit der Antwort nicht allzu eilig. Drum fand sich Wagner bewogen, endlich selbst die Feder zu ergreifen; ohne den Wilandentwurf weiter zu erwähnen, schrieb er bloß:

Lieber Weißheimer!

Könnten Sie uns denn mit Ihrer lieben jungen Frau nicht bald einmal besuchen? Die vorgefallene Confusion dürfte sich wohl nur mündlich ausgleichen lassen.

Melden Sie mir doch auch Eines! Ich sehe soeben nach und finde, daß ich die beiden zum Tannhäuser nachcomponirten Scenen nicht besitze. Ich weiß, daß ich sie Ihnen in Wien übergab. Gewiß haben Sie sie noch? Ich brauche sie jetzt. —

Also — bitte! besuchen Sie uns bald: lassen Sie mich es auch vorher wissen. Ich freue mich aufrichtig Sie zusammen zu sehen, und komme noch nicht aus dem Bedauern heraus, Ihr Hochzeitfest gestört zu haben.

Mit herzlichem Gruß

Ihr

Rich. Wagner.

25. Januar 1865.

— Schweren Herzens schickte ich ihm die Pariser Tannhäuserscenen. Immer hatte ich gehofft, er würde sie vergessen haben oder wenigstens nicht mehr wissen, daß er sie mir übergeben: ich wollte sie ihm einmal später wieder einhändigen — viel später — wenn sie kein Unheil mehr anrichten konnten; denn ihre Musik paßt zur Tannhäusermusik — wie die Faust aufs Auge! Da er sie nun durchaus haben wollte, so mußte ich seinem Verlangen willfahren, überzeugt, daß er damit sein herrliches Werk verunzieren und entstellen würde. So geschah es auch! An den großen Theatern wurden die Neuerungen eingeführt und dadurch das so einheitlich komponierte Werk mit zwei gänzlich verschiedenen, sich sogar feindlich gegenüberstehenden Stilarten durchsetzt, die kein Genießen selbst in den unangetastet gebliebenen Teilen mehr aufkommen lassen. Hätte er doch lieber die Kadenz am Schluß des Duettes zwischen „Tannhäuser" und „Elisabeth" im zweiten Akt einer Revision unterzogen, statt im Sängerkrieg die charakteristischen Gesänge Walthers von der Vogelweide und Biterolfs wegzustreichen! Das Fortlassen der Chor- und Solistimmen (zweites Finale) bei der Stelle: „zum Heil den Sündigen zu führen" bietet nun dem allein übrig gebliebenen Tannhäuser keine Unterstützung mehr; er schwebt über dem hier allzu durchsichtigen Orchester, das auf die Mitwirkung der Ensemblestimmen berechnet war, die nun fortfallen, haltlos in den Lüften, und jeder Sänger kann von Glück sagen, wenn er über diese ebenso großartige als halsbrechende Stelle ohne Unfall hinweg kommt. Hier müssen unbedingt wieder die Ensemblestimmen eintreten oder die entstandenen Lücken im Orchester

durch Horn- und Holzbläser ausgefüllt werden, will man mit Erfolg diese wichtige Stelle dem Werk erhalten, welche leider meistens gestrichen wurde. Statt den vortrefflichen Schluß der frühesten Lesart: „Er ist erlöst" (mit den Einsätzen des Wolfram, Landgrafen 2c.) wieder herzustellen, ließ Wagner den den Schluß der Oper über Gebühr hinausziehenden Chor der jüngeren Pilger in der Pariser Bearbeitung stehen, wodurch nun die Monstruosität entstand, daß der erste Akt etwa wie ein tollgewordener „Tristan" anhebt, und der letzte sich mit „Rienzi"-ähnlichen Klängen empfiehlt!

Schon gelegentlich unsrer Biebricher Spaziergänge beschäftigte uns häufig genug der Tannhäuserschluß, über den Wagner immer noch nicht ganz einig war: Eh die von Wolfram scheidende Elisabeth die Wartburg erreichen konnte wird sie schon als Leiche wieder heruntergetragen — ob im Sarg oder auf Baumzweigen, macht keinen großen Unterschied —, und viel schneller stirbt dann „Tannhäuser" hin, welcher kurz vorher noch erstaunlich kräftig gewesen. Wagner erkannte diese Uebelstände wohl, wußte aber keine Abhilfe zu schaffen. Einmal war sogar ganz ernstlich davon die Rede, Tannhäuser wieder in den Venusberg ziehen zu lassen und damit die Oper zu schließen. Als ich einwarf: „Was soll aber dann mit Wolfram geschehen? Am Ende muß der auch mit hinein!" lachten wir, und die Sache blieb beim alten.

Durch die unglückliche Einführung der Pariser Partitur an deutschen Hoftheatern wurde man in der Folge gezwungen, wollte man noch die Stileinheit des alten „Tann-

häuſer" genießen, diejenigen Stadttheater aufzuſuchen, denen die Mittel fehlen, eine ſo übertriebene Ausſtattung der Venusgrotte herzuſtellen. Dort blieb notgedrungen auch die gute alte Partitur in Kraft. Wie war ich aber freudig überraſcht, als ich vor drei Jahren in Stuttgart, wo jene Mittel keineswegs fehlen, die ganze Oper dennoch in der früheren Art aufgeführt ſah! Das war Hermann Zumpes Werk, welcher beharrlich daran feſthielt, mit meiner Anſicht hierüber völlig übereinſtimmte, und welcher unumwunden ausſprach: „Wenn je ſich ein Komponiſt an ſeinem Werk verſündigte, ſo that es Wagner am ‚Tannhäuſer' durch die ſpätere Umarbeitung desſelben." Die Richtigkeit dieſes Ausſpruches wird in immer weiteren Kreiſen zum Sieg gelangen und die Pariſer Zuthaten ſchließlich wieder entfernen, welche ich 1865 meinem wohl verſchloſſenen Schrein leider entreißen mußte, weil es Wagner nicht anders wollte. Bei Ueberſendung ſeines Manuſkriptes dankte ich ihm zugleich für unſre freundliche Einladung, ihn in München zu beſuchen.

Bald darauf lief durch die Preſſe wie ein Lauffeuer die ſenſationelle Nachricht aus München: Wagner ſei in Ungnade gefallen! Sofort alarmierte ich Hans v. Bülow und fragte, ob es denn wirklich wahr ſei, worauf er mir umgehend antwortete, nachdem er mit dem gellenden Lachen der Matroſen im „Fliegenden Holländer" begonnen:

München, 12. Februar 1865.

Liebſter Weißheimer!

Alſo auch Sie in die Falle gegangen? Wozu dienen die Journale? Warum heißt's denn im

Sprüchwort: lügen, wie gedruckt? Nun laſſen Sie ſich denn ſchnell beruhigen — denn mit der Anhänglichkeit und Freundſchaft eines Mannes wie Sie darf man keinen Hokuspokus treiben. Geſtatten Sie mir aber mich kurz zu faſſen, denn ich bin dieſer Tage eine Arrangirmaſchine für unſeren großen Meiſter.

Jene Gerüchte, die Sie ſo in Aufruhr geſetzt, ſind von uns ſelbſt erfunden, um uns gegenüber dem unverſchämten zudringlichen Bettelvolk, was von nah und fern Wagner und ſelbſt meine Wenigkeit wanzengleich, ſommerfliegenmäßig bis zum Exzeß peinigt mit Suppliken um Protection, einigermaßen zu ſchützen. Sie würden erſchrecken, wenn Sie den Haufen grobes und feines geſchwärztes Papier ſähen, der ſich allein bei mir ſeit fünf Wochen aufgeſpeichert hat! Da der Sonnenſchein höchſter Gnade lediglich derartiges Geſchmeiß ausbrütet und heranlockt, ſo iſt das einzig mögliche perſiſche Inſektenpulver in ähnlichen Fällen — Sonnenfinſterniß. Wir haben uns denn zur künſtlichen Inſzeneſetzung einer ſolchen in einer ſcherzenden Stunde entſchloſſen. Der Effekt hat ſich grandios, bengaliſch gezeigt! Uebrigens hatten wir verflucht wenig Mühe! Die „vertrauliche Mittheilung“ wurde in Zeit von 24 Stunden non plus ultra-publik. Begierig, wollüſtig aufgeſchnappt, weiter geklatſcht mit Zunge und Feder. Nicht blos die bayriſchen Zeitungen, auch die mittel-, nord-, ſüddeutſchen, ſelbſt die franzöſ., belgiſchen u. ſ. w. ſind voll von der „Ungnade“.

Die Aristokratie wüthend durch ihr constantes Ignorirtwerden von Seiten des herrlichen Königs — zu der neulichen Musikaufführung im Residenztheater (wo es beinah so schön klingt, wie im Pariser Conservatoire) Mittwoch vor acht Tagen hatte Seine Majestät Niemanden zugelassen außer Wagner's Spezialfreunden — z. B. selbst nicht die Frau des Hofmusikintendanten. Die Architekten zornglühend über Semper's Berufung, die Bildhauer giftspeiend über die in dem offiziellen Artikel von Pecht (Wiener Botschafter, Münchner Neueste Nachrichten) angedrohte Engagirung Hähnel's, die Dichter, die Journalisten in ihrer Eitelkeit tödtlich verletzt — na, instrumentiren Sie sich in Gedanken diese Jubelsinfonie!

Jetzt sind wir ruhig, ungeschoren — selbst die Kammermusiker kommen nicht mehr zum Triospiel zu uns, was meine von ihrer elenden Geigerei gemarterten Ohren trefflich erholt u. s. w. Dagegen: Bestellungen über Bestellungen S. M. an Zumbusch — der gar nichts Anderes mehr arbeiten kann, als Wagnermarmorbüsten — Pecht's treffliches Porträt von Wagner seitens S. M. neben den Bildern seiner Ahnen aufgehängt — Echter arbeitend an den Illustrationen zu sämmtlichen Wagnerschen Opern, Schmitt Tenöre und Soprane schmiedend — enfin, enfin, Alles charmant und besser wie vorher, wo die Zeitungen nicht logen und uns dadurch viel Pein verursachten.

W
richtig,
nichts :
und ka
habe ih
denkmal
ſtalten,
längſt i
Tanzpe
Staub
Geſund
behand
ſeiner i
wieder

He
Scheint
Fürſten
toaſten,
und au
geiſtige
delin a
Geſinnu
zeichne

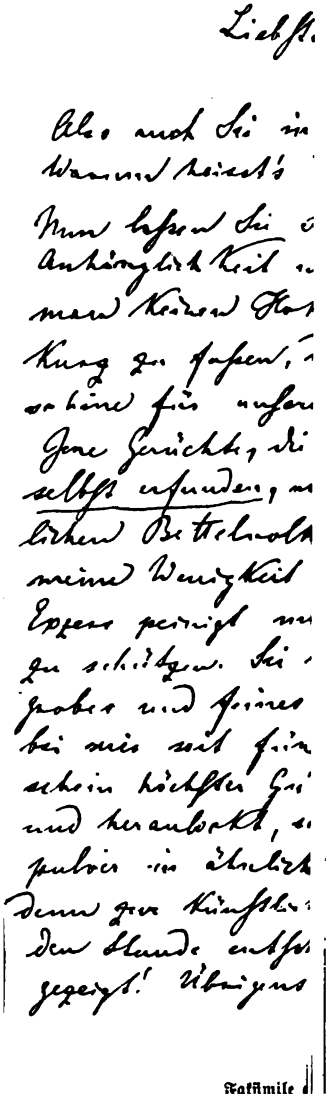
W
geſprun
— aus
Reiſe n
junge G

haustempo.

. fünf Minuten
es Augsburger
s.

t übermittelte
es" Schreiben.
ht beiwohnen,
e Augsburger
en hatten, die
ch dann aller
denn auch am
r und Bülow
ıfführung der
och unter des
ıng stattfand.
tet und neben
r Aufführung
greiflicherweise
nd e p e s c h e n=
irgend etwas

Kaiserhof) ab=
esuch Wagners
ns v. Bülow,
nn ging es in



Faksimile

die Brienner Straße zu Wagner, um einer Klavierprobe von „Triſtan und Iſolde" beizuwohnen. Hauptſächlich galt es an jenem Tag Fräulein Deinet, welcher die „Brangäne" anvertraut war. Wagner produzierte ſich während dieſer Probe plötzlich auch einmal als brillanter Kopfſteher: alle mußten lachen, als er unverſehens bei Fräulein Deinets Geſang ſeinen Kopf auf das Sofa ſtützte und die Beine an der Wand in die Höhe ſtreckte. Ich hatte dieſes Kunſtſtück ſchon einige Male von ihm geſehen, wenn er gerade in beſonders guter Laune war. — Am andern Tag begleitete uns Wagner in die Arcisſtraße (beim Glaspalaſt) zu Schnorr v. Carolsfeld, welcher glücklich war, endlich den „Triſtan" ſingen zu können. Er und ſeine Gemahlin empfingen mich und meine Frau mit großer Freude — der verwünſchte Brief aus Wien von dazumal war vergeſſen. Jetzt war alles Intereſſe auf den im Juni projektierten „Triſtan" konzentriert. Als Wagner uns zur Aufführung einlud, war er ganz betroffen, von mir zu hören, daß dies zu meinem größten Bedauern nicht möglich ſei — ich war bereits nach Berlin engagiert, wo ich während der Frühlings- und Sommermonate ſämtliche Opernaufführungen am Krolltheater zu leiten hatte. Er beklagte es lebhaft und konnte auch während der folgenden Tage nicht darüber hinwegkommen, daß ich nun, wo der „Triſtan" endlich Wirklichkeit würde, ihm nicht beiwohnen könne — ich, der ich der erſte geweſen, der für ihn geſchrieben und auch in Wien mich ihm geopfert habe! Dies Klagen kam nun zu ſpät — er hatte es in der Hand gehabt — ich konnte jetzt ebenſogut wie Cornelius in München wohnen, wenn er dazu recht-

zeitig Anstalten gemacht oder solche wenigstens nur in Aussicht gestellt hätte. Gerade nach dem Wiener Erlebnis hatte ich mir fest vorgenommen, mich in Zukunft lediglich auf mich selbst zu verlassen, und nach den gemachten Erfahrungen hatte Wagner durchaus keinen Grund, mir das zu verübeln. Bei ruhiger Ueberlegung wird er das wohl auch eingesehen haben.

Die Münchner Tage waren uns wie im Flug vorübergangen, zumal außer dem Verkehr mit den geschätzten Freunden doch auch die Glyptothek und beide Pinakotheken besucht werden mußten. Den Donnerstagabend waren wir nochmals zu Wagner geladen. Beim Thee machte Frau v. Bülow die Honneurs. Dann führte Wagner meine Frau zum Flügel und spielte ihr als Zeichen seiner besonderen Aufmerksamkeit die Lohengrineinleitung — eins der wenigen Stücke, die er auf dem Klavier einigermaßen zu spielen vermochte. Nach langer und sehr lebhafter Unterhaltung trafen wir Anstalt, uns von den vielen hier versammelten Freunden zu verabschieden; denn Charfreitag früh wollten wir abreisen. Wagner begleitete uns bis zum Ausgang des Hauses, nochmals bedauernd, daß wir nicht bis zur Tristanaufführung bleiben könnten — dann verabschiedeten wir uns herzlich, ihm zum „Tristan" alles Glück wünschend. —

Am nächsten Tag fuhren wir direkt nach Osthofen, wo sämtliche Familienangehörige am Abend in der Steinmühle uns mit Sehnsucht erwarteten und uns mit offenen Armen aufnahmen. Dort, im Schoße der Familie, verlebten wir schöne Tage — Tage der Ruhe nach dem vorherigen be-

wegten Leben. Neu gestärkt traten wir dann nach einigen Wochen die Reise nach Berlin an.

Am Krolltheater

fanden allabendlich Opernvorstellungen statt — da lernte ich kennen, was es heißt, morgens Probe halten und abends dirigieren! Innerhalb der wenigen Saisonmonate leitete ich über hundert Aufführungen, worunter natürlich viele Wiederholungen. Wagners und Meyerbeers Opern durften nicht gegeben werden — die hatte sich Herr v. Hülsen für das Opernhaus reserviert —; somit war das Repertoire ein recht beschränktes. Diese Monotonie wurde durch Münchener Zeitungsberichte über die ersten Tristanaufführungen unterbrochen, denen die erschütternde Kunde von Schnorrs Tod unmittelbar auf dem Fuße folgte. So hatte dieser Edle nun seinen Tristanenthusiasmus sogar mit dem Tod besiegelt! „Dem Land, das Tristan meint, der Sonne Licht nicht scheint" — ob er diese Worte wohl zum letztenmal völlig ahnungslos gesungen? —

Da hier der Tod mit seiner kalten, unerbittlichen Hand plötzlich in meine Lebensschilderung fuhr, will ich nicht verschweigen, daß er auch mich um jene Zeit bedrohte. Eines Nachmittags holte mich ein befreundeter junger Ingenieur, Adolf Bleichert, zu einem Spaziergang ab. Wir kamen zu dem damals im Bau befindlichen neuen Rathausturm, der, noch in Gerüsten steckend, wohl dreihundert Fuß über die Stadt ragte. Bleichert, der den Baumeister kannte, per-

ſuadierte mich, mit ihm auf den Turm zu ſteigen. Da noch keine Treppen errichtet waren, fuhren wir im leeren Innern mittels einer Gondel in die Höhe. Oben weidete ich mich an dem Anblick der großen Stadt. Nach einiger Zeit ertönte ein Pfiff von innen, und Bleichert eilte mit den Worten: „Herrgott! Das Zeichen zur letzten Niederfahrt!“ davon und ſprang noch gerade in die ſich bereits in Bewegung ſetzende Gondel. Ich ſchrie laut, mich mitzunehmen, — es war zu ſpät — allein ſtand ich auf dem Turm! Ich wartete — wartete — die Gondel kam nicht wieder herauf. Es wurde Abend, und — ich mußte hinaus zu Kroll, wo ich Oper zu dirigieren hatte! Ich mußte alſo hinunter; an ein Uebernachten oben war nicht zu denken. Was aber thun?! Schaudernd ſah ich mir die dreißig bis vierzig übereinander ſtehenden Leitern an, die außen am Turm in freier Luft geländerlos in die Tiefe führten. Nach einigem Beſinnen faßte ich Mut und begann das Wagnis. Zwiſchen den Leiterſproſſen ſah ich direkt in die Königsſtraße hinab — die Leute, über deren Köpfen ich ſchwebte, glichen wimmelnden Ameiſen. Die Hauptſchwierigkeit bot das Ueberſetzen von einer Leiter zur andern: ohne Anhalt mußte man da auf der jeweilig unterſten Sproſſe die oberſte der etwas abſeits ſtehenden nächſten Leiter zu gewinnen trachten, und waren dann einige Sproſſen zurückgelegt, ſo konnte man ſich wenigſtens an denſelben feſthalten. So ging es langſam die vielen Leitern hinab, und die Menſchen unter mir wurden größer und größer. Endlich langte ich — angſtſchweißgebadet — unten an. Wäre mein Kopf nicht völlig ſchwindelfrei geweſen, ſo wär' ich wohl anders unten an-

gekommen! Schnell nahm ich eine Droſchke und eilte zu Kroll hinaus, wo ich gerade noch recht kam, Herolds „Zampa“ zu dirigieren. Was war das Grauſen Zampas vor der Theatermarmorbraut gegen das meine auf dem Berliner Rathausleiternzickzack, an welches ich zeitlebens denken werde!

In Berlin machte ich natürlich auch die Bekanntſchaft vieler intereſſanter Perſönlichkeiten, z. B. die der K. Hofkapellmeiſter Dorn und Taubert, des ſpäteren Dichters Adolf l'Arronge, der damals noch Kapellmeiſter war und bei Kroll für mich eintrat, als ich zu ſeinem Vater nach Düſſeldorf mußte, welcher die Direktion des dortigen Stadttheaters inne hatte. Auch einen K. ruſſiſchen Muſikdirektor Metzdorff aus Petersburg lernte ich kennen, in deſſen liebenswürdiger Familie wir viel verkehrten. Sein Sohn Richard Metzdorff war mir lebhaft zugethan. Da er zugleich ein vortrefflicher Muſiker, ſo empfahl ich ihn Direktor l'Arronge in Düſſeldorf als Chor- und Muſikdirektor, welcher ihn auch engagierte.

Welch ein anſtrengender Beruf der eines Theaterkapellmeiſters iſt, mag man daraus entnehmen, daß, als ich im September die letzte meiner hundert Opern in Berlin dirigiert hatte, ich gleich zur Bahn mußte, um den folgenden Tag

In Düſſeldorf

einzutreffen, wo bereits im Bahnhof der kleine und ſehr korpulente Direktor E. Th. l'Arronge meiner harrte, ſofort, ohne daß ich nur eine Erfriſchung einnehmen konnte, mit mir ins Theater fuhr, mich dem verſammelten Orcheſter- und Sängerperſonal vorſtellte und dann ſogleich mich er-

suchte, ans Pult zu treten, um die letztmögliche Probe der — „Hugenotten“ abzuhalten, mit welchen morgen die Saison eröffnet werden sollte. Todmüd und leeren Magens mußte ich mit einem mir gänzlich unbekannten Personal eine fünfstündige Hauptprobe abhalten, — dann erst konnte ich mit Metzdorff nach einer nahen Restauration eilen und endlich meinen grimmigen Hunger stillen. Seit Berlin hatte ich nichts gegessen, weil ich glaubte, dazu in Düsseldorf die nötige Zeit zu finden. Während der verspäteten Mahlzeit machte ich übrigens die Bekanntschaft des ausgezeichneten Violinspielers und Konzertmeisters Auer, welcher später nach Petersburg übersiedelte und dort sogenannte große Carriere machte.

Die Mühen des Düsseldorfer Theaterkapellmeisters steigerten sich noch durch den Umstand, daß mit der Oper ab und zu nach Essen gegangen wurde, um auch König Krupp das Vergnügen einer Opernaufführung zu bereiten. Es wurden da Spielopern wie „Fra Diavolo“, „Waffenschmied“ und auch einmal „Don Juan“ gegeben. Bei letzterem scheiterten jedoch alle Versuche, dem Essener Orchester die Begleitung der Rezitative beizubringen; ich stellte mir ein Klavier zurecht und vermied so am Abend den sonst unvermeidlichen „Umsturz“. Einen solchen erfuhr in der That einmal der Chor, welchen Direktor l'Arronge aus Billigkeitsgründen von Düsseldorf in einem großen Omnibus herübertransportieren ließ — in der Gegend von Mülheim schlug derselbe um, und die Essener Vorstellung mußte infolgedessen eine Stunde später beginnen. Glücklicherweise fanden nur wenige solcher „Kunstfahrten“

nach der Kruppſchen Reſidenz ſtatt, wo mich ſein rieſenhaftes Etabliſſement weit mehr intereſſierte als die von ſeinem Beſitzer gewünſchten Theatervorſtellungen.

In Düſſeldorf hatte ich mir vorgenommen, mit dem ſehr guten Orcheſter und den vorzüglichen Geſangskräften Wagners „Fliegenden Holländer“ zur Aufführung zu bringen, der dort noch ganz unbekannt war. Nur zu den Doppelchören im letzten Akt reichte der Theaterchor nicht aus. Es gelang mir, hierzu den vereinigten Düſſeldorfer Männergeſangverein zu gewinnen. Um den anfänglichen Widerſtand l'Arronges zu brechen, verlangte ich, den „Holländer“ zu dem mir kontraktlich ausbedungenen Benefiz zu geben. Nach vielen Mühen mit dem verſtärkten Chor und dem Wagner-oppoſitionellen Orcheſter, mit welchem ich während der Proben wahre Fehden zu beſtehen hatte, ſetzte ich die Aufführung endlich durch, und am 16. Januar 1866 hielt der „Fliegende Holländer“ ſeinen Einzug in Düſſeldorf. Das Haus war ſchon tags vorher ausverkauft; trotzdem drängten ſich immer noch Leute herein, und als alle nur irgend möglichen Stehplätze ausgefüllt und das Haus vollgepfropft erſchien, mußten ſogar die Parterre- und Logenthüren offen bleiben, um den Draußenſtehenden einen Durchblick zu ermöglichen, die bis auf den Markt hinaus ſtanden. Und oben auf der Bühne „wimmelte“ es infolge der ſehr beträchtlichen Chorverſtärkung nicht minder — die armen Choriſtinnen ſollen da arg ins Gedränge geraten ſein. Als ich ans Pult trat, ſah ich einen Lorbeerkranz auf der Partitur liegen, und auf mein Zeichen zum Anfang kam beim erſten Niederſchlag nicht das erwartete D-moll, ſondern ein

helles D-dur zu Gehör, welches in Geſtalt eines ſchmetternden Tuſches in die Lüfte ſauſte Sofort brach dann auch das bis dahin reſerviert gebliebene Publikum in donnernden Applaus aus. Mein Erſtaunen, plötzlich den D-dur-Accord zu hören, war kein geringes. Erſt glaubte ich an einen Schabernack des Orcheſters und fuhr wütend herum — als ich aber den Tuſch hörte, erkannte ich ſofort die friedliche Abſicht, mir eine angenehme Ueberraſchung zu bereiten, und quittierte dieſelbe in vielen Dankesverbeugungen gegen das Publikum und ins Orcheſter, deſſen feindliche Stimmung bereits in der letzten Probe dem „Holländer" gegenüber einer mehr einſichtsvollen und freundlichen gewichen zu ſein ſchien. Wirklich kamen auch nach dem enormen Erfolg des zweiten Aktes, der zum Beſten gehört, was Wagner geſchaffen, drei Abgeſandte des Orcheſters zu mir auf die Bühne, mich wegen deſſen früherer Haltung um Entſchuldigung zu bitten und mir für meine Standhaftigkeit zu danken, mit welcher ich heute dem großen Werk zum Sieg verholfen habe. Trotz der glänzenden Einnahme war jedoch Direktor l'Arronge an jenem Abend nicht ſehr vergnügt; er mußte ſie mit mir teilen und hätte ſie doch ſo gern allein gehabt! Als ich nach Schluß der Oper an der Kaſſe vorbeiging, ſah ich dieſe noch beleuchtet und drinnen einige Beamte funktionieren. Einer der Umſtehenden, dies ſehend, ſagte mitleidig zum andern: „Ach, der arme Kapellmeiſter, jetzt hat er ſich geplagt und abgemüht, und nun wird ihm auch noch zum Dank ſeine ſauer verdiente Benefizhälfte in Beſchlag genommen!" Ich lachte in mich hinein und ging weiter: die in Beſchlag genommene Hälfte war nicht meine, ſondern die des — Direk-

tors. Jetzt verstand ich l'Arronges Mißvergnügen. Beinah' wäre ich in den Verdacht gekommen — —

Um jene Zeit hatte sich übrigens in München wirklich das ereignet, was Wagner und Bülow scherzweise ein Jahr vorher in die Presse lanciert hatten: Wagner mußte von München fort, und es hieß, er sei in die Schweiz gegangen. Da ich seinen Aufenthalt nicht kannte, meldete ich Bülow den Düsseldorfer Triumph des „Fliegenden Holländers" und proponierte ihm zugleich, hier mit ihm ein Konzert geben zu wollen. Er gratulierte mir zu dem Holländererfolg und ließ dann kurz darauf auf mein Ersuchen ein zweites Schreiben folgen (das erste ist leider nicht mehr vorhanden, worin er mir u. a. mitteilte, Wagner sei in Genf), in welchem er sich näher über das Konzertprojekt äußert, und welches lautet:

Verehrter Herr und Freund!

Ich habe unglaublich wenig Zeit — deßhalb umgehende Antwort (sonst komme ich vielleicht gar nicht dazu). Bis heute habe ich noch geschwankt, ob ich nach Paris zur Aufführung der „Graner Messe" (15. März) reisen sollte. Allein schon vor Ankunft Ihres Briefes kamen mir allerhand andre Vorschläge (aus Holland erwarte ich deren ebenfalls noch) zu — gerade für den März, welche mir wünschenswerth machen, die Pariser Reise aufzugeben. 1870 gebe ich das Conzertiren jedenfalls ganz auf — bis dahin habe ich aber als Virtuos noch allerlei zu erledigen — — und der Einfall in die Rheingegend scheint mir

aus verschiedenen Gründen zu drängen. In Elberfeld hat sich nach meinem friedlichen Klavierspiel furchtbare Zeitungsfehde entzündet — kurz der Moment ist günstiger, als je, mich in der Umgegend von Düsseldorf — noch in dieser Saison — vielfachst-möglich blicken zu lassen.

Also — kommen wir zur Conclusion. Ich acceptire für den 22. (März) — aber nicht Halbpart, denn Sie haben mindestens zwei Drittheile mehr Arbeit als ich. Für den 15ten bitte ich oder autorisire ich Sie (da man sich an Ihre Vermittlung gewendet) für mich ebenfalls anzunehmen (bei der Düsseldorfer Conzertgesellschaft); jedoch verlange ich mein jetzt „üblich" gewordenes Honorar für Mitwirkung in Abonnementconzerten, nämlich 20 (zwanzig) Frd'dor. Hamburg zahlte mir voriges Jahr 25 Frd'dor. Madam Schumann empfängt deren am Rhein 30. Also — können die Düsseldorf sich hinaufmontiren.

Zwischen dem 15. und 22. will ich nun in Barmen conzertiren und in Köln eine Soirée geben. Sehr dankbar würde ich Ihnen sein, wenn Sie mir eine dortige anständige Musikalienhandlung nennten, die nöthigenfalls gegen Prozente das Arrangement (Saalmiethe, Annoncen) übernehmen würde. Ihnen wird es nicht schwer sein, diese in Erfahrung zu bringen.

Attakiren wir jetzt die Programmfrage. In Ihrem Interesse nicht lauter „Zukunft". Ferner — geben Sie das Liebesmahl (der Apostel von Wagner)

als Schlußnummer. Oder da Sie Chor haben, führen Sie mit mir Beethovens op. 80 Fantaſie für Chor, Piano, Orcheſter u. ſ. w. auf. „Gretchen“ (Fauſtſymphonie) nicht geeignet — wird auch zu viele Proben koſten. „Préludes“ meiner Anſicht nach (nöthigenfalls mit Hinweglaſſung von Gran Cassa [große Trommel] und Collegen) am beſten zur Introduction, nämlich Liszts. „Feſtklänge“ übrigens ebenſo ſicher. Von beiden kann ich Stimmen liefern. Nur Streichquartett wäre etwa noch zu doubliren. Da der Saal vermuthlich ſehr groß, würde ich als Klavierpièçen vorſchlagen

1. Beethovens Es- oder G-Conzert,

2. Ungariſche Fantaſie von Liszt mit Orcheſter.

Oder wenn Sie irgend eine klaſſiſche Orcheſternummer bringen, das Lisztſche Es-dur Conzert oder das Henſeltſche. Für Stimmen ſorge ich. Eventuell ginge als Nr. 2 auch die Verſchmelzung von klaſſiſch und romantiſch — nämlich Liszts Fantaſie für Piano und Orcheſter über Themen aus Beethovens Ruinen von Athen.

So — hier haben Sie das Material, mit welchem Sie nun nach Belieben ein durch Contraſte u. ſ. w. intereſſant gemachtes Programm zuſammenredigiren können.

Darf ich Ihnen einen unmaßgeblichen Rath geben? -- Kürzen Sie, wenn und wo thunlich, am erſten Satz des Toggenburg, welchem ich übrigens ſehr das Wort rede. — Falls „Sängers Fluch“ geniren

sollte, oder die Posaunisten im Allegro keine Achteltriolen prästiren können, so lassen Sie ihn gemüthlichst weg. Namentlich dann, wenn zwischen mir und einer Lißtschen sinfonischen Dichtung zu wählen wäre.

— Am 25ten dieses werde ich wieder aufathmen. Jetzt habe ich täglich Chor-, Solo-, Orchesterproben von Liszts „Heilige Elisabeth", die am 24. im großen Hoftheater zur Aufführung kommt (Wiederholung vielleicht am 28). Außerdem will der König — privatim — eine Anzahl Lisztscher sinfonischer Dichtungen hören. Daneben habe ich meine Abgebrannten-Klavierfoiréen am 17. und 26. Februar und 8. März — vorläufig so angesetzt. Dieß erklärt Ihnen, warum ich den 22. vorziehe für Ihr Conzert. Nun rathe ich Ihnen aber, diese Wahl dem philharmonischen Comité als von Ihnen ausgehend anzukündigen. Sie erweisen ihm eine Galanterie, indem Sie demselben den Reiz meiner Neuheit für Düsseldorf großmüthig cediren. Anstandshalber müssen die Leute dann wieder artig gegen Sie sein. Meinen Sie nicht auch?

Das schwarze Siegel: Liszts Mutter ist leider am 6. d. nach kurzer Krankheit verstorben. Sie war bereits 78 Jahre alt, es wäre aber doch schön gewesen, wenn sie die Rückkehr ihres Sohnes und dessen Triumph als Componist erlebt hätte!

Meine freundlichsten Empfehlungen Ihrer liebenswürdigen Frau Gemahlin, beste Grüße an Ihren

trefflichen Herrn Adjutanten Metzdorff, in gelegentlicher Erwartung weiterer „Anbetungen".

Ihr in freundschaftlicher Hochachtung
ergebenster

München 14. 2. 66.
15 Luitpoldstraße.

Hans v. Bülow.

In meiner Antwort schlug ich nun Bülow vor, statt meines ersten Toggenburgsatzes „Das Grab im Busento" aufzuführen, da mit Liszts Préludes und Bülows „Sängers Fluch", an welchen Nummern ich unbedingt festhalten würde, sonst zu viel Instrumentalmusik ins Programm kommen dürfte. Außerdem waren ja auch noch das Beethovensche Es-dur-Konzert und Liszts „Ungarische Phantasie" zur Aufführung bestimmt! Das war schon mehr als genug. Nachdem ich alles vorbereitet und einstudiert hatte, kam folgendes Telegramm unterm 20. März aus Aachen:

Kapellmeister Weißheimer, Düsseldorf.
Komme morgen nachmittags halb drei. Bitte um vollständige Konzertanzeige Kölnische Zeitung auf meine Kosten. Bülow.

Als Konzertlokal diente die neue, mehrere tausend Personen fassende Tonhalle. Am Abend nach Bülows Ankunft fand die letzte Probe und am folgenden das Konzert statt. Der riesige Saal war in allen Teilen von oben bis unten angefüllt, und Beifallssalven ertönten, wie sie in Düsseldorf wohl noch nicht erklungen. Einer meiner intimen Freunde, Justizrat Dr. Hertz, Mitglied des Konzertvorstandes, sagte, ein solcher Konzerterfolg sei hier unerhört.

Der Vortrag des Beethovenschen Klavierkonzerts entzückte dermaßen, daß Bülow wieder und immer wieder erscheinen mußte. Als er da zur Abwechslung auch mich zur Rampe ziehen wollte und ich dem widerstand, brach während unsers kleinen Ringkampfes wieder ein solch betäubender Applaus los, daß ich der Sache ein Ende machte und mit vorging. Als wir zurücktraten, sagte er mir: „Sie mußten mit; denn so, wie Sie heute, hat mir noch keiner das Beethovensche Konzert dirigiert." „Les Préludes" und „Sängers Fluch" von Bülow, welcher sein Werk natürlich selber dirigierte, fanden entschiedenen Anklang. Nicht minder das schon so oft erfolgreich zur Aufführung gekommene „Grab im Busento". Zum Schluß kam die „Ungarische Phantasie" Liszts. Während Bülows erstaunlicher Bewältigung dieser Klavierwunder vermochte das enthusiasmierte Publikum nicht mehr auf den Sitzen zu bleiben: jeder wollte auch sehen, was vorging. Einer folgte dem andern, und schließlich standen sie alle: dem Lisztschen Bravourstück widerfuhr so die höchste Ehre — es wurde stehend angehört. Nach dem Konzert verteilten wir die sehr beträchtliche Beute. Bülow wollte absolut nur ein Drittel acceptieren, und ich bestand darauf, daß ihm mindestens die Hälfte, wenn nicht Zweidrittel gebührten. Als ich es schließlich dahin gebracht hatte, daß der Geldhaufen wenigstens in zwei gleiche Teile abgezählt wurde, griff er plötzlich wieder in den seinen und warf eine Handvoll Silber- und Goldstücke herüber in den meinen. Ich that sofort das Gleiche, dem er wieder eine verstärkte Ladung folgen ließ. Nachdem dieses artige Bombardement einige Zeit hin- und hergegangen, strich er plötzlich den gerade

vor ihm liegenden Minderteil in seinen Hut und lief damit in das benachbarte Zimmer, dasselbe hinter sich verriegelnd. So endigte die Verteilung der Düsseldorfer Konzertbeute.

Vor Bülows Abreise am folgenden Tag machten wir im Hotel der Gräfin v. Hatzfeld einen Besuch, deren zufällige Anwesenheit wir erfahren hatten. Seit Bergzabern hatte ich sie nicht mehr gesehen, wo sie mit Lassalle im offenen Wagen in die Welt hinausgefahren — auf Nimmerwiedersehen. Die Gräfin war seitdem wie gebrochen, — der Schlag war zu fürchterlich, — sie glich einem Gespenst. Jammernd erzählte sie uns den Verlauf der drei Leidenstage in Genf. Nach dem Duell sei Lassalle noch rüstig die Treppen im Hotel hinaufgeschritten; er hätte es nicht glauben wollen, daß er ein verlorener Mann sei. Der telegraphisch aus Heidelberg mittels Extrazugs nach Genf berufene Professor Chelius habe nach Untersuchung der Wunde keine Hoffnung gelassen. Lassalle habe schnell noch ein Testament angeordnet und unterschrieben, dann seien die Schmerzen so heftig geworden, daß er „mit den Fäusten die Wand behämmerte". Der Gewaltige schien selbst dem Tod Trotz zu bieten, bis er ihm erlegen. Dann habe sie die Leiche nach Deutschland zurückgeführt. In allen Städten auf dem weiten Weg bis Breslau seien Arbeiterkorporationen mit Kränzen erschienen, ihrer tiefen Trauer Ausdruck verleihend. Der Anblick dieser ungeheuern Trauer so vieler Tausende habe sie einzig und allein aufrecht erhalten und ihr Kraft gegeben auf dieser schrecklichen Reise. Als man ihn in Breslau in die Grube gesenkt, habe sie wochenlang

wie betäubt gelegen. — Bülow und mir ſtanden bei dieſer erſchütternden Erzählung die Thränen in den Augen. Als wir uns wieder empfahlen, dankte ſie uns des herzlichſten für unſern Beſuch. Dann kehrten wir ſchnell zu mir nach Haus zurück, wo ſich Bülow von meiner Frau verabſchiedete, um ſofort weiter zu reiſen. Da bald darauf auch die Theaterſaiſon zu Ende ging, fuhr ich mit meiner Frau nach Oſthofen, wo wir den Frühling und Sommer gut zu verleben gedachten.

Aber in Oſthofen war keine Ruhe zu finden. Der politiſche Horizont verdüſterte ſich mehr und mehr, es trieb dem Krieg zu, und der Haß gegen Preußen und ſeinen genialen Miniſter v. Bismarck nahm die ungeheuerſten Dimenſionen an. Da ich „leider" eifriger Anhänger und Verteidiger Bismarcks war, hatte ich in der Familie und an öffentlichen Orten, wo ich mich zeigte, einen ſchlimmen Stand. Wirtshäuſer konnte ich ſchon kaum mehr beſuchen, und wenn ich über die Straße ging, wurde mir das damals denkbar größte Schmähwort: „Bismarck" nachgerufen. Am Tag nach dem Blindſchen Attentat unter den Linden in Berlin war mein Vater in Worms. Als er abends zurückkehrte, erzählte er, „die ganze Stadt" ſei in Trauer über das Mißlingen des meuchleriſchen Anſchlags. Unter ſolchen Umſtänden war es wahrlich in der Steinmühle kein angenehmer Aufenthalt. Erſt die Siegesnachricht von Königgrätz ernüchterte die flammenden Gemüter: mit ſtummer Reſignation wurde dann auch die Niederlage unſrer teuern Heſſen bei Aſchaffenburg und der Preußen Einzug in Darmſtadt hingenommen, nachdem Hannover, Kurheſſen, Naſſau und

Frankfurt bereits von denſelben beſetzt waren. Die Frankfurter Bundesarmee war überall geſchlagen und in der That zu einer „Bumbesarmee“ geworden, wie ſie jetzt der knirſchende Volkswitz titulierte. Gerade, als ſich Bayern und Preußen bei Kiſſingen und Würzburg herumſchlugen, hatte ich in Oſthofen die beſondere Ueberraſchung, ein Königliches Kabinettsſchreiben aus München zu erhalten, in welchem mir im Allerhöchſten Auftrag des Königs Ludwig II. mitgeteilt wurde, Seine Majeſtät hätten meine analytiſche Abhandlung über „Triſtan und Iſolde“ geleſen, die Seiner Majeſtät ſehr gefallen, und wofür ſie mir Allerhöchſt danken ließen. Gleich darauf kam auch ein Brief Hans v. Bülows, der bereits hiervon wußte, mit der Mahnung, nur nicht zu verſäumen, eine förmliche Dankſage nach München abzuſenden. Von Dr. Brendel erfuhr ich etwas ſpäter, das Königliche Kabinett habe zuerſt nach Leipzig geſchrieben und ihn um die Adreſſe des Verfaſſers jener Triſtanartikel in der „Neuen Zeitſchrift für Muſik“ gebeten, welchem Verlangen er, Brendel, ſofort entſprochen habe. Ich konnte mir nun erklären, wie mitten im Kriege jenes Kabinettsſchreiben nach Oſthofen kam, über welches ich mich um ſo mehr freute, als ich auch daraus erſah, daß ſich der König nicht einmal durch Schlachten und Kanonendonner im Studium der Wagnerlitteratur irremachen ließ.

Da ich von 1866—68 bei Direktor Emil Hahn in Würzburg engagiert war, brach ich Anfang September dorthin auf. Zunächſt fuhren wir nach Darmſtadt, um Regierungsrat Städel und Dr. Schüler zu beſuchen. Wir wohnten im Gaſthof „zur Traube“ und hatten früh beim

Aufwachen den ungewohnten Anblick, den großen Platz um das Monument vollständig mit Preußen angefüllt zu sehen, welche sich gerade anschickten, die Stadt zu verlassen.

In Würzburg,

das die Preußen noch besetzt hielten, trafen wir abends ein. Bei der erbitterten Stimmung der Einwohnerschaft schien es geraten, im Hotel zu bleiben, vor welchem sich in der Nacht auch wirklich ein Krawall abspielte. Glücklicherweise verließen die Preußen vor Beginn der Theatersaison die Stadt. Einen Teil der Festung über dem Main hatten sie in Brand geschossen.

Gleich nach unsrer Ankunft besuchten wir Alexander Ritter und seine Gemahlin Franziska, eine Nichte Richard Wagners, mit welchen wir uns rasch auf das innigste befreundeten und in deren reizender Gesellschaft wir die schöne Umgebung Würzburgs aufsuchten, aufs „Käppele" und die lange, steinerne Treppe nach Dürbach hinaufstiegen, wo wir dem feurigen „Bocksbeutel" wacker zusprachen. Mitte September öffnete sich das Theater unter günstigen Auspizien, und bald hatte ich unter seinen eifrigen Besuchern warme Freunde gewonnen, wie Dr. Paul Mark, Dr. Hilger und Breidenbach, die Professoren Semper (mit dem Dresdener Baukünstler verwandt) und v. Bezold, welcher leider im folgenden Jahre starb. Durch den Studenten Wolfhügel kam ich auch in Akademikerkreise, an deren „Kneipen" ich mich ab und zu beteiligen mußte und wo

ich unter andern ganz ahnungslos die Bekanntſchaft eines kommenden Neffen machte, des Dr. Philipp Biedert, nachmaligen Sanitätsrats und Profeſſors in Hagenau i. E., des künftigen Gemahls meiner Nichte Agnes Möllinger.

Im Spätherbſt herrſchte großes Leben und große Freude: König Ludwig II. bereiſte ſeine vom Krieg heimgeſuchten Provinzen und ſtattete auch Würzburg ſeinen Beſuch ab. Abends wollte er das Theater beſuchen; Direktor Hahn verſäumte nicht, den König am Eingang zu erwarten und ihn mit fünfarmigem ſilbernem Leuchter die Treppe hinauf in ſeine Loge zu geleiten. Hier erkundigte ſich der König nach dem Repertoire der nächſten Tage und fragte, ob er auch Muſik zu hören bekomme. Hahn antwortete, er wolle ſich hierüber ſchleunigſt mit ſeinem Kapellmeiſter beraten. Als da der König meinen Namen hörte, ſagte er lebhaft: „Herr Weißheimer iſt mir ja ſchon als Schriftſteller vorteilhaft bekannt; nun möchte ich ihn auch als Kapellmeiſter kennen lernen — ich möchte eine Wagnerſche Oper unter ſeiner Leitung hören.“ Hahn bemerkte, daß „Rienzi“ leider eben erſt in Vorbereitung und nicht vor vierzehn Tagen zu ermöglichen ſei. Da bat ſich der König aus, ihm zu der auf übermorgen angeſetzten „Braut von Meſſina“ — Wagnerſche Ouvertüren ſpielen zu laſſen, vor dem letzten Akt womöglich die zu „Triſtan und Iſolde“! Mit dieſem Verlangen kam Direktor Hahn atemlos in meine Wohnung. Es wurden die Ouvertüren zu „Rienzi“, „Tannhäuſer“, „Lohengrin“, der Trauungszug aus „Lohengrin“ und die Triſtaneinleitung zum Schluß beſchloſſen. Mit dieſem Ver-

zeichnis kehrte der Direktor ſchnell in die Königliche Loge zurück und erntete damit Seiner Majeſtät ganz beſonderen Dank. Das Triſtanverlangen konnte ihm bei der Kürze der Zeit nur dadurch erfüllt werden, daß ich zufällig die Orcheſterpartitur mit nach Würzburg gebracht hatte, welche ich ſofort zerlegte, um der Einleitung den Schluß der Oper anzufügen, wie Wagner es ſchon für mein Leipziger Konzert vorgeſchlagen hatte. Nun mußten vor allem die Orcheſterſtimmen ausgeſchrieben werden; ein halb Dutzend Kopiſten machte ſich ſogleich an die Arbeit. Den nächſten Tag benützte ich zur Einübung der Rienzi-, Tannhäuſer- und Lohengrinnummern, zu welchen Hahn glücklicherweiſe die Stimmen beſaß, — erſt am folgenden konnte ich die neuen zum Triſtan erhalten — leider ſehr ſpät in Anbetracht dieſer ſchwierigen Muſik, welche das Orcheſter abends dem König vorſpielen ſollte, und von welcher es morgens noch keine Ahnung hatte. Nach einer ſechsſtündigen Probe von 9—3 Uhr war jedoch „Triſtan" und alles andre glücklich bewältigt. Als ich da ermüdet aus dem Theater ging, traf mich eine Beſtellung, ins Schloß zu kommen. Es konnte nicht anders ſein, — gewiß wollte mich der König ſelber ſprechen — ich eilte nach Haus, ſteckte mich in Frack und weiße Krawatte und fuhr ins Schloß. Dort angekommen fand ich keine menſchliche Seele, die mir nähere Auskunft geben konnte. Ich ſtieg die große Treppe hinauf, durchſchritt die langen Korridore, die weiten Säle — nirgends ein lebendes Weſen. Endlich gewahrte ich im linken Schloßflügel etwas Leben. Ich näherte mich, öffnete vorſichtig eine fürchterlich ſchwere und hohe Thür, blickte hinein und ſah — den

König mutterſeelenallein an der gedeckten Tafel im Speiſeſaal ſitzen. Schnell trat ich zurück, — unmöglich durfte ich ihn bei der Mahlzeit ſtören! (Hätte ich übrigens gewußt, was kommen ſollte, ſo wär' ich am Ende doch hineingegangen: bei dem Wohlwollen Seiner Majeſtät für mich würde das Wagnis vielleicht gar nicht ſo übel abgelaufen ſein, — vielleicht hätte er mich zur Tafel gezogen, und es hätte die vom Zaun gebrochene Gelegenheit zu meinem Glück ausſchlagen können. Wer weiß, ob ich da nicht einen jener Momente verſäumte, die im Leben nur einmal zu kommen pflegen — —). Ich ging alſo zurück und ſtieß jetzt auf einen Kammerdiener, welcher mich ſogleich zum Hofmarſchall Grafen v. Holnſtein führte. Dieſer empfing mich ſehr kühl und bemerkte, er habe mich rufen laſſen, mir mitzuteilen, daß Seine Majeſtät heute abend lediglich nur das Schillerſche Stück, keinesfalls aber nebenbei Wagnerſche Muſik hören wolle! Bei der bekannten Abneigung der Höflinge gegen dieſelbe glaubte ich einfach nicht an dieſen widerſpruchsvollen angeblichen Königsbefehl und antwortete ruhig, das heute im Theater Aufzuführende ſei nicht meine, ſondern des Direktors Sache. Dieſem möge daher der Herr Hofmarſchall den Königlichen Befehl zuſtellen. Sofort eilte ich ins Theater. Direktor Hahn glaubte ſo wenig an dieſe Geſchichte wie ich, ſondern witterte darin gleich eine jener billigen Hofintriguen, welche nur gemacht werden, Allerhöchſte Wünſche zu vereiteln. Da ein ſchriftlicher Gegenbefehl beim Direktor nicht eintraf (!), ließ Hahn vorſichtshalber ſchnell einen neuen, einzig nur für den König beſtimmten Theaterzettel mit Angabe der betreffenden Wagneruvertüren herſtellen,

den er ihm beim Eintritt in die Loge übergab, Seine Majestät bittend, die zu hörenden Stücke gnädigst selbst zu bestimmen und die getroffene Wahl durch seinen Adjutanten mir ins Orchester ansagen zu lassen. So geschah es. Sofort kam der Adjutant mit den Worten: „Seine Majestät befehlen zu Anfang: „Ouvertüre zu ‚Rienzi'." Eh' ich begann, konnte ich nicht umhin, nach dem Grafen v. Holnstein zu blicken, welcher mit einem feuerroten Gesicht neben der Königsloge saß. Am Schluß der Ouvertüre applaudierte mir Seine Majestät, dann hob sich der Vorhang. Nach dem ersten Akt kam wieder der Adjutant mit den Worten: Seine Majestät befehlen, die Tannhäuserouvertüre zu spielen. Wieder blickte ich nach Graf Holnstein und spielte die Tannhäuserouvertüre. So ging es fort bis zum Schluß — immer lautete der Königliche Befehl nach der Reihenfolge des angegebenen Programms. Als der König zum Schluß der Tristaneinleitung ganz unvermutet auch noch den „Liebestod" zu hören bekam, richtete er wie verklärt seine blauen Augen unverwandt in die Höhe, dann applaudierte er mir dreimal, mich jedesmal wieder zu neuer Verbeugung zwingend. Das dicht besetzte Haus enthielt sich in diskreter Weise jeder Beifallsbezeigung. Beim Verlassen des Theaters erscholl mir von allen Seiten der Ruf entgegen: „Gratuliere! Sie bekommen einen Orden!" Ich sagte: „Abwarten!" Was ich bekam, wird sich gleich zeigen. Für jetzt habe ich nur zu konstatieren, daß Seine Majestät an jenem Abend keine Wagnersche Musik zu hören bekommen hätte — auch wenn sie diese noch so sehr gewünscht! —, wenn ich dem Herrn Hofmarschall den Willen gethan und

mich von ihm hätte irremachen lassen. Leicht konnte da dem König gesagt werden, die Musiker seien mit den Stücken nicht fertig geworden, und das Odium wäre dann auf mich gefallen.

Am folgenden Tag ließ sich Seine Majestät ein Verzeichnis sämtlicher Schriften und Kompositionen von mir aufstellen. Am Schluß erwähnte ich auch des Wagnerschen Manuskriptentwurfs zu „Wiland der Schmied", den ich glücklicherweise seinerzeit nicht herausgegeben und wie einen Schatz gehütet hatte. Kaum hatte der König von dessen Existenz Kunde, so kam auch schon der Adjutant wieder mit der Frage, ob ich davon eine Kopie machen lassen und dieselbe ins Hoflager nach Nürnberg senden wolle, wo Seine Majestät die kommende Woche zu verweilen gedächten. Natürlich war mir des Königs Wunsch Befehl, und ich versprach, denselben baldmöglichst zu erfüllen. Da ich Bedenken trug, das Dokument fremden Händen anzuvertrauen, und meiner Frau eine schöne und sehr leserliche Handschrift eigen, so bat ich sie, die Abschrift für den König selbst anzufertigen, was sie mit Freuden that. Mit der recht erklecklichen Arbeit kam sie nach vier bis fünf Tagen zu stande. Ich ließ dann die Kopie mit einem Prachteinband versehen und sandte sie ans Hoflager nach Nürnberg. Wer beschreibt nun unser Erstaunen, unsre Entrüstung, als wir vom Grafen Holnstein eine Geldentschädigung im Betrag von fünfzig Gulden zugeschickt erhielten!! Sofort waren wir einig, die fünfzig Gulden umgehend wieder zurückzuschicken, da wir uns für die dem König zugedachte Aufmerksamkeit doch nicht bezahlen lassen wollten, hielten

es jedoch für angebracht, bevor wir handelten, Wagners Meinung darüber einzuholen. Ich teilte ihm unsre Verlegenheit mit und bat um umgehenden Bescheid. Statt seiner antwortete mir — Frau Cosima v. Bülow aus — Basel, deren Schreiben ich unverändert hersetze.

Basel, St. Johannes Vorstadt 31.

Lieber Herr Weißheimer!

Der Meister theilt mir ein Schreiben von Ihnen mit welches wie er meldet ihn viel beschäftige, und dessen Inhalt ihn recht betrübt hat. Er pflägt (?) meine Ansicht über den peinlichen Fall zu hören, und ersucht mich Ihnen dieselbe, falls sie mit der Seinigen stimmen sollte, mitzutheilen. Nach langem Erwägen ist er nämlich für gänzliches Ignoriren der ganßen Unannehmlichkeit, und ich muß — in Betracht der Verhältnisse — ihm Recht geben. Ich glaube nicht, daß Graf H. weder das Manuscript hat vorenthalten, noch Sie, lieber Herr Weißheimer, beleidigen wollen. Es ist Sitte an den Höfen daß der Hofmarschall die Rechnungen mit seinem Namen quittirt (Hofconcerte u. s. w.); nun hat gewiß Graf H. gemeint Sie hätten Auslagen gehabt, da er nicht ahnen kann daß Ihre Frau Gemahlin selbst die Abschrift übernommen hat. Ich weiß daß der König die Copie erwartete, und der Meister hat ihn gefragt ob er wohl dieselbe erhalten hätte. — Ich glaube, daß die ganze Angelegenheit nach Hoffitte und Art vom Grafen H. gehandhabt worden ist; daß dieselben in diesem Fall

nicht angebracht waren iſt das Peinliche und Mißliche, welches der Meiſter herzlich bedauert, über welches er Sie aber bittet hinweg zu ſehen, da ein unangenehmer Auftritt viel Gutes welches angebahnt iſt möglicherweiſe verhindern oder verzögern könnte. Er hat dem König geſagt wer Sie ſind und was Sie ihm ſind, und ich bezweifle nicht, daß im Lauf der Zeit Ihnen für den peinlichen Fall die gewünſchte Genugthuung wird.

Wie ſind Sie mit Ihrer Thätigkeit in Würzburg zufrieden? Hier hat mein Mann vollauf zu ſchaffen und iſt im ganzen wohl und munter. Fragmente aus Romeo und Julie von Berlioz wurden neulich in der Orcheſtergeſellſchaft ganz erträglich gemacht — Sie erkennen wohl den Einfluß? Wie geht es der Familie Ritter, wollen Sie unſere herzlichſten Grüße derſelben übermitteln? Wie ſteht es denn mit Triſtan? Sie ſind kühn — das iſt aber ſo recht —

Wagner arbeitet fleißig an ſeine Meiſterſinger, er iſt ungefähr bis zur Mitte des dritten Aktes angelangt, es iſt und wird himmliſch.

Leben Sie wohl lieber Herr Weißheimer, entgegnen Sie der verdrießlichen Sache mit Geduld, dieſes einzige Gegengift das im Leben hilft, ich ſtehe Ihnen dafür ſowohl daß der König nichts von den 50 Gulden weiß als daß er Ihr Manuſcript erhalten hat, und auch, daß Graf H. nach Hofgebrauch gehandelt hat. Uebrigens werden Sie in Bälde vom Meiſter Beſtimmteres erfahren, denn er hat beim

König angefragt ob die Abſchrift abgegeben worden ſei.

Herzlichſte Grüße von meinem Mann und mir und die beſten Wünſche für ein fröhliches Feſt

C. v. Bülow.

19ten Dezember 1866.

Indem ich nochmals die Sache erwäge, glaube ich könnten Sie ohne Verdruß zu erregen, dem Grafen einige Zeilen ſchreiben, indem Sie ihm die 50 Gulden zurückerſtatten mit der höflichen Bemerkung: daß die Sendung wohl auf der Annahme beruhe Sie hätten Auslagen gehabt, da dieſes aber nicht der Fall geweſen ſei, erlaubten Sie ſich dem Herrn Hofmarſchall höflichſt das Geld zurückzuſenden. Für das Weitere laſſen Sie den Meiſter ſorgen. Ich möchte Sie aber bitten Ihren Brief an Graf H. ſehr förmlich zu halten.

P. S. Es iſt nicht Sitte daß im Allerhöchſten Auftrag Zahlungen wie die einer Copie gemacht werden, und Graf H. hat eben die Sache nicht unterſucht und ſie als eine Beſtellung des Königs betrachtet. Auch darf der Hofmarſchall nicht annehmen daß dem Könige Geſchenke gemacht werden. Graf H. iſt, glaube ich, unſchuldiger als es ausſieht — ſo iſt auch die Anſicht des Meiſters der in dieſe Hofverhältniſſe nach verſchiedenen Seiten hin Erfahrungen gemacht hat.

Wahrhaftig ein faſt ſalomoniſcher Ausſpruch: heute „ignorieren“ und das Geld behalten — und morgen es

zurückschicken! Glücklicherweise konnte man Wagners Meinung, das Geld zu behalten, ziemlich deutlich ersehen, und so ließ ich's denn auch dabei bewenden, von der Erwägung ausgehend, daß der König so wie so nichts davon erfahren würde, und die fünfzig Gulden einfach im Orkus verschwinden möchten. Die versprochene Genugthuung ist übrigens ausgeblieben. Ich revanchierte mich mit einer vortrefflichen Rienzi-Aufführung, die ganz Würzburg in Bewegung setzte und Direktor Hahn schöne Einnahmen brachte. Unterm 29. Dezember dankte mir Wagner aus Luzern (seinem jetzigen Wohnort) für diese schöne Aufführung „in der gewürzten Burg". Seinen Brief glaube ich Freund Ritter gegeben zu haben; — unter meinen Papieren fand er sich wenigstens nicht vor.

Die Tonkünstlerversammlung und das Wartburgfest 1867.

Nach Schluß der Theatersaison gingen wir diesmal zum Besuch der Mutter nach Leipzig, wo wir viel mit Brendel, Riedel und Frau Luise Otto verkehrten. Im Sommer sollte die Tonkünstlerversammlung in Meiningen unter Leitung Dr. Damroschs aus Breslau stattfinden, wo unter anderm Liszts „Bergsymphonie" geplant war, welche ich noch nirgends gehört hatte. Da Meister Liszt endlich wieder von Rom nach Weimar zurückgekehrt, brach ich am 16. August von Leipzig auf, um zunächst ihn zu besuchen, den ich fast sechs Jahre nicht mehr gesehen. „Er war der alte, ewig junge, himmlische Mann und

Freund", wie ich gleich noch am Abend meiner Frau nach Leipzig schrieb, welche mit mir in Meiningen zusammentreffen sollte, da ich eine Fußpartie durch den Thüringerwald vorhatte und sie vorzog, mit Frau Riedel per Bahn dorthin zu reisen. Liszt, der gerade ausgehen wollte, lud mich ein, ihm in die Wohnung seines Freundes Herrn Müller zu folgen (wenn ich mich recht erinnere, war es der Schwiegervater des in Eisenach wirkenden Musikdirektors Müller-Hartung), eines reichen Hamburger Herrn, welcher in Weimar ein großes Haus machte. Schon unterwegs erkundigte sich Liszt, ob meine Oper „Körner" nun ganz fertig sei; in Rom habe er von der beifälligen Aufnahme des Vorspiels derselben mit großem Interesse gelesen. Mit Vergnügen konnte ich ihm deren Fertigstellung melden, worauf er meinte, „Körner" sei ein sehr glücklicher Stoff für Berlin, und falls an dem gleichfalls bevorstehenden Wartburgfest die Königin von Preußen teilnehmen würde, wie sie bei Hof zugesagt habe, wolle er nicht versäumen, ihr mein Werk ans Herz zu legen. So der liebenswürdige Liszt, der sofort bereit war, eine Aufführung in Berlin zu ermöglichen. „Berlin, Berlin," rief er, und wir traten in das Haus des Herrn Müller, das einen behaglich-vornehmen Eindruck auf mich machte. Gleich, nachdem er mich dem Hausherrn und der anwesenden Gesellschaft vorgestellt, mußte ich ans Klavier und auf Lisztś Wunsch die ersten Scenen des „Körner" spielen. Ich riskierte sie auswendig und bemerkte gleich, wie sehr sie die Zuhörer packten. Ein anwesender alter Hamburger, der den Befreiungskrieg mitgemacht, sagte, er fühle aus meiner Musik wieder jene

Begeiſterung heraus, die in jenen Zeiten alle erfüllte. Hierauf ſpeiſten wir köſtlich in einer offenen Veranda, aus welcher man über die ganze Stadt ſehen konnte, und noch ehe der Champagner kam, herrſchte bereits die gehobenſte Stimmung. Dann fuhr die ganze Geſellſchaft nach Tieffurth zu Kantor Gottſchalg, einem treuen Anhänger Liszts. Es waren noch Regierungsrat Müller und Konzertmeiſter Kömpel aus Weimar anweſend, ſowie Dr. Damroſch, der Feſtdirigent für Meiningen. Sogleich brachte Liszt das Geſpräch wieder auf meinen „Körner". Nach dem Eſſen mußte ich abermals die erſten Scenen, Vorſpiel genannt, ſpielen, und wieder waren alle davon völlig „gepackt". Liszt that den ſchmeichelhaften Ausſpruch, „das Vorſpiel ſei meiſterhaft", ſich zugleich darauf berufend, daß er nichts ſage, was er nicht denke, was nun wieder auf die Geſellſchaft keinen geringen Eindruck machte.

Am 17. fuhr ich morgens früh mit Liszt und Damroſch nach Eiſenach, und der Zufall fügte es, daß Meiſter Liszt im Coupé gerade neben Ernſt Keil, den Beſitzer der „Gartenlaube", einem nahen Verwandten meiner Frau, zu ſitzen kam. Mit heimlicher Freude machte ich beide Herren miteinander bekannt, denn Keil hatte in ſeinem Weltblatt ſchon öfters rechte Schmähartikel gegen Liszt gebracht. Von Eiſenach fuhr Keil allein weiter. Wir drei ſtiegen aus und gingen zuſammen auf die Wartburg, deren tauſend- oder wenigſtens achthundertjähriges Wiegenfeſt demnächſt gefeiert werden ſollte. Liszt beſuchte hier die Großherzogliche Familie. Wieder nach Eiſenach zurückgekehrt, fuhr ich mit Damroſch noch eine größere Strecke per Bahn, um dann den Reſt

bis Meiningen zu Fuß zurückzulegen, während er ſelbſt direkt hinreiſte, wo er mit den Orcheſterproben beginnen mußte; denn außer der ſelten gehörten „Bergſymphonie“ ſollte auch Hektor Berliozs Romeo und Julia-Symphonie (deſſen beſtes Werk) zur Aufführung gelangen. In Meiningen angelangt, beſuchte ich ſogleich den inzwiſchen dort eingetroffenen Liszt, in deſſen Geſellſchaft ſich der ein wenig tolle, aber eminente ungariſche Geiger Eduard Reményi befand, den ich ſchon früher von Weimar her kannte. Einmal kam ich dort zur Altenburg und hörte bereits auf der Treppe ein wahrhaft ſataniſches Konzert aus dem Muſikſaal ertönen. Als ich eintrat, ſprang Reményi wie beſeſſen mit ſeiner Geige im Salon herum, während Liszt, ebenſo erregt, ihm auf dem Flügel ungariſche Tänze und Nationalweiſen begleitete — Dinge, bei deren Vortrag kein Ungar kaltblütig bleiben kann. Und hier waren es ſogar zwei, noch ganz beſonders heißblütige Magyaren — man kann ſich daher das tolle „Nationalkonzert“ einigermaßen vorſtellen, das ſie vollführten. Schon als Zigeunerknabe lernte Reményi das Geigen, wie er ſagte, ganz von ſich ſelbſt und zog ſpielend durch das Land. Heute abend ſollte er nun in einer Soiree vor dem Meininger Hof ſpielen. Liszt hatte in der vorderen Reihe zwiſchen dem Herzog und dem gleichfalls anweſenden Großherzog von Weimar Platz genommen; Reményi ſaß mit ſeiner Geige auf einem etwas erhöhten Podium, und zufällig hatte ich mich hinter ſeinen Sitz poſtiert. Als er da wieder in ſein leidenſchaftliches Geigen kam und die hohen Herrſchaften bereits anfingen, lange Geſichter zu machen, fuhr plötzlich ſein Stuhl in

einem heftigen Ruck rückwärts und mit dem einen Bein sogar über das Podium hinaus — er wäre unfehlbar hinter sich gestürzt, hätte ich nicht im Nu das in der Luft hängende Stuhlbein erhascht und es bis zu Ende des tollen Stückes krampfhaft festgehalten. Der Anblick des wie wahnsinnig fortgeigenden und im Sturz von mir beharrlich aufgehaltenen Reményi muß in der That höchst komisch gewesen sein: denn die langen Gesichter der hohen Herrschaften wurden plötzlich heiter und immer heiterer, bis endlich der Schluß des Stückes kam, welcher Reményi glücklich wieder auf seine vier Beine brachte.

Es würde zu weit führen, wollte ich den sehr gelungenen Verlauf jener Meininger Tonkünstlerversammlung hier ausführlich besprechen. Nur einer interessanten Réunion beim Hoftheaterintendanten Bodenstedt möge Erwähnung geschehen, zu welcher wir eines Vormittags, von Liszt geführt, wallfahrteten: Liszt schritt an unsrer Spitze in seinem schwarzen Priesterrock, an jedem Arm eine hübsche weißgekleidete junge Dame führend. Der berühmte Dichter des „Mirza Schaffy", dessen auffallend breite Stirn dem geistreichen Gesicht eine besondere Folie verlieh, hielt da beim Frühstück eine reizende Ansprache, in welcher er Liszt als Künstler und Mensch feierte, dessen Erdenwallen für die Kunstgeschichte geradezu ein Unikum bilde. Liszt dankte ihm in seiner liebenswürdig-bescheidenen Weise. Man brach dann auf; denn der Nachmittag galt einem Ausflug nach Liebenstein, wo uns die Wagen und Pferde des Herzogs erwarteten, welcher die vielen Gäste in den herrlichen Waldungen stundenlang spazieren fahren ließ. Abends traten

wir auch in die mit Fackeln erleuchtete Grotte ein. Bei diesen und andern Gelegenheiten zeichnete Liszt öfters meine gleichfalls anwesende Frau aus, deren einfaches, natürliches Wesen ihm besonders sympathisch erschien.

Von Meiningen ging es dann nach Eisenach, wo die Gäste auf der Wartburg sich wieder einer Aufmerksamkeit von seiten des Großherzogs von Sachsen-Weimar zu versehen hatten. Es war ein Zelt errichtet, in welchem einfache Speisen und Getränke verabreicht wurden. Das Hauptinteresse bot die Probe und Aufführung der „Legende von der heiligen Elisabeth" von Liszt im historischen Sängerkriegsaal. Der Komponist leitete die Probe selbst, befand sich jedoch in einem solch feierlich-entrückten Zustand, daß er öfter vergaß, die Takte zu markieren, und dadurch den gerade pausierenden Instrumentalisten arge Verlegenheiten bereitete. Ich stand hinter einem Holzbläser, welcher über hundert Taktpausen zu zählen hatte und bald nicht mehr wußte, ob er 60 oder 70 davon zurückgelegt. Da ihm dann ein wichtiger Einsatz drohte, wendete er sich entsetzt zu mir mit dem Ausruf: „Herrjeses, wo sind merr denn?" Ich beruhigte ihn und sagte, ich wolle ihm schon das Zeichen zum Einsetzen geben, was denn auch geschah. Aber nicht jeder hatte einen Partiturkundigen zur Seite, und so kam es, daß beim kommenden „Rosenwunder" viele Musiker falsch einsetzten. Liszt ließ das einige Zeit so fortgehen, dann sagte er: „Falsch! Falsch! — aber so falsch, wie ihr spielt, ist es doch nicht von mir komponiert!" Es gab dann viele lange und ermüdende Repetitionen, denen schließlich dadurch ein Ende gemacht wurde, daß Liszt, wenn ich mich recht

erinnere, den Taktſtock der ſicheren Hand Müller-Hartungs anvertraute, welcher dann wohl auch die Aufführung leitete.

Felix Dräſeke, mit welchem ich nach der Probe den Berg hinabſchritt, war von dieſem neueſten Liszſchen Werke nicht ſonderlich erbaut; er hielt es für myſtiſch angekränkelt und mochte damit auch wohl nicht ſo ganz unrecht haben. Als wir beide kurz vor Eiſenach angelangt waren, begegneten uns auf Eſeln hinaufreitend Herr v. Bronſart und ſeine Gemahlin Ingeborg Starck. Mit beiden von früher her befreundet, begrüßten wir ſie des herzlichſten, — wurden aber ſehr kühl aufgenommen: Herr v. Bronſart war nämlich ſoeben Königlicher Intendant in Hannover geworden, und als ſolcher durfte er doch jetzt mit denen keine Intimität mehr zur Schau tragen, mit welchen er früher pokuliert und auf das Wohl der gegenſeitigen Bräute angeſtoßen hatte, wobei die ausgetrunkenen Gläſer zu Boden geſchleudert werden mußten. Die Zeiten waren vorüber, das ſah man gleich, und Dräſeke war darob ganz empört, als dieſes unverfälſchte Bild friſch emporgekommenen Hochmuts an uns vorübergezogen war.

Eiſenach erſtrahlte am Abend im Lichterglanz. Liszt, der in einem ſchloßartigen Gebäude wohnte, hielt großen Empfang, bei welchem auch Kapellmeiſter Reinecke aus Leipzig erſchien. Bei dieſer Gelegenheit ſpielte ich auf Liszts Wunſch meine „fünf geiſtliche Sonette" nach Körners Dichtung, welche ihm einen großen Eindruck machten. Er ſagte mir: „Sie wiſſen, daß ich Ihnen viel zutraue — daß Sie aber ſo etwas ſchreiben könnten, hätte ich doch

nicht geglaubt." Da er noch mehr hören wollte, spielte ich zur Abwechslung einmal „Die große Firma" von Freiherr v. Gaudy, welche soeben bei Bayrhofer in Düsseldorf unter dem Pseudonym „Solinger opus 2" erschienen war, weil Bülow kurz vorher ein ähnliches Werk unter „Solinger opus 1" hatte erscheinen lassen. Die Firma Solinger sollte daher fortgesetzt werden mit der Inschrift: den Manen Lassalles. Ich weiß nicht, ob sich noch ein andrer zur Fortsetzung der Solingerfirma bereit gefunden hat.

Unvergeßlich für mich wurde der Besuch Liszts und seiner Umgebung in einem Privathause, ich weiß nicht mehr genau, in welchem, ich glaube fast, in dem Müller-Hartungs. Schon als dessen Insassen die Erwarteten von weitem kommen sahen, gerieten sie sichtlich in freudige Erregung und kamen dem geliebten Meister entgegen, ihn und uns zu bewillkommen. Dort ereignete sich unter anderm folgendes: Wieder mußte ich ans Klavier und diesmal die letzten Akte meines „Körner" vorführen. Als ich zu der Stelle kam, an welcher Körner das Schwert zieht und mit den Worten ins Gefecht eilt, in welchem er gefallen:

„Wir hoffen, daß die alte Kraft erwache,
Daß wir dastehn das alte Volk des Siegs!
Die Märtyrer der heil'gen deutschen Sache,
O ruft sie an, die Genien der Rache,
Als gute Engel des gerechten Kriegs!
Luise! schwebe segnend um den Gatten,
Geist unsers Ferdinand voran dem Zug!
Und all' ihr deutschen, freien Heldenschatten
Mit uns, mit uns und unsrer Fahnen Flug!"

begeisterten diese Worte die Zuhörer dermaßen, daß ich sie mehrmals wiederholen mußte — trotzdem hier die Melodie

nicht in der Tonika schließt, sondern auf der Unterdominante stehen bleibt; denn erst an dem bevorstehenden Schluß der Oper sollte sie, im brausenden Chor gesungen, ihr wirkliches befriedigendes Ende in der Tonika finden. Liszt erriet dies sofort: Als ich bei der Schlußwiederholung die Worte an die Königin Luise und Prinz Ferdinand gesungen hatte, schob er mich schnell vom Klavier, setzte sich hin und spielte mir den Schluß vor, den er noch nicht kannte, aber wohl wissend, daß er so und nicht anders zur Tonika gelangen konnte. Es war erstaunlich: er hatte den Schluß im Geiste vorausgesehen und ihn genau so wiedergegeben, wie er von mir in der That niedergeschrieben worden war! Ob dieser merkwürdigen Leistung blieben alle starr, nur einer brach in die Worte aus: „Da kann man nichts mehr sagen, sondern nur niederknieen!" Alle waren voll des Lobes über mein Werk, welches Liszt kurzweg „Die deutsche Stumme" nannte. Wiederholt beklagte er, daß die Königin von Preußen wegen Unpäßlichkeit nicht am Wartburgfest habe teilnehmen können, es wäre da so leicht gewesen, die Oper in Berlin zur Aufführung zu bringen, und fuhr fort: „Sie muß aber dennoch nach Berlin, denn dort gehört sie vor allem hin. Eine sehr einflußreiche Persönlichkeit am Berliner Hof ist der frühere Generalintendant Graf v. Redern; an diesen werde ich ausführlich schreiben, ihm die große Bedeutung dieses deutschen Werkes ans Herz legen und ihn bitten, seinen Einfluß direkt beim König Wilhelm geltend zu machen — das wird wohl zum Ziel führen." Entzückt von diesem Vorschlag, dankte ich Liszt in bewegten Worten und erbot mich, mit dem

Empfehlungsschreiben und der Partitur gleich in Person zum Grafen v. Redern zu fahren, der, selbst Komponist, über meine Musik bald au fait sein würde. Dem stimmte Liszt bei, er wollte aber vorher Erkundigung einziehen — er war in solchen Förmlichkeiten äußerst genau —, ob Graf v. Redern wirklich jetzt das Prädikat „Erlaucht" führe, wie er vernommen habe. Da bis zur Antwort einige Tage verstreichen mußten, und die Abreise von Eisenach schon auf morgen festgesetzt war, beschloß Liszt, mir das Empfehlungsschreiben nach Leipzig zu senden.

Am nächsten Tag wurde aufgebrochen. Meine Frau fuhr mit ihrer Leipziger Gesellschaft erst per Bahn und dann im Wagen nach dem Inselberg, wo wir am Abend zusammentreffen wollten, während ich Liszt zu Fuß durch das reizende Annathal begleitete und dann mit ihm im Wagen zur „Hohen Sonne" fuhr, wo er die Großherzoglichen Herrschaften besuchte. Bei der „Hohen Sonne" verabschiedeten wir uns — ich mit vielen Dankesworten und er mit vielen Küssen. Dann trat ich die lange Wanderung nach dem Inselberg an, immer mich an den sogenannten Rennweg haltend, den mir Müller-Hartung beschrieben hatte, und der, stets über die Höhen gehend, endlich durch die ununterbrochenen Waldungen zum Gipfel führen sollte. Ich lief wohl sechs Stunden, immer dem schmalen, grasbewachsenen Rennweg entlang, ohne ans Ziel zu kommen. Längst war es Nacht geworden — ich glaubte mich verirrt zu haben und machte mich darauf gefaßt, im Wald übernachten zu müssen. Von quälendstem Durst getrieben, schob ich mich

noch eine ſteile Anhöhe hinauf, — da ſah ich Licht, und ich ſtand richtig vor dem Inſelbergwirtshaus. Wie flog ich da hinein und an das erquickende Flaſchenbier! Meine Frau war ſchon halb in Verzweiflung wegen meiner unerklärlichen Verſpätung. Nachdem ich ſchnell noch etwas gegeſſen hatte, wurde das Nachtquartier aufgeſucht. Wegen Ueberfüllung des Gaſthofs fand das Uebernachten leider unter erſchwerenden Umſtänden ſtatt; denn alle gegen Abend Eingetroffenen mußten — Männlein wie Fräulein — in einem gemeinſamen Raum ſchlafen gehen, natürlich ohne Licht und nur halb entkleidet! Nach ſo ermüdender Wanderung war das fatal, und fatal mochte es auch den mitübernachtenden fremden Dämchen ſein, welche ſich mit dem früheſten Morgengrauen — eine nach der andern — ſchnell davonmachten und ihre Toilette ſonſtwo vervollſtändigten. Nach dem Frühſtück wanderten wir Leipziger durch den herrlichen Wald, mit ſeinen himmelhohen, ſchnurgraden Tannenſtämmen, den Inſelberg herunter nach Reinhardsbrunn. In Großtabarz wollten wir den berühmten Forellen zuſprechen, ließen ſie aber dem Wirt, da wir merkten, daß er allzugute Geſchäfte mit ihnen reſp. uns machen wollte. Am Abend waren wir in Leipzig.

Schon in den nächſten Tagen kam der verſprochene Empfehlungsbrief an den Grafen von Redern: ſo handelte Liszt in meiner Körnerangelegenheit, — was ich nie vergeſſen werde. Ich machte mich mit meiner Partitur nach Berlin auf und erfuhr im v. Redernſchen Palaſt am Pariſer Platz, S. Erlaucht weilten auf einem der Güter bei Angermünde. Nun ſetzte ich mich mittels der Stettiner Bahn

dorthin in Bewegung, wo ich den Herrn Grafen auch richtig traf. Nach Leſung des Lisztſchen Briefes empfing er mich ſehr freundlich und ließ ſich vormittags die erſte Hälfte der Oper vorſpielen, dann zog er mich zur Tafel, nachdem er mich zuvor ſeiner Gemahlin präſentiert hatte. Nach Tiſch mußte ich die Oper bis zu Ende ſpielen, die ihm außerordentlich gefiel. Er verſprach mir, bei Seiner Majeſtät dem König zu intervenieren — das weitere würde ich dann vom Generalintendanten v. Hülſen erfahren —, und entließ mich mit den beſten Wünſchen für ein gutes Gelingen. Vergnügt reiſte ich nach Leipzig und von da mit meiner Frau nach Würzburg, wo es höchſte Zeit war einzutreffen, denn ſchon in der nächſten Woche ſollte das Theater wieder eröffnet werden.

Meine letzte Saiſon in Würzburg.

Von Direktor Hahn und den vielen ſonſtigen Freunden wärmſtens begrüßt, machte ich mich gleich an die Arbeit. Da in der Mainſtadt die Mozartſchen Opern ſehr beliebt waren — außer den drei bekannteſten hatte ich ſchon in der erſten Saiſon mit dem faſt unbekannten „Titus" einen großen Erfolg in ſechs ausverkauften Häuſern erzielt —, beſchloß ich, diesmal Mozarts unſtreitig großartigſte Oper, den „Idomeneus", zu bringen, und bat mir zu dieſem Zweck die Karlsruher Partitur nebſt Stimmen aus, welche der dortige Hofkapellmeiſter, Freund Levi, die Güte hatte mir zu ſenden. An Mozarts Todestag (5. Dezember) führte

ich dieſes wunderbare Werk des erſt Fünfundzwanzigjährigen(!) auf, nachdem ich auf der Bühne bei herabgelaſſenem Vorhang ſein himmliſches Ave verum corpus hatte ſingen laſſen. Gern wäre ich auch an Wagners „Triſtan“ gegangen, doch reichten dazu die Kräfte nicht aus. Währenddeſſen wartete ich immer auf Nachricht von Berlin, aber es kam keine. Da ließ ich dort von befreundeter Seite ſondieren und erfuhr, der König habe des Herrn Grafen Empfehlung ſehr gut aufgenommen und ſei auch bereit, die Dedikation meiner Oper anzunehmen, doch hege Generalintendant v. Hülſen einige Bedenken wegen der nahen Beziehungen der Handlung zum Königlichen Hauſe, weshalb er wünſche, daß mit der Aufführung erſt eine andre Bühne vorangehe. Ich wendete mich daher brieflich an den wieder nach München zurückgekehrten Richard Wagner, ſchrieb ihm von Liszts enthuſiaſtiſcher Aufnahme meines Werkes, ihn bittend, dasſelbe in München zur Aufführung zu empfehlen. Im Frühjahr würde ich frei; da käme ich nach München, ihm endlich die Oper vorzuſpielen. Zugleich fragte ich, ob ihm denn auch Direktor Hahn ſein Rienzihonorar geſchickt habe. Wenn nicht, möge er ihn auf milde Weiſe daran mahnen. Hierauf ſchrieb mir Wagner:

> Herzlichen Dank, lieber Wendelin, auf Ihren guten Brief! Alles Glück ſei mit Ihnen und Ihrem Körner: es — kann — ein ſehr glücklicher Fall ſein, und — ich hoffe es! —
>
> Für heute nur, weil Sie auch darnach fragen, — hier noch die Antwort auf meinen, Ihrem Wunſch gemäß, milden Brief: Sie ſehen, der Herr E. H.

macht sich diese Milde zu nütze, und sagt mir auf gut deutsch, daß er mich — nicht zu bezahlen gedenke. — Es ist mir dieß doch nun eigentlich der erste Fall dieser Art. Auch sage ich Ihnen aufrichtig, das Geld käme mir jetzt recht gelegen. (!) Ich autorisire Sie sehr gern zu jeder Zwangsmaßregel gegen diesen gemüthlichen Mann! —

Adieu! Liebster! Bald Gutes und Besseres — gegenseitig

Ihr

Rich. Wagner.

München, 15. Januar 1868.

Ich war glücklich, daß er mein Körnerunternehmen noch so günstig wie in Stuttgart zu betrachten schien, und hoffte auf seine mächtige Intervention bei König Ludwig II. Hinsichtlich des Honorarpunktes lag die Sache nicht so günstig. Es bestand damals noch kein eigentliches Autorrecht. Ein Rechtsanwalt, den ich um Rat fragte, meinte, es sei besser, nicht zu klagen, als einen unsicheren und kostspieligen Prozeß zu führen. Ich teilte das Wagner mit. Da er keine Lust zeigte, die Sache weiter zu treiben, blieb sie unerledigt. So stand es damals noch um das Recht deutscher Autoren.

Schon vor Wochen hatte ich Reményi geschrieben und ihm proponiert, auch einmal in Würzburg zu spielen. Endlich kam seine Antwort, welche ich wegen ihrer Originalität mit ihrem Ungarisch-Deutsch hersetzen will. Er schrieb aus Breslau, unterm 22. Februar 1868:

Mein lieber Freund!

Ich habe deinen lieben Brief längſt erhalten, und habe nur darum nicht geantwortet, weil ich in folge meiner früher gewonnenen und eingegangenen verbindlichkeiten dir keine Zeit meines kommens präciſiren konnte, auch kann ich das jetzt auch noch nicht, denn um das zu können muß ich erſt zurück nach Leipzig wo in Folge meines wirklichen Triumphes die Anti-Liſztſche Preſſe und critique mich auf das ſchmählichſte attaquirte — was du wahrſcheinlich auch ſchon längſt geleſen haſt in den Signalen. —

Liſzt wird jetzt vom neuen in der Leipziger faſt geſammten Preſſe auf einer ſo gröblichen Weiſe verfolgt, daß es eine wahre Schande iſt. — Ueberhaupt iſt es eine große Schande, in was für Hände in Deutſchland die critique iſt. — Nicht wahr? — Alſo mein kommen oder nicht kommen wirſt du erſt mein Freund von Leipzig aus erfahren, aber ich erſuche dich doch hieher nach Breslau (Hotel Galiſch) ſogleich zu ſchreiben welche Zeit die Paſſendſte wäre?

Damroſch läßt dich ſchönſtens grüßen, er muß den Liſzt—ſchen Krieg hier Tag und Nacht fortſetzen, er wird von allenmöglichen „Lump und Compagnie" [1]) angefeindet — können aber ohne Ihm doch nichts ausrichten. — Adieu — ſchreibe —

Dein mit aller Anmuth der Eleganz (?) und

---

[1]) Anſpielung auf Gaudys „Große Firma", Solinger opus 2. Seite 371, oben. D. B.

Gutwilligkeit (?) bekritikaſtiſirter (aber nicht kaſt—ter) Geiger

Eduard Reményi.

Weil ich gerade mit Webers „Euryanthe" ſehr viel Arbeit hatte, ließ ſich für ein Konzert mit Reményi keine paſſende Zeit finden; es unterblieb daher. Nach der „Euryanthe" dachte ich an Glucks „Orpheus". In der Theaterbibliothek waren weder Partitur noch Stimmen vorhanden. Ich wandte mich daher nochmals an Kollegen Levi mit der Bitte um gefällige Aushilfe, worauf er mir folgendes ſchrieb:

Lieber Freund!

Ich komme eben von einer Reiſe im Elſaß zurück, finde Deinen Brief und beeile mich, Dir mitzutheilen, daß ich Dir diesmal leider nicht aushelfen kann. Es iſt Grundſatz bei uns, Opern, die auf dem Repertoire ſtehen, nicht wegzuleihen; wir ſind zu dieſem Rigorismus durch ſchlimme Erfahrungen, die wir gemacht, gezwungen worden; die Opern ſind uns oft in einem Zuſtande zurückgeliefert worden, daß 2 Proben nöthig waren, um nur alle die Zuſätze und Striche, die man anderswo hineingeſchrieben, wieder wegzuhaben. Wenn das auch bei Dir nicht zu erwarten wäre, ſo würde ich doch die Erlaubniß des Direktors nicht bekommen, ſelbſt wenn ich mich perſönlich für die unverſehrte Rückgabe verbürgte, da Orpheus für Anfang April auf dem Repertoire ſteht. — Nur mit Mannheim ſtehen wir in gegenſeitigen Leih-

Beziehungen; von dort können aber die Musikalien nöthigenfalls in 2 Stunden zurück sein; möglicherweise kann Orpheus über Nacht eingeschoben oder auch vom Großherzog gewünscht werden. — Schon bei Gelegenheit des Idomeneus habe ich mit dem Direktor eine Stunde parlamentiren müssen; endlich willigte er ein, da wir ihn gegenwärtig nicht auf dem Repertoire haben, und erst nachdem ich mich persönlich verbürgt hatte. Ich kann ihm nicht Unrecht geben, denn wie gesagt, wir haben frühere Gefälligkeiten theuer büßen müssen. —

Es thut mir herzlich leid, Dir diesmal nicht aushelfen zu können, besonders da es eine Gluck'sche Oper gilt! — Im Mai sehen wir uns hoffentlich bei der Aufführung der Meistersinger (in München). Ich bin unendlich gespannt darauf. Die Ouvertüre habe ich voriges Jahr aufgeführt, habe mich aber nicht damit befreunden können. Du kennst ja meinen philisterhaften Geschmack. —

Deiner Frau sage die schönsten Grüße von mir!

Dein herzlich ergebener

Hermann Levi.

Carlsruhe, 26. 3. 68.

Freund Levi wird mir hoffentlich die Mitteilung des Schlusses seines liebenswürdigen Briefes nicht verübeln: ich führe denselben nur als Beweis an, daß auch die damals avanciertesten und für Wagners frühere Werke höchst eingenommenen Musiker doch nicht gleich seiner neuesten, wesentlich veränderten Richtung zu folgen vermochten. Da

meine Theaterſaiſon ſchon Mitte April zu Ende ging, ſomit für ein größeres Werk keine Zeit übrig war, griff ich zu Boieldieus reizender Spieloper „Johann von Paris“ und empfahl mich damit von Direktor Hahn, der durchaus Wagner nicht bezahlen wollte, und meinen zahlreichen Würzburger Freunden, um meine in Ungeduld erwartete Münchenfahrt anzutreten, während meine Frau einſtweilen zum Beſuch meiner Eltern und Geſchwiſter nach Oſthofen reiſte.

Die Erlebniſſe in München

waren für mich ſo merkwürdiger Art, daß ich wohl am beſten thue, dieſelben der Reihe nach in der Art zu erzählen, wie ſie ſich in den Briefen geſchildert finden, welche ich damals meiner Frau geſchrieben. Auf dieſe Weiſe erhält der Leſer den unverfälſchteſten Einblick in jene Verhältniſſe — er findet das Wiſſenswerte kurz und bündig mitgeteilt, unter Auslaſſung des nebenſächlich Familiären und mit nur unbedeutenden redaktionellen Aenderungen verſehen. Das naturgemäß Bruchſtückhafte ſolcher Briefauszüge wird vielfach aufgewogen durch die Friſche und Unmittelbarkeit der Diktion, auf welche familiäre Mitteilungen ein Anrecht haben.

Am 6. Mai berichtete ich meiner Frau:

> Endlich kann ich Dir ſchreiben. Vorgeſtern und geſtern verfehlte ich den Intendanten, Herrn Baron v. Perfall, und heute endlich iſt es geglückt. Ich überreichte ihm den Körnertext, nachdem er mein Anerbieten gut aufgenommen. Natürlich muß er den

bereits eingegangenen Verpflichtungen erſt nachkommen, was er mir gleich von vornherein mit ebenſoviel Offenheit als Liebenswürdigkeit (er nahm mich ſehr gut auf) mitteilte. Er rechnete es mir der Zeit nach vor: Erſt die Meiſterſinger im Juli und zu gleicher Zeit die bereits angenommene Oper des hieſigen Componiſten Max Zenger. Da für dieſe extraes Perſonal, kommt ſie auch im Juli. Auguſt iſt geſchloſſen. Dann die neue Oper von Auber, welche ebenfalls angenommen iſt. Zu gleicher Zeit kann dann der Körner ſtudirt werden, da doppeltes Perſonal vorhanden iſt, ſo daß ſchon — nach des Intendanten Meinung – Ende Oktober die Aufführung ſtattfinden kann. Früher würde es mir auch nichts helfen, da erſt bis dahin der Tenoriſt Bachmann zu haben iſt, den Dresden nicht früher hergibt. Selbſt in den Meiſterſingern muß Nachbaur den Stolzing ſingen. Schade! Bachmann entzückte hier alle Welt als Eleazar in der Jüdin.

Sonntag Mittag 3 Uhr werde ich dem Intendanten, der ſelbſt Componiſt iſt, den Körner vorſpielen und damit hoffentlich die Sache unumſtößlich machen. Werde nicht ungeduldig, wenn ſich die Aufführung auch bis zum Herbſt hinauszieht. So was braucht immer Monate lang, wie Du wieder an den Meiſterſingern ſiehſt. Die Hauptſache iſt, daß man hier anbeißen will und daß endlich einmal gehörig losgeſchoſſen wird. Der Intendant nahm bereits die Beſetzung vor. „Toni“ Fräulein Mallinger, die ich morgen

besuche, „Lützow“ Kindermann, „Pfarrer Peters“ oder „Häuffer“ Bauſewein, „Eliſe v. Lützow“ die ausgezeichnete Stehle, „Frieſen“ der junge und vortreffliche Vogl ꝛc. — wie alles bereits notirt.

Herr und Frau v. Bülow laſſen herzlich grüßen. Leider iſt Wagner noch in Luzern — er kommt aber vor Ende d. M. ſicher hierher.

Im folgenden Brief vom 14. Mai ſchrieb ich unter anderm:

Am Sonntag ſpielte ich dem wirklich ſehr netten und aufrichtigen Baron v. Perfall (er iſt erſt ſeit einem Jahr Intendant) einen großen Teil des „Körner“ vor. Er nahm ihn ſehr gut auf, befürchtete nur, daß Manches darin „zu deutſch“ für München ſein könne. (In unſerem merkwürdigen deutſchen Vaterlande kann Einem curioſer Weiſe das Deutſche als halber Vorwurf gemacht werden und leider nicht ganz mit Unrecht!) Doch verſpricht er ſich etwas von der Oper und gab mir den Rath, da der König alle neuzuſtudirenden Werke ſelbſt beſtimme, demſelben in einer Audienz meine Oper ans Herz zu legen, damit er auch dieſe zur Aufführung befehlen möge, — es könnte ſich ſonſt zu ſehr in die Länge ziehen, da der König alle Augenblicke was anders hören wolle. Der Rath ſchien mir offen und reell, und da ich dieſen Plan ſchon von Anfang an hatte, will ich ihn auch ausführen. Jetzt iſt aber der König auf Schloß Berg, und ich konnte noch nicht von hier fort (Du weißt warum), ſo daß ich Deinem Brief, wie Du Dir denken

kannſt, mit doppelter Sehnſucht entgegenſah und noch ſehe. Ein paar Tage länger in München iſt zwar kein Verluſt, ich wäre aber doch lieber gleich nach Berg. Bülow gibt mir ſeine Karte an den Adjutanten v. Sauer mit, und es glaubt auch Frau v. Bülow, mit welcher ich ſehr oft und lebhaft converſirte, daß ſich die Audienz durchſetzen laſſe. Der König iſt nämlich leider etwas menſchenſcheu und ſieht ſehr ſelten Jemand von hier bei ſich. So die gegenwärtige Sachlage. Auf die Münchener Aufführung würde ich wegen des hervorragend „Deutſchen" der Oper kein ſo großes Gewicht legen, und die viel beſſere Situation in Berlin pouſſiren, wenn nur nicht Bachmann hier engagirt wäre, der Manches riskiren läßt. Er ſoll den Triſtan ſtudiren, da der König abſolut wieder „Triſtan und Iſolde" hören will. Soll es mit dem „Körner" etwas werden, ſo muß ich abſolut zum König!

Gehört habe ich bis jetzt den „Taſſo" und „Mazeppa" von Liszt, welche ſich der König im Reſidenztheater ganz allein vorſpielen ließ. Ich ſaß mit Frau v. Bülow in der Loge, gerade unter der Königsloge im Verborgenen. Wie ſchade, daß dieſe vollen Klänge ſo vor leeren Bänken verrauſchen mußten! Mazeppa klingt ganz impoſant bei dieſem ſtarken Orcheſter. Bülow ſpielte dann noch die Ungariſche Phantaſie von Liszt, dieſelbe, mit welcher er in meinem Düſſeldorfer Concert damals brillirte. Wir paar Leute mußten uns gewaltſam zurückhalten nicht

zu applaudiren, so schön spielte er. Dann kam noch als Versöhnungsstück Beethovens Pastoral-Symphonie, welche ich lange nicht mehr gehört und die mich wieder in rechtes Entzücken versetzte. In der Schönheit wird Beethoven eben nie übertroffen werden. Jubilirend gingen wir auseinander. Ich brachte noch Mathilde Maier nach Hause, die ebenfalls zuhören durfte. Sie genießt doch das Leben recht. — Am letzten Sonntag war im Residenztheater auf des Königs Wunsch und vor Publikum Liszts „Heilige Elisabeth". Sie ist schon zum 5tenmale gewesen und scheint hier recht eingebürgert zu sein, denn das Publikum jauchzte und folgte willig dem idealen Werke des genialen Schöpfers. Frau Dietz sang die (doch recht schwere) Elisabeth himmlisch; die ganze Aufführung war vortrefflich, Chöre und Orchester gleich gut. Hättest du doch mitzugehört und die guten Osthofer dabei! Es war ein recht großer Genuß, diese weihevolle Musik in aller Ruhe einzusaugen. Des geliebten Meisters edle Züge standen dabei in großer Deutlichkeit vor mir. Es zieht mich sehr nach ihm — vielleicht sehen wir ihn im Verlauf des Sommers einmal in Tieffurth bei Weimar, wo er in idyllischer Ruhe einige Zeit zu verweilen gedenkt. Du singst ihm dann auch einmal „O komm' im Traum", wovon ich ihm im vorigen Jahre erzählt, und wie es den Osthofern gefällt. Von Opern hörte ich neu: „Abu Hassan" von Weber und Boildieu's „Neuen Gutsherrn", beide recht hübsche

Opern, natürlich mehr interessant als fesselnd, da ihre Meister doch auch einmal anfangen mußten. Dann „die Hugenotten", die Bülow zum erstenmale dirigirte. Ich mußte ihm meine seitherigen Erfahrungen im Dirigiren mittheilen und sah, daß er Manches ad notam genommen, z. B. u. A. auch mein Tempo im 1. Finale der „Weißen Dame". Er erinnert sich noch meines „Fidelio" in Düsseldorf (mit der Tietjens), der ihm doch, wie ich auch von andern hörte, großen Respekt über die Art meines Dirigirens eingeflößt hatte.

Gesehen: Die Glyptothek, die beiden Pinakotheken, die Bavaria mit der Ruhmeshalle, nur noch nicht das National-Museum, weil es wirklich zu viel des Guten ist. Ludwig I. hat sich doch unsterbliche Denksäulen gesetzt und man sieht daraus, was ein kunstbegeisterter König zu schaffen vermag. Der jetzige will es ihm in der Musik nachmachen und wohl wiegt Wagner schwer!

An Freunden fehlt es mir hier nicht; u. a. verkehre ich viel mit dem jetzt verheiratheten Cornelius und noch mehr mit dem scharfen, höchstoriginellen, dabei so guten Dräseke. Er ist nicht an der Musikschule angestellt, sondern spielt bei Bülow Klavier. Beide lassen Dich herzlich grüßen. Ebenso Herr und Frau v. Bülow.

Am folgenden Tag schrieb ich ihr abermals:

Aus meinem gestrigen Schreiben wirst Du ersehen haben, daß die Opernangelegenheit erst wirklich

für gelöst zu erachten ist, wenn ich den König besuchen kann, was ich morgen, da ich durch den Empfang des Geldes nun in Stand gesetzt bin, ins Werk setzen werde. Morgen fahre ich nach Berg, um die Audienz zu verlangen und hoffe, vielleicht schon am nächsten Tage eine Königliche Entscheidung zu erhalten, obgleich sonst zwischen Nachsuchen und Erhalten gewöhnlich viele Tage zu verstreichen pflegen. Sollte wider Erwarten der König mich nicht empfangen, so wäre die Fahrt zu Wagner gewiß geboten, da nur Er noch etwas thun könnte; denn ich habe die feste Ueberzeugung, daß es nur durch den König möglich wird. In Berlin ist es gerade umgekehrt, dort hat der Intendant die Macht. So die Sachlage, über die man nicht anders weg kann. Es ist auch gut so!

Ich schließe, da ich um 6 Uhr Bülow abholen muß.

München am 21. Mai 1868.

Wie schön flossen die Stunden der letzten Tage dahin! Am Samstag fuhr ich nach Berg, wo mir eine Karte Bülow's an den Adjutanten Major v. Sauer sogleich die Pforten des Schlosses öffnete. Kaum sah er mich, so sagte er: „Ah! Sie kenne ich ja schon von der Rundreise des Königs her.“ Ich bat also um seine Vermittlung behufs Erlangung einer Audienz, hörte aber gleich, daß es sehr schwierig sei, eine solche zu erhalten, da z. B. gestern (d. i. Tags vorher) Graf Arco, der extra von Berlin gekommen, auch abschläglich beschieden worden sei. Ich

möchte alſo, in demſelben Falle, es ja nicht als ein Zeichen von Ungnade anſehen, da der König jetzt nicht leicht mehr anders könne. Jedoch verſprach er mir, meinen Wunſch dem König vorzutragen und mich dann in München von dem Reſultat zu benachrichtigen. Da hierüber 2—3 Tage vergehen konnten, beſchloß ich, dieſe kurze Zeit in den bereits ſehr nahen Alpen zuzubringen, was ich auch ausführte und Dir nachher ſchildern werde. Dienſtag kam ich dann nach München zurück und fand von Sauer folgenden Brief:

„Adjutantur Sr. M. des Königs von Bayern.

Ew. Wohlgeboren!

Seine Majeſtät bedauern von der beſtehenden Allerhöchſten Beſtimmung keine Ausnahme machen und Ihnen demnach die erbetene Audienz nicht bewilligen zu können, wünſchen aber, daß Sie Ihre Angelegenheit ſchriftlich in Vorlage bringen möchten.

Hochachtungsvoll

Berg 19. 5. 68. von Sauer, Major."

Sauer ſagte mir voraus, daß es ſo kommen würde, ſagte mir auch die Form meiner Eingabe her und verſicherte mich, daß meine Sache gut ſtünde. Ich werde alſo heute die Eingabe aufſetzen und ſie ſelbſt in Berg dem ſehr liebenswürdigen Major zuſtellen, der ſie gleich abgibt und mir das Reſultat mittheilen wird. Da es ſich blos drum handelt, daß der König dem Intendanten v. Perfall ſeinen Wunſch

behufs der Aufführung meiner Oper zu erkennen gibt, steht das Gelingen der Sache außer aller Frage, besonders, da ich den morgenden Tag (Geburtstag Wagners) abwarte, an welchem Wagner stets empfangen wird (ich höre, daß er hierher kommt). Wagner wird dann dem König Einiges über die Oper sagen ꝛc. ꝛc. Ich kann dann gleich mit v. Perfall alles bestimmt abmachen, denn ein halbes Resultat genügt mir nicht, so daß ich also mit Bestimmtheit im Laufe der nächsten Woche kommen werde und Alles im Reinen habe, was zu einiger Ruhe durchaus nothwendig ist.

München am 28. Mai 1868.

Aus Deinem Schweigen seh ich, daß Du mich täglich erwartest. Und zu meinem ungeduldigsten Schmerze konnte ich noch nicht abreisen! Wagner ist da und will meine Angelegenheit absolut selbst betreiben. Ja, er war sogar etwas böse, als er hörte, daß ich schon Schritte gethan. Große Leute haben auch ihre großen Schwächen, und so muß ich nun, da er wirklich hier der Allmächtige, mich geduldig drein ergeben. Diese Woche sind so viele Meistersinger-Proben, daß gar nichts mit ihm anzufangen ist, und erst in den nächsten Wochen wird wohl Gelegenheit sein, meine Sache vorzunehmen. Ein Wort genügt dann aber auch. Hätte ich Wagner jetzt umgangen, so würde er es später durch den König doch erfahren haben, und ich hätte dadurch nur Oel ins Feuer gegossen. Ich muß mich also

jetzt gedulden und überwinde mich nur mit dem Troſte, daß es ganz ſicher zum letztenmale iſt. Auf der andern Seite finde ich reiche Entſchädigung in den Meiſterſingerproben, da Alles ſchon zuſammenprobirt wird. Ich höre mir dieſe merkwürdigen Dinge in aller Ruhe oftmals an; denn das ſteht feſt, ſo was kommt nach Wagner doch nicht wieder vor. Und deshalb kommt es auch jetzt vielleicht nicht gleich weiter. Mein doch ziemlich aufgeregter Körner wird hierauf ein Ruheſchemel ſein. Es trifft ſich das nicht gerade ſchlecht. — Er ſelbſt (Wagner) befindet ſich als Künſtler und Menſch bereits in ganz entlegenen Regionen, wo man den Künſtler anſtaunt, den Menſchen aber nicht mehr genießen kann, oder wenigſtens nur ſehr ausnahmsweiſe, z. B. während der Fahrt, die ich am Sonntag gegen Abend mit ihm und Frau v. Bülow nach Groß-Heſſellohe machte. [1]) Da war er reich an Gemüthsmomenten, ſtrömte gleich ganze Gefühlsergüſſe aus, wie werth „man" ihm ſei und dergleichen mehr. Er fühlt dann lebhaftes Bedürfniß, aus ſeiner

---

[1]) Nachdem ich zuvor mit ihm und Bülows in ihrer Doppelwohnung, Ecke der Arcoſtraße, zu Mittag geſpeiſt hatte. Als ich gerade im Begriff ſtand, dieſer Einladung Folge zu leiſten, war Peter Cornelius bei mir, welcher mich ein Stück begleitete, immer ernſt und ernſter wurde und ſchließlich in die ſeltſamen Worte ausbrach: „Herzlieber Freund! Heute gehſt du zu deinem Henkersmahl!" Verwundert blieb ich ſtehen und bat um nähere Erklärung. Cornelius ſagte nur: „Nun, du wirſt's ſchon ſehen!" Dann gingen wir weiter, und an der Arcoſtraße angelangt, trennten wir uns. Ich wußte damals noch nicht, daß Einer um den Andern von der alten treuen Garde ſeinen Abſchied nehmen mußte.

D. V.

einſamen Geiſteswelt hervorzutreten. Dräſeke hat Recht, wenn er ſagte: „jetzt iſt ein Verkehr mit ihm nicht gerade angenehm, ſpäter aber, etwa in 30—40 Jahren, werden wir doch von aller, aller Welt beneidet werden, da ſeine Erſcheinung eine ſo rieſige iſt, daß ſie nach ſeinem Tode immer mehr und mehr anwachſen muß, beſonders wenn dann das große Bild perſönlich durch nichts Widerhaariges mehr entſtellt werden kann." Die ganzen Meiſterſinger ſind ein einziges muſikaliſches Wunder. Allein wieder nur dieſe Streichquartettbehandlung!

Die Aufführung iſt auf Ende Juni angeſetzt, ich glaube aber, daß auch Juli draus werden wird. Ich kann in der nächſten Woche nur mit der Entſchuldigung fortkommen, Dich holen zu wollen, er würde ſonſt wüthend; denn immer noch wirft er mir mein Fehlen beim Triſtan vor! Daß es für ihn keine Rückſichten gibt, weißt Du, und auch das, daß man ihm Einiges zu gut halten muß. Du wirſt daher mein Ausbleiben entſchuldigen, das mir ſelbſt ſchwer genug wird. Aber in 8 Tagen hoffe ich fortzukommen. Wir können ja dann zuſammen wiederkommen. Schreibe mir doch noch einmal. Grüße Alle beſtens ꝛc.

München am 5. Juni 1868.

Wie war ich über Dein langes Schweigen beunruhigt! 14 Tage kein Brief! Das war nicht recht. Ich glaubte ſchon, Du ſeieſt krank, oder es ſei vielleicht ſonſt etwas vorgefallen. Nun glaubteſt Du freilich, daß ich täglich kommen könnte. Hätt' ich's doch ge-

konnt! Man kommt eben hier nicht fort. Schon am 21. d. M., alſo in 14 Tagen, ſind die Meiſterſinger aufgeführt, und wäre es da freilich ein Unſinn, in der intereſſanten Probezeit und aus andern, von Dir bereits ganz richtig hervorgehobenen Gründen, erſt noch einmal fortzureiſen.

Andrerſeits war mit Wagner wegen der täglichen, langen Proben nichts anzufangen. Ich werde daher meine Schritte an den König ſelbſtändig weiter thun: auch die alles ſehr richtig beurteilende Frau v. Bülow gab mir dieſen Rath! Der König wird ſchon einmal Wagner darüber fragen, es iſt daher beſſer, wenn ich ſelbſt vorher die Initiative ergriffen habe. Wie ſchwer übrigens Wagner für fremde Werke zu intereſſiren iſt, weißt Du glaub' ich. Er iſt das gerade Gegenteil von Liszt, und er war z. B. „wegen des Roquetteſchen Textes" (!) nicht einmal in die Aufführung der „heiligen Eliſabeth" zu bringen. Frau v. Bülow gab mir die Verſicherung, daß er wenigſtens nicht gegen mein Unternehmen ſein werde, und das iſt alles Erlangbare. Bülow zeigte ihm neulich in meiner Gegenwart ſeine Muſik zu „Julius Cäſar" und ſchwor dann, nie wieder dergleichen zu thun.[1]) So

[1]) Als ich Bülow auf deſſen Wunſch endlich meine Oper allein (ohne Wagner) vorſpielen ſollte, kam gleich das Zimmermädchen mit dem Auftrag herein, wir möchten doch aufhören zu muſiziren, der Meiſter wolle ſchlafen! Es war vormittags 11 Uhr!! Bülow ſchlug den Flügel zu und ſprang erregt auf mit den

klagen Alle über ihn. Dennoch hoffe ich ihn mit dem Körner trotzdem zu packen und ihm den Textbuchvorwand zu benehmen. Wenn's ihm nachginge, dürfte kein Menſch mehr was componiren, ſchon wegen der Texte, die freilich Niemand ſo machen kann wie er. Selbſt Opern wie „Hugenotten" müßten aus dieſem Grunde einfach über Bord geworfen werden. Das geht doch nun freilich nicht, und man darf ſich daher nicht irre machen laſſen. Bei der erſten ruhigen Stunde wird es mir Frau v. Bülow ſagen laſſen, und komme ich dann mit meiner Partitur. Daß der Effect in der Anlage nicht verſchmäht iſt, hat er ſchon herausgewittert. Ich werde ihm unumwunden einräumen, daß ich deſſen durchaus bedürfe, um mein Werk weiter zu bringen. Sein Wiland hätte es nicht gethan, ſelbſt wenn er ihn in Verſe gebracht. — Es kommt nun ganz drauf an, wie ſich der König verhält. Ich muß mich deshalb Wagners verſichert halten, der es dann an einem empfehlenden Worte wohl nicht fehlen laſſen wird — ſoviel iſt doch wohl anzunehmen! Erſt bis October kommt Bachmann, und es könnte daher ohnehin die Sache nicht eher in Angriff genommen werden. Ich bleibe alſo bis zu den Meiſterſingern hier, ſuche mich ſo gut es geht mit Wagner zu ver-

---

Worten: „Es iſt mir eine hohe Ehre, mit dem großen Meiſter zuſammen zu wohnen — es iſt aber oft nicht zum Aushalten!!"

ſtändigen und komme dann gewiß ſchon zum Lutherfeſt in Worms zu Dir. Ich nehme zugleich meine Berliner Fäden wieder auf und wird ſich das Andere ſchon finden.

Freilich kämeſt Du ſo hier um die Meiſterſinger! So leid es mir auch iſt, ſo wirſt Du ſie, wenn Du nicht jetzt extra herkommen willſt, gewiß zum Herbſt hören, vielleicht auch ſchon gegen Herbſt in Nürnberg, wo ich nach Bülow's Vorſchlag die vom König gewünſchte Aufführung übernehmen ſoll. Wollen ſehen, ob was d'raus wird!

Noch 14 Tage müſſen wir uns halt gedulden, dann wirds ſchön! Grüße Alle herzlichſt ꝛc.

Am nächſten Tag kam, ſtatt der gehofften Meldung einer freien Stunde, folgende Abſage Frau v. Bülows:

Sehr geehrter und lieber Herr Weißheimer!

Leider bringe ich keine gute Botſchaft! Der Meiſter iſt zu angegriffen und zu ſehr in Beſchlag genommen um Ihrer Arbeit die erforderte Aufmerkſamkeit widmen zu können;[1]) wollen Sie meinem

---

[1]) War es ihm während der Meiſterſingerproben wirklich nicht möglich, was ja wohl der Fall ſein konnte, ſo brauchte er mir nur zu ſagen, daß er nach der Aufführung ſeiner Oper dazu bereit ſei, ich hätte es dann unter allen Umſtänden ermöglicht, noch etwas länger zu bleiben, um es ihm bequem zu machen. Davon verlautete aber nichts, und bei ſeiner bekannten Abneigung gegen alles andre wäre es wohl auch dann nicht dazu gekommen. Ich erinnere hier nur daran, daß er es Cornelius gerade ſo machte, daß er ſich nie um deſſen reizende Opern kümmerte oder gar ſich dafür verwendete. Der gute Peter mußte erſt ſterben, eh' man etwas that, ihn der Vergeſſenheit zu entreißen. D. V.

Rathe folgen, so thun Sie Ihre Schritte ganz ungehindert und versuchen Sie Ihr Glück auf eigener Hand. Eines aber muß ich Ihnen noch von Wagner sagen, er glaubt daß der Text das Werk für Hofbühnen unmöglich macht, da es in friedlichen Zeiten, der aufrührerischen Tendenz wegen, alle möglichen Unannehmlichkeiten von außen zuziehen könnte; [1]) er glaubt daher, daß es am besten auf einer zweiten Bühne in einer großen Stadt (Victoria-Theater in Berlin z. B.) am Platze wäre. [2])

Nehmen Sie sich die schroffe Ansicht des Meisters nicht zu schwer zu Herzen; es gilt einzig dem Text, und vergessen Sie nicht, daß Wagner noch mehr Dichter vielleicht als Musiker ist, es ihm demnach nicht zu verargen ist, wenn er ein Libretto nicht leicht nehmen kann, und wenn er dieses schlecht findet, er wenig Hoffnung für das ganze Unternehmen hegt. [3])

Auf Wiedersehen, lieber Herr Weißheimer, wie

---

[1]) Dieser neue Ein- oder besser Vorwand war der unmöglichste von allen; denn von „aufrührerischer Tendenz" konnte doch in dieser rein historischen und vaterländischen Oper ernstlich nicht gesprochen werden. In der That hat auch die spätere, mit großem Beifall aufgenommene Aufführung derselben auf einer sehr hervorragenden „Hofbühne" dem betreffenden Staate nicht die mindeste internationale Verwicklung zugezogen! D. V.

[2]) Natürlich wäre dies für ihn die bequemste Art und Weise gewesen, die Geschichte mit einemmal los zu werden. D. V.

[3]) Nun, dieses „schlechte Libretto" liegt gedruckt vor. Jeder kann sich (siehe Anhang), falls es ihn gelüstet, leicht vom Gegenteil überzeugen. D. V.

gern hätte ich Ihnen Erfreulicheres mitgetheilt! Mit herzlichem Gruß

C. v. Bülow.

6. Juni 1868.

Hierauf schrieb ich am folgenden Tag meiner Frau:

München am 7. Juni 1868.

Nun werden wir uns doch noch in dieser Woche wiedergegeben sein. Der große Meister entfaltet seine menschliche Seite jetzt so klar, daß Einem alle Zweifel benommen werden. Du weißt, daß er bei seinem Hierherkommen meine Angelegenheit selbst ohne meine Aufforderung in die Hand nehmen wollte. Er war aber unnahbar, so daß ich am Dienstag ihn schriftlich um Gewährung einer nur kurzen Zeit behufs Vorspielen der wesentlichsten Scenen bat. Keine Antwort. Gestern schreibt mir nun Frau v. Bülow in seinem Auftrage lauter Ausflüchte u. d. gl., aus denen klar hervorgeht, daß er der Sache, weil nicht eine seiner eignen Opern, sogar mißgünstig ist, ohne es auch nur der Mühe wert zu halten eine Note davon kennen zu lernen. [1]) Dieses Seitenstück zu der famosen Hochzeitsgeschichte hat meinem Faß aber nun den Geduldsboden ausgeschlagen. Ich habe nun die erwünschte Klarheit über München und bin froh. Meine Abreise vor den Meistersingern wird ihn hoffentlich aufklären. Unterdessen werde ich aber trotzdem in Berg meine

[1]) Ich bemerkte schon, daß ich zum Vorspielen auch später bereit gewesen wäre, falls er jetzt keine Zeit gehabt hätte.

D. V.

Sache eingeben und einen ſchön eingebundenen Text dazu. Es muß dann ein Ja! oder Nein! erfolgen, wie bei allen Eingaben. Ich hoffe auf des Königs Unbefangenheit, wenn auch nun die Chancen äußerſt gering ſtehen.

Ueber die Sache ſelbſt bin ich ziemlich gleichmüthig, ſogar fataliſtiſch ruhig; denn iſt es hier nicht, ſo iſt es wo anders — und wer weiß, was gut iſt. Auch muß ſich Jeder, der was bringt, der gegentheiligen Entſcheidung ausſetzen ohne ſich verletzt fühlen zu dürfen, aber es nicht einmal einer Prüfung werth zu finden überſteigt alle Begriffe!![1]) Dräſeke iſt ſchon längſt darüber indignirt, wie ſie es mit dem Cornelius'ſchen „Cid" machen und Heinrich Porges ſagte mir heute (wir aßen bei ihm zu Mittag) „ich hätte doch nicht geglaubt, daß er es ſich mit Ihnen ſo leicht machen würde."[2]) Man trägt geradezu eine Verachtung jeder ander-

---

[1]) Als ich Cornelius das kurze Abſageſchreiben Frau v. Bülows zeigte, ſagte er: „Es iſt unglaublich, mit welcher Rückſichtsloſigkeit man verfährt und es wagt, in einer ſo wichtigen Sache dir einen ſolchen — Wiſch zu ſchreiben!" D. V.

[2]) Wie lebhaft Wagners Verhalten gegen mich damals auch in andern Kreiſen beſprochen worden ſein mußte, bewies mir faſt dreißig Jahre ſpäter eine Unterredung mit Muſikdirektor Volbach in Mainz. Dieſer, den ich erſt kürzlich kennen lernte, ſagte mir obigen markanten Ausſpruch von Heinrich Porges wörtlich vor! Im erſten Augenblick erinnerte ich mich jenes Ausſpruches nicht einmal mehr, war aber nach Durchſicht meiner Briefe um ſo angenehmer berührt, denſelben von mir ſelbſt in der gleichen Faſſung aufgezeichnet zu finden. D. V.

seitigen Produktion zur Schau. Allerdings soll er sich, nach Aller Aussage, erst in den letzten 3 Jahren so zu seinem Nachteil verändert haben, und es ist wahr, daß auch ich ihn dies Jahr kaum wieder erkannt habe. [1]) Leider scheint er zu denen zu gehören, die eine einflußreiche Stellung nicht vertragen können. — Ich bin nur froh, daß ich auch dieses Kapitel in meinem Leben überwunden habe. Man hat den Vortheil, dadurch immer objectiver zu werden. Daß wir uns mit dem Körner in München schon wieder einmal sprechen werden, nehme ich fest an, aber ein bischen anders! [2]) Es wäre thöricht, sich durch eine Widerhaarigkeit entmuthigen zu lassen, im Gegentheil! Es sind noch Niemand die gebratenen Tauben in den Mund geflogen und man muß sich regen. Auf! nach Berlin, und über Osthofen!

Den Samstag längstens komme ich ꝛc.

Dein Wendelin Muthig.

München am 12. Juni 1868.

Heute Nachmittag bekam ich Deinen Brief (es klopft, und um 1/2 9 Uhr kommt noch Dräseke).

---

[1]) In Stuttgart hatte er noch meine Oper unbesehen dem Leipziger Direktor in spe Dr. Grunert zur Aufführung empfohlen — und jetzt, wo er Liszts Urteil kannte, wollte er sie nicht einmal besehen, um sie nicht in München zur Annahme empfehlen zu müssen. D. V.

[2]) Ist buchstäblich eingetroffen. D. V.

Samstag Morgen.

Ich ging zum erstenmale darauf wieder zur Bülow, welche, da ich mich in keiner Probe mehr sehengelassen, glaubte, ich sei abgereist! Auch hatte sie sich bei den Andern eifrig nach mir erkundigt, und, da ich zufällig wegen des Gedichtemachens nicht ausgegangen war, so stand es fest: Ich war in Wuth abgereist. Wagner phantasirte auch einige Tage darüber und es war daher Frau v. Bülow sichtlich freudig überrascht, als ich gestern Vormittag zu ihr eintrat: Ich hatte also ohne abgereist zu sein, dasselbe Resultat erreicht. In lebhaftem Gespräch über eine Stunde hin wollte sie mich umstimmen, sie machte mir sogar über die doch nicht feste Haltung des Königs (durch ihre Hand geht die ganze Correspondenz) Aufschlüsse und bemühte sich mir auseinanderzusetzen, wie doch nur die große Liebe Wagners zu mir Veranlassung gewesen, daß er so aufgebracht über den Text gewesen 2c. 2c.; sie beschwor mich, nur mein Herz zu Rath zu ziehen und nicht die andern Freunde zu hören (die die Sache ohne Ausnahme wie ich beurtheilen), ich wüßte nicht, wie gern er mich habe, wobei ihr sogar Thränen kamen. Ich blieb aber fest, setzte ihr genau meine Ansicht auseinander und beschloß, ihr meine nahe Abreise jetzt nicht zu sagen, sondern zu schreiben. Sie ließ sich von mir versprechen Alles noch einmal ruhig zu überlegen und sie dann zu besuchen. Auch lief sie gleich, als ich ging, zu Wagner, um nochmals Alles mit ihm zu besprechen, obgleich

ich ſie gebeten, dies nicht zu thun. Darauf hin kann ich aber freilich heute nicht abreiſen. Umſoweniger, da ich gehört, daß der Generalintendant v. Hülſen aus Berlin zu den Meiſterſingern kommt, auch Bronſart ꝛc. Könnte ich nun hier Hülſen kennen lernen, ſo wäre das von der größten Wichtigkeit. Mein Plan iſt ſo: Da heute oder morgen gewiß von Wagner etwas erfolgen muß, ſo werde ich mir das Verſprechen geben laſſen, daß er (oder Bülow) mich etwas eindringlich Hrn. v. Hülſen vorſtellen wird. Daß es von beiden Seiten gern geſchehen wird, iſt ſicher, da man dadurch meine Angelegenheit einem Dritten, der mir zugleich der Liebſte iſt, zuſchiebt. Da ich durch den Grafen Redern nicht zu Hülſen gelangen kann, ſo iſt mir die jetzige Gelegenheit um ſo werthvoller, weil Hülſen ſich gerade auf Reiſen befindet und ich ihn vorläufig in Berlin gar nicht hätte treffen können. Dieſe hinzuzugebenden 8 Tage werden ſich alſo reichlich rentiren. Die Meiſterſinger ſind beſtimmt den 21. Juni, ſie gehen ſchon und iſt an ein Verſchieben ſchwer zu denken. Wahrſcheinlich treffen die Herrſchaften auch einige Tage früher ein, was ich ſchon ausnutzen werde. Mein zähes Feſthalten an einer Idee hat Dräſeke und Cornelius einige Bewunderung abgelockt; um zum Ziel zu kommen muß man es aber ſo machen. Das Gelungenſte wäre nur, wenn ich durch meinen Münchener Aufenthalt die Berliner Aufführung eroberte, wenigſtens den Grundſtein dazu legen würde.

— Der hieſige König erhält alſo nun den Text, bei einer Befragung Wagners wird dieſer Nichts dagegen ſagen, was mich die Bülow feſtverſichert und weſſen ich mich ſelbſt verſichern werde. So habe ich dann die Hinderniſſe beſeitigt, die Chancen ſind wieder nicht ſchlecht und ſo darf ich auch wieder auf München hoffen. Will's der König dann aufgeführt ſehen, nun, da brauche ich doch gerade nicht nein zu ſagen. Aber Berlin, Berlin! Alſo 8 Tage ſpäter erſt Dein Wendelin.

München am 18. Juni 1868.

Geſtern nun erhielt ich von Major v. Sauer ein ſehr freundliches Schreiben, was ich Dir beilege. Möglicherweiſe erfolgt darauf doch was, wenn ich es auch gerade nicht erwarte. Wagner machte mir richtig noch einen rührenden Erguß, auf den ich aber nichts gebe. Er ſtellte mir ſeine Stellung ſo hin, als wäre ſie lange nicht ſo einflußreich und hätten ſie ſich gerade in Perfall einen Intriguanten hingeſetzt. Wollten ſie beim König etwas durchſetzen, ſo koſte es die heilloſeſte Anſtrengung ꝛc. Was iſt nun wahr? Ich muß geſteh'n, daß ich der Sache wenig Glauben beimeſſe. Kurz, kommt noch was nach, was bei dem ſchwärmeriſchen Charakter des Königs nicht unmöglich iſt, ſo iſt es gut, kommt nichts, ſo habe ich gethan was ich gekonnt und was ich mußte. Es muß mir dann wo anders gelingen. Bülow will mich bei Hülſen geradezu als Dirigent der Meiſterſinger in Berlin in Vorſchlag bringen, da Hülſen ſelber kein Zutrauen in ſeine Hof-

kapellmeiſter habe. Daß es freilich keiner von denen kann, weiß ich von der Euryanthe her. Bülow meint, unter allen Umſtänden ſollte ich mir den kommenden Winter, auch eben für die Meiſterſinger, frei laſſen. Gott weiß was wird! Ich bin aber entſchloſſen mit dem, was ich bin und kann, den unſichern Kampf aufzunehmen ... Selbſt Bülow hat ſich nun von dem „großen dramatiſchen Zug" des Körner überzeugt und ſehr bedauert, augenblicklich noch nicht vorgehen zu können. Auch Cornelius glaubt an den ſicherſten Erfolg. Wagner klebt immer noch am Text und ſchlug mir Paul Heyſe vor behufs einer Umarbeitung. Das hieße aber wieder von vorne anfangen, was ich nicht Luſt habe und auch nicht einſehen kann. Eine gewaltſame Veränderung der Geſchichte würde ſich bei dieſem Stoffe empfindlich ſtrafen, da er das Glück hat, fertig wie keiner, aus derſelben hervorgegangen zu ſein. Aber wegen des Luthertextes will ich mit P. Heyſe in Verbindung treten.

München am 20. Juni 1868.

Ich komme alſo gleich nach der Meiſterſingeraufführung hin, und brauche ich auch nicht gerade gedehmüthigt zu kommen. Director Behr in Mainz gab dem hieſigen Regiſſeur Richter dringende Ordre, mich hier auszuwittern, weil er mich abſolut engagiren will. Ich ließ ihm ſagen, daß ich im Verlauf der nächſten Woche ſelbſt nach Mainz kommen würde. Ich will alſo zuerſt in Oſthofen ſehen, ob und wie

viel ich dort etwaige Gelder beziehen kann. Mainz hätte übrigens viele Annehmlichkeiten, auch für Dich und die Geſchwiſter, und vielleicht ſetze ich ja noch vor September irgendwo eine Aufführung reſp. Annahme der Oper durch. Der liebenswürdige Tichatſchek gab mir geſtern Abend ſehr wichtige Quellen in Dresden an und heute machte ich ſogar nähere Bekanntſchaft von Betz und — — Niemann! Irgendwo wird mir doch das Glück lachen. Du wirſt alſo durch eine baldige Reiſe nach Dresden und Berlin entſchädigt, meine Liebe. Nehme ich Mainz an, ſo brauchen wir gar nicht zu ſparen. Sei herzlich gegrüßt von Deinem Wendelin.

Am ſelben Tage fand die Generalprobe der „Meiſterſinger" im Koſtüm ſtatt. Wagner, der in den vorangehenden Proben ſtets mit erſtaunlicher Virtuoſität die Regie geführt, hatte heute in der Mitte des zweiten Ranges Platz genommen, um von oben alles gut überſehen zu können. Die unteren Räume waren ſchon ziemlich von den zahlreichen Gäſten angefüllt, welche von nah und fern zu dieſem muſikaliſchen Ereignis herbeigeſtrömt waren. Als ich während des dritten Aktes ebenfalls nach dem zweiten Rang gegangen war, ſtand ich im Halbdunkel plötzlich vor Wagner, welcher gerade aus einer Loge kam. Mit unendlich wehmütigem Stimmklang, den ich nie vergeſſen werde, rief er zweimal: „Weißheimer—Weißheimer!" Dann ergriff er meine Hand und ſah mich an. Nach einer kleinen Ergriffenheitspauſe fragte er mich, ob ich denn auch heute noch nicht jene Stelle in der Einleitung zum letzten Akt herausgefunden

hätte, über welche er mir vor sechs Jahren in Biebrich prophezeit habe, meiner zu gedenken. Ich sagte, zu meiner Schande müsse ich gestehen, daß trotz genauesten mehrmaligen Zuhörens und Aufmerkens ich noch nicht dahinter gekommen, was er meinen könne. Lächelnd schüttelte er den Kopf und ging wieder in die Loge, da die kleine Pause beendet war, und soeben mit der Schlußscene der Oper begonnen wurde. Dies war die letzte persönliche Begegnung, welche ich mit ihm hatte.

Ruhmgekrönt saß er während der ersten Aufführung, Sonntag den 21. Juni 1868, neben seinem königlichen Freunde in der mittleren, großen Königsloge und nahm an dessen Seite und mit dessen Händedruck die stürmischen Ovationen der Menge entgegen — und hier — sah ich ihn auch zum letzten Male! Nach dem Vorgefallenen und infolge seines auffallend veränderten Wesens hatte ich keine Lust mehr zu weiteren persönlichen Begegnungen, die mir das schöne Bild von früher, welches ich von ihm hatte, leicht noch mehr hätten trüben können.

Nachwort.

Die drei folgenden Kapellmeisterjahre in Mainz und Zürich will ich nur im Vorübergehen erwähnen. In Mainz studierte ich den „Lohengrin" neu ein, und in Zürich traten wir, meine Frau und ich, mit Familie Wesendonck in freundschaftliche Beziehungen, welche sich noch über die Zeit unsers Weggangs von dort (1872) fortsetzten. Während meiner sechsjährigen Wirksamkeit in Straßburg i. E. (1873—78), wo ich unter anderm Wagners Opern „Rienzi", „Tannhäuser" und „Lohengrin" im dortigen neuerrichteten Theater zum erstenmal aufführte, schrieb ich ein neues Werk: „Meister Martin und seine Gesellen", das ich unter Otto Dessoffs unübertrefflicher Leitung am 14. April 1879 in Karlsruhe mit außerordentlichstem Glück zur Aufführung brachte, und welches schnell über eine Reihe von Bühnen wanderte. (Ueber die stattgehabte „Körner"-Aufführung ist bereits an zwei Stellen kurz berichtet.) Zur selben Zeit war ich von Straßburg nach Baden-Baden übergesiedelt, wo ich auf Wunsch des dortigen Kurkomitees, unter Vorsitz des sehr musikalischen und stimmbegabten Oberbürgermeisters Gönner, die Leitung der größeren Kurhauskonzerte übernommen hatte. 1880 hatte ich mich auch mit Otto Dessoff in die Leitung der Konzerte der in Baden stattfindenden Tonkünstlerversammlung

geteilt, nachdem die vierte dortige Aufführung meines „Meister Martin" das Fest eröffnet hatte. Ich saß mit Dr. Franz Liszt und Saint Saëns in der großen Mittelloge und erntete von beiden die unumwundenste Anerkennung meines Werkes, das auch in Karlsruhe mit denselben vorzüglichen Kräften bereits sechsmal zur Aufführung gekommen war. Liszt war, wie immer, der charmanteste, liebenswürdigste und liebevollste große Künstler, den ich je zu kennen die Ehre hatte. Seine früheren Briefe an mich ließ leider ein unglücklicher Zufall verloren gehen; ich kann daher nur die an mich nach Baden gerichteten mitteilen, die keinerlei Erklärung bedürfen, und durch deren Wiedergabe ich dieses Buch hiermit schließe. —

Sehr geehrter Freund!

Besten Dank für die Mitteilung Ihrer Oper: „Meister Martin und seine Gesellen", deren nächste Vorstellung in Baden-Baden das Vergnügen haben wird beizuwohnen,

freundschaftlich ergeben

12. April 80 — Weimar. F. Liszt.

Sehr geehrter Freund!

Zufolge Ihres Briefes schreibe ich an Riedel. Nur drei Nummern aus dem Christus-Oratorium sollen in dem Programm der Tonkünstlerversammlung in Baden-Baden aufgenommen werden. Also:

1) Einleitung und Chor: (Gloria et pax . . . .)
2) Die „Seligkeiten".
3) „Tu es Petrus".

Das „Wunder“ und den „Einzug“ *ſtreicht* entſchiedenſt —

freundſchaftlich dankend und ergebenſt

F. Liszt.

16. April 80 — Weimar.

Sehr geehrter Freund!

Nochmals Dank für Ihre wirkſame, günſtig dirigirende Thätigkeit, bei der Tonkünſtlerverſammlung in Baden.

Das freundliche Wohlwollen des Herrn Oberbürgermeiſter Gönner erfreut und beehrt mich. Sagen Sie ihm und den vortrefflichen Sängern der „Chriſtus Chöre“ meinen aufrichtigen Dank, nebſt dem Bedauern, daß ich dieſes Jahr nicht mehr nach Baden-Baden kommen kann.

Herrn Muſikdirektor Dimmler habe ich verſprochen, der Aufführung des „Chriſtus Oratorium“ nächſten Sommer in Freiburg beizuwohnen. Dann beſuche ich auch wieder meine Badener Freunde.

Seit meinem Rücktritt von der Weimarer Hofbühne (vor 20 Jahren) bin ich den Theaterangelegenheiten, nicht unfreiwillig, ganz entfremdet. Indeß *wird nicht ermangeln*, Weißheimers „*Meiſter Martin* und ſeine Geſellen“ *zur Aufführung zu empfehlen* an intendantlichen, entſcheidenden Stellen —

alt freundſchaftlich ergeben

15. Juni 80 — Weimar. F. Liszt.

Freundlichſten Gruß an Ihre Frau.

Sehr geehrter Freund!

Wahrlich treiben Sie Wunder in Baden-Baden! Nach der Tonkünſtler-Verſammlung hielt ich eine noch vollſtändigere Aufführung des Chriſtus-Oratorium für unmöglich. Indeß haben Sie dieſe glücklich zu Stande gebracht. Dem Dirigenten, den Ausführenden und Herrn Oberbürgermeiſter Gönner meinen verbindlichſten Dank.

Beſonderes Intereſſe nehme ich an dem Weißheimer-Concert (30. Juni), welches hoffentlich nächſtes Jahr wiederholt wird, ſo daß ich zu hören bekomme Ihre „geiſtlichen Sonnette", „Deutſchen Minneſänger" und die Symphonie „An Mozart".

Im Sommer 81 habe ich Freund Dimmler verſprochen, ſeiner Aufführung des Chriſtus-Oratorium in Freiburg (Breisgau) beizuwohnen. Verſtändigen Sie ſich mit ihm, wegen der mir ſehr angenehmen Station Baden-Baden — ob vor oder nach Freiburg? Die benannten Compoſitionen Weißheimers wünſche ich zu hören, kann aber nicht länger als 8 bis 10 Tage im badiſchen Lande nächſtes Jahr zubringen.

Freundlichſten Gruß an Ihre Frau, und ſtets aufrichtig ergebenſt

F. Liszt.

22. Juli 80, Weimar.

Sehr geehrter Freund,

Wahrlich treiben Sie Wunder
in Baden-Baden! — Nach der
„Tonkünstler Versammlung" hielt
ich eine noch vollständigere
Aufführung der Christus-Oratorium
für unmöglich. Indem haben
Sie diese glücklich zu Stande
gebracht! Dem Dirigenten,
dem Aufführenden, und
Herrn Ober Bürgermeister Gönner
meinen verbindlichsten Dank.

Besonders Interesse
nehme ich an dem Weinheimer Concert
(30ten Juni) welches hoffentlich

Faksimile eines Briefes von Franz Liszt an W. Weißheimer. Siehe Seite 407.

nächsten Jahr wiederholt wird,
so hab ich zu hören bekomme
Ihre geistlichen Sonnette,
Deutschen Minnesänger, und die
Symphonie „an Mozart“.
Im Sommer. Ei, habe ich
Freund Dinter versprochen
seiner Aufführung des Christ
Oratorium in Freiburg (Breisgau)
beizuwohnen. Verständigen
Sie sich mit Ihm, wegen der
mir sehr angenehmen Station
in Baden Baden, – 6 vor
oder nach Freiburg – 2 Die
benannten Compositionen Weinheim
wünschen ich zu hören, kann ab

nicht länger als 8 bis 10 Tage
im badischen Lande, nächsten
Jahr zubringen.
Freundlichsten Gruß an
Ihre Frau, und stets
aufrichtig ergebenst
F. Liszt

22ten Juli, 80 -
Weimar.

Anhang.

Verzeichnis der vorläufig im Druck erschienenen Werke

von

Wendelin Weißheimer.

1. **König Sifrid.** (Opus 1. Franz Liszt gewidmet.) Ballade von Uhland, für Baryton oder Baß. Leipzig, bei C. F. Kahnt. Partitur Mark 4.— Klavierauszug Mark 1.50.
2. **Die große Firma.** Gedicht von Franz von Gaudy. Für eine Baryton- oder Baßstimme mit Begleitung des Pianoforte, unter dem Pseudonym W. Solinger, opus 2. Düsseldorf, bei Wilhelm Bayrhoffer. Preis Mark 1.50.
3. **Deutsche Minnesänger.** Lieder-Cyclus für eine Singstimme mit Pianofortebegleitung. Mainz, bei B. Schotts Söhne.

Erstes Heft: **Dietmar von Aist.**

Inhalt: 1. Der Falke. (Uebersetzt von Frl. Born.) Sopran.
2. Die Trennung. (Simrock.) Sopran.
3. Im Frühling. (Simrock.) Sopran.

Zweites Heft: **Der von Kürenberg.**

Inhalt: 1. Der Falke: „Ich zog mir einen Falken." Sopran.
2. Der Abendstern. Mezzosopran.
3. Liebeslied. Mezzosopran.
4. Des Geliebten Abschied. Mezzosopran oder als Wechselgesang zwischen Mezzosopran und Baryton.
5. Nur der Eine. Mezzosopran.
6. Trennung. Mezzosopran oder als Wechselgesang wie oben.

Drittes Heft: Spervogel. Heinrich von Veldeke. Wernher von Tegernsee und Volkslieder aus dem 12. Jahrhundert.

Inhalt: 1. Tugend das schönste Kleid. Mezzosopran oder Baryton.
2. Lebensregel. Alt oder Baß.
3. Der Thor. (Uebersetzt von Simrock.) Alt oder Baß.
4. Die böse Zeit. Mezzosopran oder Baryton.
5. Der gute Wirt. Baß.
6. Minnelied: „Wohl alle Gedanken des Herzens vereine." Tenor.
7. Dasselbe für etwas tiefere Stimmlage. (Baryton.)
8. Macht der Liebe. Tenor.
9. Graues Haar. Baryton oder Baß.
10. Liebesreim von Wernher v. Tegernsee. Sopran oder Tenor.
11. Komm, o komm, Geselle mein. (Volkslied.) Für alle Stimmen außer Baß.
12. Ich hab' im Herzen sehnlich Leid. Sopran oder Tenor.

Viertes Heft: Christan von Hamle.

Inhalt: 1. Der Anger. Für alle Stimmen außer Baß.
2. Vier Augen und zwei Herzen. Tenor oder hoher Baryton.
3. Wächterlied. Zwiegespräch zwischen Sopran und Baryton.
4. Treue. Tenor.
5. Frauenlob: „Da kommt der Mai mit Schalle." Tenor.

Einzelnummer: Herzog Johann von Brabant.
„Herba lori fa." Sopran oder Tenor.

Preis: 1. Heft ℳ 3.— 2. Heft ℳ 2.75. 3. Heft ℳ 3.75.
4. Heft ℳ 4.25. Herba lori fa ℳ 1.—

Weiter sind bei B. Schott's Söhnen in Mainz erschienen:

Lieder und Balladen
von Goethe.

1. Erster Verlust: „Ach wer bringt die schönen Tage." Mezzosopran. 50 ₰

c) Meiſter Martin und ſeine Geſellen.

Oper in drei Akten

nach der Erzählung von E. T. A. Hoffmann.

Vollſtändiger Klavierauszug ℳ 20.—; Orcheſterpartitur ℳ 200.—

(Bei direkter Beſtellung 33⅓ % Rabatt.)

17 Einzelnummern (Rabatt wie vorſtehend), darunter:

Die Prophezeiung der Großmutter. Lied für Sopran. 80 ₰.
Martin lobt die Geſellen. Arie für Baß. ℳ 1.—
Konrads Jagdlied. Für hohen Baß. ℳ 1.20.
Arie und Scene Roſas. Für Sopran. ℳ 1.—
Lied Reinholds vor dem Bilde. Für Baryton. ℳ 1.—
Dasſelbe für Tenor ℳ 1.—
Duett für Tenor und Baryton: „Der Haare Prangen." ℳ 1.20.
Melodien aus „Meiſter Martin" für Piano: 1. Heft ℳ 2.—
2. Heft ℳ 2.— Ouvertüre zu 2 Händen ℳ 1.60. Ouvertüre zu 4 Händen ℳ 3.20.
Textbuch der Oper „Meiſter Martin" 50 ₰.

d) Textbuch der Oper Leyer und Schwert

(Theodor Körner) 50 ₰.

Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart und Leipzig.

Giuseppe Verdi und seine Werke.

Von

Gino Monaldi.

Aus dem Italienischen übertragen von A. Gilardi.

Mit 2 Bildnissen Verdi's.

Preis geheftet ℳ 6.—; fein gebunden ca. ℳ 7.—

Giuseppe Verdi, der Meister der neuitalienischen Tonschule, ist in seiner Heimat Italien und in ganz Europa eine Weltberühmtheit. Seine Opern, von denen einige seiner Meisterwerke, Aida, Othello, Falstaff, noch nicht lange vollendet sind, haben sich in kurzer Zeit auf allen Bühnen der Welt eingebürgert und gehören zu den Lieblingsopern des musikalischen Publikums. Monaldi's Buch ist eine Biographie Verdi's, wie sie in dieser Vollendung noch nicht geschrieben worden ist. Es ist ein Werk, das nicht nur für den Musiker, sondern für jeden Gebildeten von hohem Interesse ist.

Aus siebzig Jahren.

Lebenserinnerungen von

Wilh. Jos. v. Wasielewski.

Mit drei Bildnissen und einem Faksimile.

Preis geheftet ℳ 5.—; in elegantem Halbfranzband ca. ℳ 6.—

Diese Memoiren sind nicht nur für Musiker von Interesse, sondern für jeden, der sich für Kunst und Leben überhaupt interessiert. Wasielewski war eine Zeitlang Redakteur der Neuen Zeitschrift für Musik, Konzertmeister und Musikdirektor in Bonn, Leiter der Konzerte des Bonner Gesangvereins, Lehrer am Konservatorium zu Köln, Musikdirektor in Düsseldorf, Dirigent der Bonner Konzerte, Professor am Konservatorium zu Dresden, Schumanns Biograph, Herausgeber Bachs, Beethovens, Berlioz', Liszts u. a. m. Das alles ist in lebendiger, scharfer und anregender Darstellung und vor Schilderung seiner persönlichen Erlebnisse vereinigt.

Die Klassiker der Musik

Beethoven, Clementi, Haydn, Mozart, Weber,

in ihren Werken für das Pianoforte allein.

Gesamtausgabe mit Bezeichnung der Fingersatz von J. Bischoff.

6 Bände. Mit vollständigen Notenbeispielen in jedem einzelnen Band.

In 12 Lieferungen Prachtausgabe auf Kunstdruckpapier

Beethovens sämtliche Sonaten	4 Bände à ℳ 3.—
Mozarts sämtliche Sonaten	1. und 2. Band à ℳ 3.—
Haydns sämtliche Sonaten	2 Bände à ℳ 3.—
Clementis ausgewählte Sonaten	2 Bände à ℳ 3.—
Webers ausgewählte Sonaten	2 Bände à ℳ 3.—
Webers Kompositionen für das Pianoforte	2 Bände à ℳ 3.—

Die Ausgaben zeichnen sich durch sorgfältige Revision und sachliche Fingersatz, durch vollständige Notenbeispiele und Lesarten, durch Angabe der Quellen, aus denen die Texte geschöpft wurden, — aufgrund der Forschungen Bischoffs, — durch Beigabe einer Biographie des Komponisten, durch Beifügung eines Verzeichnisses der Werke, sowie auch der Opus-Zahlen jeder einzelnen Gattung, durch Angabe der Zeit, in welcher die Werke entstanden sind, und durch Beigabe eines Porträts aus.

Frankfurter Journal.

Die schöne Müllerin.

Lieder-Kantate von Wilhelm Müller. In Musik gesetzt von Fr. Schubert.

Klavierauszug mit leichter Orchesterbegleitung von R. Schuster und B. Zimmermann.

In Originalausstattung Preis ca. ℳ 2.—

Die köstlichen Lieder, welche ein ergreifendes Gedicht mit lieblichster Musik begleiten, sind hier in ganz neuer, wirkungsvoller Fassung, nämlich gedruckt mit Klavierbegleitung von Orchester. Auch in dieser Ausgabe sind die von Schubert selbst komponierten drei Zwischenlieder in ihrer ursprünglichen Reihenfolge mitgeteilt. Der Text ist durch Weglassung einiger Strophen etwas gekürzt, ohne dadurch an Verständlichkeit zu verlieren. Der Preis ist sehr billig.

Neue Musik-Zeitung, Stuttgart.

Diese Werke können durch alle Buchhandlungen zur Ansicht bezogen werden.

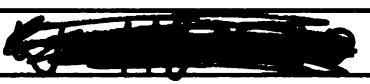
Verlag und Druck der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

RETURN TO the circulation desk of any
University of California Library
or to the
NORTHERN REGIONAL LIBRARY FACILITY
Bldg. 400, Richmond Field Station
University of California
Richmond, CA 94804-4698

ALL BOOKS MAY BE RECALLED AFTER 7 DAYS

- 2-month loans may be renewed by calling (510) 642-6753
- 1-year loans may be recharged by bringing books to NRLF
- Renewals and recharges may be made 4 days prior to due date.

DUE AS STAMPED BELOW



AUG 1 0 2001

12,000 (11/95)

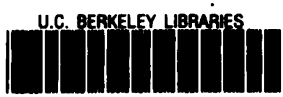
(B4555s10)476

University of California
Berkeley

ML410.W45.A3 1898

C037202186

U.C. BERKELEY LIBRARIES



C037202186

DATE DUE

Music Library
University of California at Berkeley